6502
Biogr. C.
89 m/4

<36636538110016

<36636538110016

Bayer. Staatsbibliothek

Die Männer des Volks

dargestellt

von

Freunden des Volks.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Bayerische Staatsbibliothek München

IV. Band. 1. Lieferung.

Johann Gottlieb Fichte von H. L. Egidius. Hermann von Beckerath von Friedr. von Schönthal. Uwe Jens Lornsen von Karl Buchner.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

Wbg/61/67

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Streng u. Schneider in Frankfurt a. M.

Haupt-Archiv
der NSDAP.
München
Nr. 44/12114

Johann Gottlieb Fichte.

Von

H. L. Egidius.

„Auf der vollendeten Stufe der Bildung ist jeder dem Andern Priester und Mittler zum Ewigen und Göttlichen, dem Manne das Weib und hinwiederum für das Weib der Mann Priester der Religion und Liebe, in seiner ganzen persönlichen Erscheinung, wie sie das Abbild und der Wiederschein, die lebendige Offenbarung seiner idealen Individualität ist. Um jede große Persönlichkeit sammeln sich die Jünger; auch der Künstler ist ein Diener des Gottes in Andacht und Begeisterung, und alle die wahren Meister der Wissenschaft, sowie die Männer der That, die Heroen der Geschichte sind die hohen Priester des Geistes, die Werkzeuge, um den Willen des Weltgeistes zu vollstrecken.“

Bayerische Staatsbibliothek München

Johann Gottlieb Fichte.

(Geb. am 19. Mai 1762 in Rammenau, gestorben am 28. Januar 1814 in Berlin.)

Nicht blos als ein Meister der Wissenschaft glänzt Fichte am Himmel der Geschichte des Menschengeistes; auch durch seine in sich abgeschlossene, gediegene, thatkräftige Persönlichkeit, durch die seltene Energie seiner Thätigkeit für eine große Idee, wie durch die mächtigen Erfolge dieser Thätigkeit, ragt er über seine Zeitgenossen als ein Heros des deutschen Geistes, als ein ächter Mann der Nation empor, in deren Andenken sich an Fichte's Namen die Erinnerung ihrer glorreichsten Erhebung knüpft. Er ist eine kräftige, männliche, überwältigende Persönlichkeit, welche alles Keimkräftige und Willensstarke ihrer Zeit in ihren Zauberkreis unwiderstehlich hereinzieht, gleich gewaltig wirkend als Denker wie als Redner, als persönliche Erscheinung und als Schriftsteller. Darum werden uns die Leser und Freunde der „Männer des Volks" willig folgen, wenn wir in der folgenden Schilderung seine Lehrjahre mit den Bildungskämpfen seines Charakters, seine Wanderjahre mit den Kämpfen um seine Existenz, und die Glanzperiode seines Ruhmes mit seinem Kampf auf dem Markte des öffentlichen Lebens, der anschauenden Betrachtung vorführen und sein Bild als einen Gegenstand der Bewunderung und Liebe für Solche hinstellen, die daran gerne den Geist erfrischen und den Willen beleben mögen.

In Rammenau, einem Dorfe zwischen Bischofswerda und Pulsnitz, in der Oberlausitz, wo sich sein Vater Christian Fichte, nachdem er sich mit der Tochter seines Lehrherrn Johann Schurich aus Pulsnitz vermählt, als Handwerker niedergelassen hatte, wurde am 19. Mai 1762 Johann Gottlieb Fichte geboren. Schon des Knaben stille, sinnige Natur verbarg die Keime der im Geiste schlummernden Welt und wies auf den späteren tiefen Denker hin. Den lebhaften Spielen des Knabenalters fremd, liebte es der junge Gottlieb, halbträumend und sinnend, in sich versunken, stundenlang in die Ferne zu blicken, mit frischen Zügen das geheimnißvolle Allleben der Natur in sich aufnehmend und Sinn und Gemüth so tief damit erfüllend, daß diese Stunden später dem Manne die hellste und liebste Erinnerung waren. In den Feierstunden des Abends lehrte ihn der Vater Lesen, Bibelsprüche und Liederverse; zur Bibel und zum Katechismus, woraus der Knabe die erste Geistesnahrung schöpfte, gesellte sich bald die Volkshistorie vom gehörnten Siegfried, ein Geschenk des Vaters, das die Einbildungskraft des jungen Fichte so fesselte, daß er allgemach alle Aufmerksamkeit für die väterlichen Lehrstunden verlor und in Folge dessen sich strenge Strafen zuzog. Bei dieser Gelegenheit war es denn, daß in dem Knaben noch ein anderer Charakterzug sich äußerte, der später bei dem reifen Manne nicht minder, wie jener obenerwähnte frühzeitig erwachte Zug zur Natur und zum stillen Sinnen und Nachdenken, als wesentlich wirkende Kraft in seiner geistigen Persönlichkeit sich erwies. Schon damals war in dem Knaben das Pflichtgefühl stärker, als seine Lieblingsneigung, und um ein für allemal jenem Zustande strafbarer und streng bestrafter Pflichtversäumniß ein Ende zu machen, gelangte er mit energischer Willenskraft zu dem Entschlusse, durch eine Handlung der Selbstüberwindung sich von diesem Zwiespalt der Neigung und der Pflicht zu befreien, indem er das verhängnißvolle Lieblingsbuch in den Bach schleuderte,

der an des Vaters Hause vorbeifloß. Als ihn nun aber sogleich nach vollbrachter That, der heftigste Schmerz über den Verlust seines geliebten Buches erfaßte und ihm die bittersten Thränen auspreßte, erfuhr der Vater den ganzen Vorfall und bestrafte den armen Jungen nachträglich noch für solche Vernachlässigung und Geringachtung seines Geschenkes.

Fichte gewann bald darauf die Zuneigung des Pfarrers seines Geburtsortes in so hohem Grade, daß sich dieser entschloß, dem Knaben noch weiteren Unterricht zu ertheilen, wobei dessen Fähigkeiten mehr und mehr zum Vorschein kamen und insbesondere eine derselben eine bedeutungsvolle Wendung seines jugendlichen Schicksals veranlaßte. Er wußte nämlich mit leichter Mühe eine gehörte Predigt aufzufassen und dem Hauptinhalte nach im Zusammenhang wiederzugeben. Dadurch wurde der Freiherr von Miltitz auf den neunjährigen Gottlieb aufmerksam und beschloß, denselben aus seinen beschränkten Verhältnissen herauszuziehen und einer höheren Bildung theilhaftig werden zu lassen. Nach einigem Widerstreben und auf anhaltendes beruhigendes Zureden des Freiherrn, gaben die treuen, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit für das Seelenheil ihres unverdorbenen Kindes besorgten Eltern ihre Einwilligung dazu, daß ihn der freundliche Gönner auf sein Gut bei Meißen mitnahm und einem frommen Prediger in dem unweit Meißen gelegenen Dorfe Niederau zur Erziehung übergab. Dort brachte Fichte einige seiner schönsten Jugendjahre unter den für seine Bildung segenreichsten Verhältnissen zu, und hing mit der zärtlichsten Dankbarkeit und Zuneigung an seinen vortrefflichen Pflegeeltern, welche — selbst kinderlos — ihn wie ihr eignes Kind erzogen. Nachdem er die Stadtschule zu Meißen besucht hatte, kam er zur Vollendung seiner Schulstudien im Jahre 1774 nach der berühmten Fürstenschule Schulpforte bei Naumburg, auf welcher beständig über 100 Zöglinge frei unterhalten werden. Die klosterähnliche Einrichtung dieser Anstalt war indessen für den bisher

an eine heitere, freundliche Umgebung Gewöhnten keine willkommene Veränderung, sondern brachte einen äußerst ungünstigen Eindruck auf denselben hervor. Die jüngern Schüler standen unter der unmittelbaren Leitung und Aufsicht älterer Zöglinge, mit deren Einem sie das Zimmer theilten und von demselben Nachhülfe und Unterstützung in ihren Schulaufgaben erhielten. Einer der Lehrer fand einstmals den jungen Fichte in seiner Zelle damit beschäftigt, ein Buch auf einen Schlag vom Tisch zu schleudern, und da er ihn verwundert über den Grund dieser sonderbaren Beschäftigung befragte, so gab ihm Fichte zur Antwort: „er übe sich einstweilen in der Kunst, Ohrfeigen auszutheilen, damit er, wann er einst Obergeselle geworden sei, dieß eben so gut verstehe, wie sein jetziger Stubengenosse." Indem Fichte in dieser für ihn äußerst drückenden und beengenden Umgebung, auf sich angewiesen und in sein Inneres zurückgedrängt, still und düster dahin lebte, kam ihm einmal der Gedanke der Flucht aus dieser unbehaglichen Einsamkeit. Schon war er im Begriffe, diesen Entschluß auszuführen und das Weite zu suchen, um, ohne gerade einen bestimmten Plan ausgedacht zu haben, vielleicht auf einer fernen Insel, wie Robinson Crusoe, freie Tage zu verleben, und hatte bereits eine ziemliche Strecke auf dem Wege nach Naumburg zurückgelegt, als ihn der Gedanke an seine Eltern, die er dann nie wiedersehen dürfe, von diesem abentheuerlichen Plane zur Rückkehr antrieb. In der Anstalt wegen seiner willkürlichen Entfernung zur Rede gestellt, gestand er dem Rektor mit unbefangener Aufrichtigkeit die Beweggründe für sein auffallendes Unternehmen und erzählte mit so rührender Offenheit seinen gedrückten Zustand, daß er nicht blos gütig aufgenommen wurde und straflos blieb, sondern auch einem andern Obergesellen übergeben wurde, der ihn durch freundlichere Behandlung an sich zu fesseln verstand. Als er nun selbst Obergeselle geworden war, sah man Fichte'n bald des lebhaftesten Wetteifers voll, sich durch Streben und Wissen hervorzuthun und von der Autorität der Lehrer mehr

und mehr unabhängig zu machen. Da über die bestimmte Abendstunde hinaus zu arbeiten, den Zöglingen nicht gestattet war, so griff er zu dem Mittel, die Fenster zu verhängen, um unbemerkt des Nachts arbeiten zu können. Die Schüler von Schulpforte waren ordnungsmäßig auf das Studium der alten griechischen und römischen Musterschriftsteller beschränkt; Fichte indessen, der sich mit Anderen auch hierin von der Autorität des Hergebrachten selbstständig machte, las heimlich mit großer Begierde die, durch einen jüngeren Lehrer mitgetheilten, berühmten Streitschriften Lessing's gegen den Pastor Göze und faßte daraus eine große und tiefe Verehrung für diesen „Patriarchen der deutschen Geistesfreiheit," wie Lessing mit Recht genannt worden ist.

Zu Michaelis 1780 war Fichte's Schulzeit abgeflossen und er bezog, im vollendeten achtzehnten Jahre, die Universität Jena, um neben philologischen Studien sich hauptsächlich, dem Wunsche seiner Eltern und seines Pflegevaters gemäß, dem Berufsstudium der Theologie zu widmen, der er jedoch in Folge von Zweifeln über Glaubenssätze, die in dem Jüngling erwachten, gar bald innerlich so sehr entfremdet wurde, daß er sich mehr zur Philosophie hingezogen fühlte. In diesem, damals in Deutschland noch wenig angebauten Gebiete des geistigen Lebens ist Fichte während seines Universitätslebens besonders durch die philosophischen Schriften des bereits hundert Jahre früher verstorbenen, berühmten Amsterdamer Juden Spinoza angeregt, dessen „Ethik" (Sittenlehre) Fichte'n zuerst lebhaft ergriff. Fichte ward durch Spinoza ein Anhänger des sogenanten „Determinismus," d. h. derjenigen philosophischen Ansicht, wonach auch die anscheinend freien und selbstständigen Handlungen des Menschen als ein Bestimmtwerden besonderer Art gefaßt und begriffen werden sollen. Die Sittenlehre dieses tiefsinnigen und tiefsittlichen, von seinen Religionsgenossen verstoßenen Mannes ergriff Fichte'n, ohne ihn doch zu befriedigen, da er seiner ganzen Natur nach, wie seine spätere Geistesent-

wicklung zeigt, zur entgegengesetzten Ansicht, der Freiheit und Selbstständigkeit des menschlichen Willens, hinneigte. Seine äußere Lage war während dieser Zeit eine höchst sorgenvolle und gedrückte, da er, nach seines Gönners und seines Pflegevaters Tode, ohne irgend eine Unterstützung von Seiten des Staats gelassen, die Mittel seines Unterhalts sich selbst erst erkämpfen mußte. Dieser Lage wurde auch, nachdem er seit 1784 in verschiedenen Häusern Sachsens Hauslehrer gewesen war, von Seiten der geistlichen Behörde seines Vaterlands so wenig abgeholfen, daß ihm im Gegentheil die Stelle eines Landgeistlichen, um die er (1787) sich beworben hatte, wegen seines der Rechtgläubigkeit damaliger Zeit wenig befreundeten, freieren theologischen Standpunktes, abgeschlagen wurde. Fichte sah sich dadurch genöthigt, sein Vaterland zu verlassen, obgleich er auch in den nächsten Jahren immer noch lange Zeit mit dem Plane umging, noch einmal sächsischer Landpfarrer zu werden.

Im Jahre 1788 ging Fichte nach Zürich, wo er im Herbst eine Hauslehrerstelle bei dem damaligen Besitzer des, auch jetzt noch allen Schweizerreisenden bekannten, Gasthofes „zum Schwerte" antrat. Seine dortige Stellung und Wirksamkeit war keineswegs eine erfreuliche zu nennen, da durch das beständige Entgegenwirken der eigensinnigen und vorurtheilsvollen Mutter seiner Zöglinge das, was Fichte gut gemacht, immer wieder möglichst verdorben wurde. Indessen ließ sich Fichte, im Gefühle seiner übernommenen Verpflichtungen, durch solche Hindernisse am wenigsten wankend machen, seine Erziehungsgrundsätze geltend zu machen; er hatte sogar den Muth, in einem wöchentlichen Tagebuch die verkehrte Erziehungsweise der Eltern selbst einer scharfen Kritik zu unterwerfen und so wenigstens auf dem Wege des Schamgefühls bei denselben Manches zu erreichen, was er auf andere Weise nicht würde durchgesetzt haben. Nach zwei Jahren übrigens, während welcher sich Fichte auch noch mit kleinen schriftstellerischen Versuchen

beschäftigte, ohne sich schon damals zu eigentlich philosophischen Studien hinzuneigen, und auch hin und wieder mit entschiedenen Beifall predigte, löste sich (1790) das Verhältniß zu seinem Hause auf. Dort, in Zürich, war es auch, wo Fichte mit dem berühmten Lavater und andern Männern, deren Namen damals in der Literatur einen guten Klang hatten, namentlich Hottinger und Pfenninger, bekannt wurde und ihrer Freundschaft sich erfreute. Besonders wichtig wurde für ihn die Bekanntschaft des Waagmeisters Rahn, eines durch Geist, Talent und Lebenserfahrung ausgezeichneten Mannes, des Schwagers von Klopstock, dessen Haus damals für Zürich ein Mittelpunkt der Geselligkeit war. Die damals schon im dreißigsten Jahre stehende älteste Tochter dieses Mannes, Johanna Maria, wurde Fichte's Verlobte und nachmals seine Gattin. Sie war vier Jahre älter, als Fichte. Die Briefe, welche derselbe in Zürich selbst an seine Braut schrieb, geben ein interessantes Bild von der wachsenden Innigkeit dieses auf tiefe Achtung und Neigung gegründeten Bündnisses, das für's Leben geschlossen war. Mehrere unglückliche Handelsunternehmungen des Vaters seiner Braut verzögerten indessen wider Erwarten die eheliche Verbindung beider auf einige Jahre; eine Zeit, in welcher Geist und Charakter unseres Fichte zu tiefer und gründlicher Selbstverständigung gelangten. „Der Hauptzweck meines Lebens" — so schrieb er damals an seine Verlobte — „ist der, mir jede Art von Charakterbildung zu geben, die mir das Schicksal nur erlaubt." „Ich habe zu einem Gelehrten von métier so wenig Geschick, als möglich; ich will nicht blos denken, ich will handeln." „Wahres Glück ist unter dem Monde nirgends, beim Dorfpfarrer so wenig, als beim Premierminister. Glück ist nur jenseits des Grabes. Alles auf Erden ist unbeschreiblich klein; das weiß ich; aber Glück ist's auch nicht, was ich suche; ich weiß, ich werde es nie finden. Ich habe nur Eine Leidenschaft, nur Ein Bedürfniß, nur Ein volles Gefühl meiner selbst,

das: außer mir zu wirken. Je mehr ich handle, desto glücklicher scheine ich mir."

Nachdem Fichte seine Hauslehrerstelle in Zürich niedergelegt hatte, kehrte er, mit heitern Hoffnungen und mancherlei Plänen für die Zukunft, in sein Vaterland zurück. Seine Schriftstellerei hatte schon damals dasselbe Ziel der Volksbelehrung, welches er späterhin mit so großer Energie verfolgte. Im Mai 1790 kam Fichte nach Leipzig, wo er seine Privatstudien fortsetzte und seine Unterhaltsmittel durch Unterricht sich sicherte, welchen er Studierenden ertheilte. Ein Geldgeschenk, welches seine Verlobte ihm anbot, hatte er in Zürich ausgeschlagen; nur seiner eigenen Kraft und Arbeit wollte er seine Existenz zu danken haben. In Leipzig gab er einem Studenten Privatunterricht in der Kant'schen Philosophie, die damals mehr und mehr Anerkennung und Verbreitung auf allen deutschen Universitäten fand, so daß allenthalben Lehrstühle für diese sogenannte „kritische Philosophie" errichtet wurden. Von den berühmtesten Schriften Kant's war gerade damals, 1790, die „Kritik der Urtheilskraft" erschienen, von welcher Fichte vom September 1790 bis zu Anfang des Jahres 1791 eine erklärende Bearbeitung schrieb, die aber nicht gedruckt ward, — vermuthlich mit aus dem Grunde, weil Fichte, nach seinem eignen Geständniß, mit dieser Arbeit „höchst unzufrieden" war. Kant hat besonders durch die sittliche Seite seiner Philosophie außerordentlich viel und nachhaltig gewirkt. „Der Wille ist selbstgesetzgebend, autonom" (sagt Kant in dieser Beziehung); „der Mensch existirt als Selbstzweck. Die oberste Maxime, der Sittlichkeit und Freiheit ist also: Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden Andern jederzeit zugleich als Zweck, nie blos als Mittel brauchst. Freiheit heißt: die Ursache seiner Selbstbestimmung in sich zu haben." Gerade von dieser praktischen Seite ergriff die Kant'sche Philosophie Fichte'n mit solcher Macht, daß durch die-

selbe eine gänzliche Umwandlung seines Denksystems hervorgebracht und seine geistige Richtung für die Zukunft bestimmt wurde. Aus mancherlei unbestimmten Plänen und getheilten schwankenden Vorsätzen wurde Fichte jetzt mit Einem Male zur vollen Klarheit über sein eigentliches Lebensziel hingeführt und in sein geistiges Streben eine Einheit, ein Mittelpunkt gebracht. Dies war für ihn die Frucht des Studiums dieser Philosophie, die eine großartige Revolution im ganzen deutschen Geistesleben hervorrief. Sehr interessant sind auch die brieflichen Aeußerungen Fichte's, worin er dem tiefen Eindruck, den diese Philosophie auf ihn machte, und der Begeisterung, mit welcher er sie ergriff, Worte lieh. Er sagt unter Anderm: „Ueber Hals und Kopf, aus Verzweiflung mehr, als aus Geschmack, aus Noth habe ich mich in die Kant'sche Philosophie geworfen und sichtbar gespürt, daß Kopf und Herz dabei gewinnen." „Es ist eine Philosophie, welche die Einbildungskraft zähmt, dem Verstande das Uebergewicht und dem ganzen Geiste eine unbegreifliche Erhebung über alle irdische Dinge gibt." „Ich werde" (bekennt er naiv genug) „dieser Philosophie wenigstens einige Jahre meines Lebens widmen." „Sie hat mir in einer schwankenden äußeren Lage die seligsten Tage, eine Ruhe, die ich noch nie empfunden, gegeben." Fichte findet auch alsbald ihren eigentlichen Kern und Lebensnerv, ihre praktische Bedeutung heraus, indem er schreibt: „Ihre Folgen sind äußerst wichtig für ein Zeitalter, dessen Moral bis in die Quellen verdorben ist." „Ich bin gänzlich überzeugt, daß der menschliche Wille frei und daß Glückseligkeit nicht der Zweck unseres Daseins sei, sondern Glückswürdigkeit." „Diese Erde ist nicht das Land des Genusses, sondern der Arbeit."

Wie sehr die kräftige sittliche Natur Fichte's von den sittlichen Grundsätzen der Kant'schen Philosophie auch für sich selbst und seine eigene sittliche Bildung Nutzen zu ziehen verstand, beweist auch die folgende Aeußerung in einem Briefe an seine Braut aus dama=

liger Zeit: „Eine Uebung, die die Gesundheit des Leibes und der Seele in gleichem Grade befördert: ich suche nämlich völlig Herr über mich selbst zu werden, und lege mir in dieser Absicht jetzt etwas auf, was ich nicht gerne thue, versage mir jetzt etwas, was ich gerne gehabt hätte, blos darum, weil ich es gerne gehabt hätte, kündige jeder aufkeimenden Leidenschaft, so wie sie sich blicken läßt, den Krieg an, und so werde ich dann dieser Störer unserer Ruhe und Gesundheit immer mehr entledigt."

Im Frühling 1791 hatte Fichte sich zu verheirathen gehofft und stand schon im Begriff, Leipzig zu verlassen und nach Zürich zurückzukehren, als er die Nachricht erhielt, daß durch den Bankerott eines Hauses, dem Rahn sein Vermögen anvertraut hatte, sein künftiger Schwiegervater in eine drückend sorgenvolle Lage versetzt und überdies von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, in welcher er der Pflege seiner Tochter bedurfte. So geschah es denn, daß sich Fichte entschließen mußte, auf's Neue in die Fremde zu ziehen. Er sollte die Stelle eines Erziehers in einem gräflichen Hause zu Warschau übernehmen. Indessen war der gegenseitige Eindruck schon bei der ersten Vorstellung so unvortheilhaft, Fichte's Ernst und Mangel an Geschmeidigkeit und Biegsamkeit mißfiel dort in hohem Grade, auch fand man an seinem französischen Ausdruck Mancherlei auszusetzen, so daß Fichte um seine Entlassung bat und eine Entschädigung verlangte, die ihm auch, wiewohl erst nach einigem Widerstreben, zugestanden wurde. So entschloß sich denn Fichte kurz und begab sich nach Königsberg, um Kant's persönliche Bekanntschaft zu machen. Anfangs fand er sich von dessen Aufnahme und Vorlesungen in seinen Erwartungen wenig befriedigt, bis er endlich darauf verfiel, eine „Kritik aller Offenbarungen" zu schreiben und die Arbeit, statt einer Empfehlung, zu überreichen. Der Glaube an eine übernatürliche Offenbarung Gottes in der Sinnenwelt durch Wunder sei — dies ist der Grundgedanke dieser kleinen, von Fichte in der Zeit vom 13. Juli bis zum 18. August 1791 vollendeten

Schrift — in Folge verbesserter Einsicht in die Naturgesetze aus dem Bewußtsein denkender Menschen verschwunden und ein Beweis für die Göttlichkeit solcher Offenbarung aus theoretischen Gründen nicht möglich; ein solcher Beweis könne vielmehr nur aus dem Inhalte derselben, nämlich ihrer Uebereinstimmung mit dem Moralgesetze, mithin durch die praktische Vernunft geführt werden.

Einige Tage später, nachdem Fichte die Handschrift seiner Arbeit an Kant geschickt hatte, fand er sich persönlich bei ihm ein, um das Urtheil des Meisters darüber zu vernehmen. Dieser nahm jetzt Fichte'n mit ausgezeichneter Güte auf und bezeigte ihm seine volle Zufriedenheit mit der Arbeit. Bei einem seitdem vermittelten näheren Umgang mit Kant fand nun auch Fichte in diesem einen „angenehmen und geistreichen" Mann und entdeckte Züge in ihm, die seines großen Geistes würdig seien.

Nachdem so Fichte durch das günstige Urtheil Kant's zu weiterem Fortschritt auf der betretenen Bahn aufgemuntert worden war, gedachte er in sein Vaterland zurückzukehren und durch eine Dorfpfarre sich die erforderliche Muße zu weiteren literarischen Arbeiten zu verschaffen; er wollte Schriftsteller werden. Er bat Kant um den Vorschuß der zur Rückreise nöthigen Gelder, da er sich in der drückendsten Geldverlegenheit befand. Kant lehnte dies, ohne Angabe der Gründe ab und schlug dagegen Fichte'n vor, seine „Kritik aller Offenbarungen" drucken zu lassen. Diese Umstände veränderten Fichte's Plan; er nahm eine, durch den Hofprediger Schulz in Königsberg ihm verschaffte Hauslehrerstelle bei dem Grafen von Krokow bei Danzig an, und zwar, als ein von Kant Empfohlener, unter den ehrenvollsten Bedingungen. Die freundlichste Aufnahme wurde ihm dort zu Theil und er lebte eine Weile in den angenehmsten Verhältnissen.

Mittlerweile fand Fichte einen Verleger für seine Schrift, die anfangs in Halle, wo sie gedruckt werden

sollte, nicht die Censur passirte, bis ein anderer Censor die Druckerlaubniß gab. Da dieselbe durch Zufall ohne Namen des Verfassers erschien, so vermuthete man in der gelehrten Welt: Kant selbst sei der Verfasser, und in einer Anzeige des „Intelligenzblattes der allgemeinen Literaturzeitung" vom Jahr 1792, (Nummer 82), erntete der Verfasser überschwängliche Lobsprüche. Indessen bezeichnete Kant in einer Anzeige Fichte'n als den Verfasser und lehnte allen Antheil an „dieser Arbeit des geschickten Mannes" (wie er sich selbst ausdrückt) ab. Diese Umstände hatten aber der Schrift eine Art von offiziellem Charakter gegeben, was zur Folge hatte, daß in Jena öffentlich über dieselbe disputirt, über ihre Sätze Streitschriften und Diskussionen verfaßt wurden, woneben freilich auch Anfechtungen und zum Theil Verdächtigungen von Fichte's persönlichem Charakter nicht fehlten. Einige kleinere Schriften polemischen Inhalts, welche Fichte damals verfaßte, sind von weniger großer Bedeutung gegen jene erste wissenschaftliche Schrift desselben.

Wir stehen nunmehr an einem Wendepunkte in Fichte's äußerem und innerem Leben, an dem Uebergang aus der Zeit seiner Lehrjahre in die Periode seiner wissenschaftlichen Vollendung und Reife, die Zeit seiner ersten öffentlichen Wirksamkeit für die großen und fruchtbaren Ideen, deren theoretische Darstellung und praktische Anwendung Fichte's Ruhm und Größe verkündeten. Aeußerlich ist dieser Uebergang durch seine jetzt stattfindende Rückkehr nach der Schweiz bezeichnet, woran sich seine Verheirathung knüpfte. Noch kurz vor seiner Abreise dorthin schrieb er an seine Braut die für seine Gesinnung und sein Streben charakteristischen Worte: „Was ich dir allenfalls geben könnte, bedarfst du nicht; was du mir geben sollst, bedarf ich sehr.... An deinem Herzen will ich mich bilden, bis ich nützlicher hervortreten kann." Ferner, an einer andern Stelle: „Mein Stolz ist der, meinen Platz in der Menschheit durch Thaten zu bezahlen, an meine Existenz in die Ewigkeit hinaus für die Menschheit und die ganze Geister-

welt Folgen zu knüpfen; ob ich's that, braucht Keiner zu wissen, wenn's nur geschieht!"

Nachdem Fichte's Vermählung im Oktober 1793 stattgefunden und er mit seiner Gattin eine Reise nach Bern und in die französische Schweiz gemacht hatte, verbrachte er in dem Hause seines Schwiegervaters, dessen Vermögensverhältnisse sich mittlerweile wieder günstiger gestaltet hatten, einige Monate in glücklichster Lage, welche er für seinen erkannten und festgehaltenen schriftstellerischen Beruf auf das Beste benutzte. Er verfaßte in dieser Zeit zwei politische Schriften, welche ohne Angabe seines Namens erschienen sind, nämlich: „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's, die sie bisher unterdrückten. Eine Rede. Heliopolis, im letzten Jahre der alten Finsterniß," und die andere, wichtigere, welche, obgleich sie kurz hintereinander zwei Auflagen erlebt hatte (1793 und 1795), doch das unverdiente Schicksal fand, späterhin fast ganz in Vergessenheit gerathen zu sein; sie hatte den Titel: „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution. (2 Theile.)" In dieser letzteren Schrift hat Fichte der französischen Revolution das Wort geredet. Auch er theilte die unendliche Begeisterung, mit welcher die edelsten Männer in Deutschland sich damals dem großartigen Schauspiele zuwandten, einen Staat aus dem wahrhaften Wesen und Begriffe des Staates in die Wirklichkeit treten zu sehen; wie Klopstock, Kant, Schiller und Andere, knüpfte auch Fichte im Anfang an jenes überraschende Ereigniß die glühendsten Hoffnungen auf eine sittliche Wiedergeburt Europa's, und lebte der festen Zuversicht, daß, wenn die Leidenschaften verraucht, aus der Schreckenszeit der Anarchie für die Völker Segen keimen werde.

Die letztgenannte Schrift Fichte's beschäftigt sich mit einer der politischen Lebensfragen unserer Zeit, der Frage über das Verhältniß der allgemeinen Menschenrechte und des sogenannten historischen Rechts

oder der bestehenden Bevorrechtung, und sie verdient deshalb, daß wir den Hauptinhalt derselben für die Leser hier zusammenfassen. Das traurige System der Bevorrechtung wird mit ernster Würde und heiliger Begeisterung für die Freiheit, nach dem leitenden Grundgedanken des späteren wissenschaftlichen Standpunkts unseres Fichte, dem Satze: „Ich bin Ich!", als nach der Richtschnur der frei und mündig gewordenen Vernunft, der strengsten Kritik unterworfen. Zuvörderst wird die Frage, nach welchen Grundsätzen Staatsveränderungen, ihre Rechtmäßigkeit und ihre Weisheit zu beurtheilen sei, dahin beantwortet, daß dies weder nach Erfahrungsgrundsätzen, Herkommen, Gewohnheit und äußerlichen, zufälligen Autoritäten, noch auch nach den gewöhnlichen historischen Prinzipien und historisch-erfahrungsmäßigen Rechtsgrundsätzen geschehen könne, sondern allein aus dem ewigen Vernunftbegriffe des Rechts, aus den Prinzipien der wahrhaft praktischen Vernunft. Dabei wird die Frage, ob es überhaupt Recht sei, diesen Gegenstand öffentlich, d. h. in einer dem Volke zugänglichen Weise zu beurtheilen, mit der Bemerkung bejaht, daß Wahrheit und ihre Enthüllung niemals wirklich schädliche Folgen haben könne, daß aber das, was der freie Mann denke und rede, auch jeder wissen dürfe. Weiterhin wird die Frage, ob das Volk das Recht habe, seine Verfassung zu ändern, oder nicht? nach den schon von Rousseau ausgesprochenen Grundsätzen erörtert, und es werden die Staatsverfassungen auf den Begriff eines Vertrags und einer vorhergegangenen verständigen Berathung zurückgeführt, zugleich aber dabei nachgewiesen, wie wenig die bisherigen Staatsverfassungen von dieser Art gewesen seien. Kein Mensch (heißt es) könne anders, als durch eigene freie Einwilligung gesetzlich gebunden werden, oder mit andern Worten: Kein Staatsgesetz dürfe den Vernunftgesetzen widersprechen, wenn es für den vernünftigen Menschen verbindlich sein solle. Darum kann

denn auch nur das durch das Vernunftgesetz Freigelassene von der bürgerlichen Gesetzgebung umfaßt werden und diese letztere kann sich lediglich auf die veräußerlichen Rechte des Menschen, als da z. B. sind: Kriegsrecht, Dienstleistung, Eigenthum u. s. w., nicht aber auf die ewigen und unveräußerlichen Rechte, die allgemeinen Menschenrechte, erstrecken. Da demnach auch nur der Wille der Einzelnen, sowie er sich zu einem Gesammtwillen vereinigt, die Einrichtung und Verfassung ihrer Gesellschaft, die Staatsverfassung, bestimmen und festsetzen kann, so muß einerseits eine Wiederveränderung des Vertrags oder (was dasselbe ist) ein neuer Vertrag, nothwendig auch in ihrem Rechte stehen, und auf der andern Seite kann naturgemäßer und vernünftiger Weise Unveränderlichkeit keine Bedingung oder Eigenschaft eines wahrhaften Gesellschaftsvertrags oder einer Staatsverfassung sein, zumal da eine solche Forderung, abgesehen von ihrer Rechtswidrigkeit, auch allem geistigen und moralischen Fortschritte der Menschen und Völker Hohn sprechen würde. Diese Prinzipien und allgemeinen Grundsätze werden nun als Maaßstab an die bestehenden Staatsverfassungen angelegt und weiter erörtert, und hierauf auf die Prüfung der bevorrechteten Stände und begünstigten Volksklassen, zuerst im Allgemeinen, dann im Besonderen auf Adel und Kirche angewandt. Dabei wird das einfache vernünftige Naturrecht einer halbbarbarischen Politik und dem finstern Schlendrian des Herkommens und der vermeintlichen Rechte, die aber nur Ungerechtigkeiten sind, entgegengesetzt. Was zunächst den Adel betrifft, welcher bei den germanischen Völkern seinen Ursprung in der Erblichkeit der Lehen hat, so wird zwischen dem einzig möglichen und natürlichen Adel der Gesinnung und des Verdienstes, und dem gewöhnlich sogenannten Erbadel oder dem Adel des sogenannten Rechts, welcher aber nichts als eine widerrechtliche Bevorrechtigung sei, unterschieden. Dem letzteren werden wahre Rechtsansprüche abgesprochen und mit dem Satze geschlossen,

daß zur Aufhelfung dieses Adels kein gesetzmäßiges Mittel übrig sei. Sofort wird auf das Rechtsverhältniß der Kirche zum Staate übergegangen und durch Feststellung des Begriffes von unsichtbarer und sichtbarer Kirche die Grundlage und das Bestehen beider ebenfalls auf einen Vertrag zurückgeführt, die katholische Kirche allein für konsequent erklärt, den andern beiden ihre innere Haltungslosigkeit nachgewiesen. Der Abschnitt schließt mit einer Erörterung über das Verhältniß von Kirche und Staat, worin der Kirche das Gebiet der unsichtbaren Welt zugewiesen, der Staat aber von der unsichtbaren Kirche ausgeschlossen wird. Die vielgepriesene Einheit von Kirche und Staat wird von Fichte ganz zurückgewiesen und die Kirche ganz aus der sichtbaren Welt verdrängt. „Ein Staat, welcher die Krücke der Religion noch borgt, zeigt, daß er lahm ist.“ Fichte, unser deutscher Fichte will von der Kirche nichts wissen! —

Dies ist in gedrängter Kürze der Hauptinhalt der Schrift Fichte's über die französische Revolution. Und hauptsächlich um dieser Schrift willen ist Fichte als Demokrat, im mißliebigen Sinne des Wortes, mehr als einmal bezeichnet und verdächtigt worden. Freilich war Fichte der Mann, welcher die Aristokratie aller Art und die vielköpfige Tyrannei Weniger gegen Viele mit kräftigen Waffen bekämpfte und mit scharfer Kritik die Unvernunft des Vorurtheils aus allen Schlupfwinkeln an's Tageslicht hervortrieb. Darum hatte auch Fichte selbst die richtige Ueberzeugung, daß es nicht sein Atheismus sei, um dessen willen er später gerichtlich verfolgt worden ist, sondern sein Demokratismus. „Die Triebfeder“ (so spricht er sich später selbst hierüber aus) „ist klar; sie ist notorisch; nur daß keiner den Namen des Dinges aussprechen will! Ich bin überhaupt nicht gemacht, hinter dem Berge zu halten, und ich will es besonders hier nicht; ich will es also sein, der den Namen des Dings ausspricht. Ich bin ihnen ein Demokrat, ein Jakobiner. Dies ist es. Daß

ich ihnen das bin, dieser sträfliche Demokrat und Jakobiner, und daß ich ihnen deswegen unaussprechlich verhaßt bin, ist notorisch." In einer, bei Gelegenheit einer späteren Anklage wegen Atheismus von Fichte geschriebenen ausführlichen Vertheidigungsschrift geht Fichte auf seine ihm vorgeworfenen demokratischen Ansichten näher ein, und dies mit einer so ausgezeichneten Schärfe des Gedankens und Freimüthigkeit der Gesinnung, daß es, um das Charakterbild des großen Mannes recht getreu den Lesern vor die Anschauung hinzustellen, nothwendig erscheint, ihn hier selber reden zu lassen. „Es ist nicht mein Atheismus" (sagt er), „den sie gerichtlich verfolgen, sondern es ist mein Demokratismus. Der erste hat nur die Veranlassung gegeben. Vertheidige ich mich nur gegen das, was man wirklich hören läßt, so ist das Verfahren gegen mich nur aufgeschoben; man fährt fort mich zu hassen und zu verwünschen, und ergreift die erste Gelegenheit, um mich noch fester zu fassen. Ich muß, wenn ich auch für die Zukunft mir Ruhe verfechten will, geradezu auf den Sitz der Anklage losgehen; ich muß mich vorzüglich vertheidigen gegen das, was sie blos im Herzen denken. Ich bin also ein Demokrat. Was ist denn nun dies, ein Demokrat? Etwa ein solcher, der die demokratische Regierungsverfassung als die einzig rechtmäßige aufstellt und deren Einführung empfiehlt? Ich sollte meinen, wenn er dies, selbst unter einer monarchischen Regierung, blos in gelehrten Schriften thut, so könnte man die Widerlegung dieser Meinung, wenn sie unrecht ist, andern Gelehrten überlassen. So lange er nicht eine äußere Handlung vollzieht, um die bestehenden Regierungsverfassungen wirklich zu stürzen und die ihm gefällige an die Stelle derselben zu setzen, sehe ich nicht ein, wie seine Meinung vor den Richterstuhl der Regierung auch nur gelangen könne, vor welchen nur Thaten gehören. Jedoch . . . . . paßt denn jene Anklage auf mich und bin ich denn ein Demokrat, im oben angegebenen Sinne des Wortes? . . . . . Man wird ihnen keinen Schriftsteller nennen können,

der sich entscheidender und mit stärkeren Gründen gegen die demokratische Regierungsform, als eine absolut rechtswidrige Verfassung, erklärt habe. Lassen sie sich einen ehrlichen Auszug aus meiner Grundlage des Naturrechts machen. Sie werden finden, daß ich eine Unterwürfigkeit unter das Gesetz und eine Aufsicht desselben über die Handlungen der Bürger fordere, wie sie noch von keinem Staatsrechtslehrer gedacht, in keiner ihrer Verfassungen zu realisiren versucht worden. Die meisten Klagen, die ich gegen dieses System gehört, waren darüber, daß es der Freiheit (der Ungebundenheit und Gesetzlosigkeit) der Menschen so großen Abbruch thäte. Ich bin also weit entfernt, Anarchie zu predigen. Doch es ist wohl weit gefehlt, daß sie mit diesem Worte einen bestimmten Sinn und den wissenschaftlich richtigen Sinn verbinden sollten. Es wäre mir vielleicht möglich, wenn alle die Gelegenheiten, bei denen sie sich dieses Ausdrucks bedienen, zusammengenommen würden, zu sagen, welchen Begriff sie eigentlich damit verbinden; und es ist sehr möglich, daß ich in diesem Sinne ein sehr entschiedener Demokrat bin; es ist wenigstens so viel gewiß, daß ich lieber gar nicht sein möchte, als der Laune unterworfen sein und nicht dem Gesetze." — Im weiteren Verlauf führt nun Fichte seine ganze Vergangenheit als Beweis an, daß er der ruhigste Bürger sei und daß ihm nicht ein einziger verdächtiger Schritt in seiner Lebensgeschichte nachgewiesen werden könne.

So viel über den Vorwurf des Demokratismus, welchen sich Fichte durch jene oben erwähnten Schriften zugezogen hatte und gegen welchen er sich zwar nicht damals schon, sondern erst einige Jahre später, bei Gelegenheit jener Rechtfertigung wegen des Vorwurfs des Atheismus, gründlich vertheidigte. Wir haben nun wieder an dem Faden seiner Lebensbeschreibung anzuknüpfen und hier unsern Fichte in die zweite Periode seines Lebens, die Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit für die Wissenschaft durch Schriften und als akademischer Lehrer, zu begleiten.

Während nämlich Fichte in Zürich die durch die Beschäftigung mit der Kant'schen Philosophie in seinem Geiste angeregten und befruchteten Keime seines philosophischen Lehrgebäudes zur wissenschaftlichen Vollendung reifen ließ, während unter den stillen Segnungen einer glücklichen Häuslichkeit aus einsamem Denken ein unsterbliches Leben hervorwuchs, — wurde ihm, zu Ende des Jahres 1793, der ihm selber ganz unerwartete Antrag gemacht, ob er die Stelle des gerade nach Kiel berufenen Professors Reinhold, als außerordentlicher Professor für die Kant'sche Philosophie in Jena annehmen wolle. Für Fichte, der zum freien mündlichen Vortrag geboren war und nach immer größerer wissenschaftlicher Verständlichkeit rang, kam dieser ehrenvolle Ruf nach Jena, welches damals die besuchteste deutsche Universität war, wo auch Schweizer, Dänen, Kurländer und Liefländer, Polen, Ungarn und Siebenbürger sich zusammenfanden, in hohem Grade willkommen; er gab sofort, für den Zweck seiner in Jena zu haltenden Vorlesungen, im Jahr 1794 seine beiden ersten streng wissenschaftlichen Schriften heraus, und zwar zunächst den allgemeinen Entwurf und die Umrisse seines philosophischen Lehrsystems in der Schrift „über den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie," und kurz darauf auch das System selbst, als Handschrift für seine Zuhörer, nicht für das größere Publikum bestimmt, in der Schrift: „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre." Auf diese beiden folgten, als Anwendungen der Wissenschaftslehre, nach deren Prinzipien ausgearbeitet, seine „Grundlage des Naturrechts" (2 Bände. 1796 u. f.) und sein „System der Sittenlehre" (1798), sowie schon gleich zu Anfang seines Auftretens in Jena die „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten" (1794) gedruckt wurden. Fichte wurde hier bald als das neu aufgegangene philosophische Gestirn bewundert. Als akademischer Lehrer hatte seine begeisterte Wirksamkeit eine doppelte Richtung die sittliche Gesinnung der Studierenden zu

bilden und sie zum ächt wissenschaftlichen Denken zu erziehen. Sein Streben ward in beiden Beziehungen von den glücklichsten Erfolgen gekrönt. Dies bezeuget unter Andern die begeistert dankbare Stimme zweier nachmals berühmt gewordener Männer, des später in Berlin neben Fichte wirkenden Philosophen Solger und des Dichters Hölderlin, welche in Jena Fichte's Zuhörer waren. „Wer im Denken zusammengenommen, geschult und rastlos durchgearbeitet werden will" (sagt Solger), „der gehe zu ihm. Kein Anderer reißt so mit Gewalt die Zuhörer an sich, Keiner bringt sie so ohne alle Schonung in die schärfste Schule des Nachdenkens." In ähnlicher Weise urtheilt Hölderlin, der seit Herbst 1794 Fichte'n hörte, mit Begeisterung über denselben, als über „einen Titanen, welcher für die Menschheit kämpfe und dessen Wirkungskreis gewiß nicht innerhalb der Wände des Auditoriums bleiben werde." „Fichte" (so schreibt Hölderlin im November 1794 von Jena aus an seinen Freund Neuffer) „ist jetzt die Seele von Jena. Und Gottlob! daß er's ist. Einen Mann von solcher Tiefe und Energie des Geistes kenne ich sonst nicht. In den entlegensten Gebieten des menschlichen Wissens die Prinzipien dieses Wissens, und mit ihnen die des Rechts aufzusuchen und zu bestimmen, und mit gleicher Kraft des Geistes die entlegensten, kühnsten Folgerungen aus diesen Prinzipien zu denken, und trotz der Gewalt der Finsterniß sie zu schreiben und vorzutragen, mit einem Feuer und einer Bestimmtheit, deren Vereinigung mir Armen ohne dieses Beispiel vielleicht ein unauflösliches Problem geschienen hätte, — dies, lieber Neuffer, ist doch gewiß viel, und ist gewiß nicht zu viel gesagt von diesem Manne. Ich hör' ihn alle Tage und sprech' ihn zuweilen." —

Eine merkwürdige Stelle über den Inhalt und eine Haupteigenthümlichkeit der Fichte'schen Philosophie, wie sich dieselbe im Geiste Hölderlin's spiegelte, findet sich in einem andern Briefe des Letzteren an seinen Halbbruder, vom 13. April 1795, einer Stelle, womit wir die Leser

glauben am Unmittelbarsten in die lebensvolle Mitte des Fichte'schen Denkens einführen und damit den passendsten Uebergang zu einer kurzen Zusammenfassung der Grundgedanken seines Systems machen zu können. „Es ist im Menschen" (so faßt Hölderlin Fichte'n auf) „ein Streben in's Unendliche, eine Thätigkeit, die ihm schlechterdings keine Schranke als immerwährend, schlechterdings keinen Stillstand möglich werden läßt, sondern immer ausgebreiteter, freier, unabhängiger zu werden trachtet; diese ihrem Triebe nach unendliche Thätigkeit ist beschränkt; die ihrem Triebe nach unendliche, unbeschränkte Thätigkeit ist in der Natur eines Wesens, das Bewußtsein hat, (eines „Ich," wie Fichte sich ausdrückt) nothwendig, aber auch die Beschränkung dieser Thätigkeit ist einem Wesen, das Bewußtsein hat, nothwendig, denn wäre die Thätigkeit nicht beschränkt, nicht mangelhaft, so wäre diese Thätigkeit Alles, und außer ihr wäre nichts. Litte also unsere Thätigkeit keinen Widerstand von außen, so wäre außer uns nichts, wir wüßten von nichts, wir hätten kein Bewußtsein; wäre uns nichts entgegen so gäbe es für uns keinen Gegenstand; aber so nothwendig die Beschränkung, der Widerstand, und das vom Widerstand bewirkte Leiden zum Bewußtsein ist, so nothwendig ist das Streben in's Unendliche, eine dem Triebe nach gränzenlose Thätigkeit, in dem Wesen, das Bewußtsein hat. Denn strebten wir nicht: unendlich zu sein, frei von aller Schranke, so fühlten wir auch nicht, daß etwas diesem Streben entgegen wäre, also fühlten wir wieder nichts von uns verschiedenes, wir wüßten von Nichts, wir hätten kein Bewußtsein." Knüpfen wir nun sogleich an diese Herzensergießung Hölderlin's über Fichte's Lehre, von welcher er gestand, daß ihm dieselbe im Anfang viel Kopfschmerzen verursacht habe, einen kurzen Umriß dieser Lehre selbst, so liegt hinter dem berühmt gewordenen und oft wiederholten, freilich selten verstandenen und darum öfters bespöttelten Satze Fichte's: „Ich bin Ich" oder „Ich = Ich" der sehr wahre und tiefe Grundgedanke verborgen, „daß nichts von Außen in das

Ich, in den Geist hineingegossen werden könne, daß niemals und in keiner Form des Bewußtseins er eigentlich leidend sich verhalte, daß Alles, was das Seinige werden soll, ursprünglich schon keimkräftig in ihm sein müsse." Dieser Satz ist es, wovon Fichte's Wissenschaftslehre ausgeht.

Die Ueberzeugung, die — laut Fichte's eigner Erklärung — sich in ihm ausgebildet hatte, daß nämlich die Philosophie noch nicht zu einer wirklich überzeugenden Wissenschaft ausgebildet sei, ließ ihn an dieselbe die Grundforderung stellen, daß sie von einem absoluten und unbedingt gewissen, durchaus voraussetzungslosen, in uns selbst liegenden Grundsatze ausgehen solle, welcher zugleich das Prinzip alles menschlichen Wissens sei. Dieser Grundpfeiler und Ausgangspunkt ist der obige Satz: „Ich bin Ich." Unser Geist oder Bewußtsein (Ich), das von Fichte als eine unmittelbar gewisse Thatsache vorausgesetzt wird, muß nothwendig ein unabhängig von ihm Gegebenes, ein Nicht-Ich, die äußere Welt von sich unterscheiden und sich selber gegenübersetzen, sonst wäre eben kein Bewußtsein möglich. Dieses Ich ist aber, nach Fichte nicht das einzelne, endlich beschränkte Subjekt, sondern das allgemeine, reine Ich oder das absolute Ich, das allgemeine menschliche Bewußtsein. So gewiß nun auch für unser unbefangen gläubiges, noch nicht tiefer denkendes Bewußtsein die äußere Welt ist, so geht doch Alles, was in ihr vorgeht, außerhalb unseres Bewußtseins vor, und wir können davon, wie es vorgeht und was die Dinge sind, nichts erfahren, sondern die auf uns eindringenden Gegenstände spiegeln sich in unserm Bewußtsein ab; was wir ihnen aber von Eigenschaften zuschreiben, legen wir erst in die Dinge hinein, ohne daß wir dieselben so zu denken vermöchten, wie sie an und für sich wirklich sind; die Begriffe, die wir von den Dingen außer uns haben, sind nur Produkte unserer Vorstellung. Die äußere Welt ist, nach Fichte, für das Ich eine unbegreifliche Erscheinung;

das Einzige, was für den Menschen eine wirkliche, unmittelbare Thatsache ist, das ist das handelnde Ich. Ich ist dasjenige, dessen Sein und Wesen darin besteht, daß es sich selbst setzt, schafft, hervorbringt, d. h. handelt; und so ist es das unendliche Streben, die Schranken des Nicht-Ich zu überwinden; auf völlige Befreiung von der Natur geht der Endzweck unseres Handelns, der darum, weil doch das Ich nie ganz unabhängig von der Natur werden kann, in der Unendlichkeit liegt und nur annäherungsweise zu erreichen ist. Das Ziel, die wirklich erreichte Erlösung des Ich von seiner Schranke, ist das in der Brust jedes sittlichen Vernunftwesens liegende Ideal. Da nun aber alle Solche denselben Zweck haben, so ist die Darstellung des reinen Ich das Ganze der sittlichen Vernunftwesen, die Gemeinde der Heiligen. Das Bewußtsein aller vernünftigen Wesen, in Eins vereinigt, ist das göttliche Wesen selbst, das Bewußtsein Gottes. Unser sittliches Thun, als die Welt unserer eigenen freien Schöpfungen, ist nur das Abbild und die Offenbarung der in uns liegenden moralischen Weltordnung oder sittlichen Weltregierung. Diese (so lehrte Fichte) ist der alleinige und vollständige Inhalt unseres Glaubens; sie ist Gott, der — ohne für sich Persönlichkeit und Bewußtsein zu haben — nur als diese moralische Weltordnung existirt. Das Wissen, Wollen und Leben in dieser ist eins mit dem Wesen Gottes selbst. Einen andern Gott bedürfen wir nicht, nach Fichte, und können auch keinen andern fassen; die Vorstellungen einer göttlichen Persönlichkeit außerhalb und über der Welt sind nichts als unziemliche und sich widersprechende Verendlichungen und Beschränkungen des Höchsten. Religion und Sittlichkeit sind auf diesem Standpunkte durchaus eins; Fichte's Religion ist die Religion des freudigen Rechtthun's. In der pflichtmäßigen Gesinnung und Thätigkeit hat der Mensch schon hienieden das ewige Leben. —

Dies waren die Grundzüge von Fichte's ursprünglicher Lehre, über deren Inhalt er an Jakobi schreibt: „Wozu ist denn die Philosophie, wenn sie nicht für's Leben ist? Hätte die Menschheit von dieser verbotenen Frucht niemals gekostet, so könnte sie der ganzen Philosophie entbehren. Wir fingen an zu philosophiren aus Uebermuth, und brachten uns dadurch um unsere Unschuld; wir erblickten unsere Nacktheit und philosophiren seitdem aus Noth für unsere Erlösung." Und so dachte, philosophirte, schrieb und sprach Fichte in Jena und bildete sich eine Anzahl von Schülern, die, ohne Nachbeter des Meisters zu sein, in seinem Sinne fortdachten und das Samenkorn reichlich wuchern ließen. Ein Mann, der einige Jahre später mit Fichte in vertraute Freundesverhältnisse kam, der Rektor Forberg zu Saalfeld, urtheilte in seinen, im Jahre 1796 herausgegebenen „Fragmenten aus meinen Papieren" über Fichte sehr wahr und treffend in folgender Weise: „Fichte's akademischer Vortrag fließt nicht so stetig und so lieblich und sanft dahin, wie der Vortrag Reinhold's (seines Vorgängers in Jena); er rauscht daher, wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Er rührt nicht, wie Reinhold, aber er erhebt die Seele.... In seinen Schriften kommen auch wenig eigentlich schöne Stellen vor, sein Tröstliches hat immer den Charakter der Größe und Stärke. Auch spricht er nicht schön, aber alle seine Worte haben Gewicht und Schwere.... Der Grundzug von Fichte's Charakter ist die höchste Ehrlichkeit. Ein solcher Charakter weiß gewöhnlich wenig von Delikatesse und Feinheit."

Das in diesen Worten über Fichte'n ausgesprochene Urtheil hat, was Fichte's damalige Weise als Schriftsteller angeht, eine Bestätigung so merkwürdiger und eigenthümlicher Art in dem verwandten Urtheil eines andern berühmten Zeitgenossen gefunden, daß es nahe genug liegt, hier des dasselbe veranlassenden Vorfalles zu erwähnen. Schiller nämlich, der als Professor der Ge-

schichte in Jena Fichte's Kollege war, hatte in den von ihm herausgegebenen „Horen" einen Aufsatz „über Erhöhung und Belebung des reinen Interesses für die Wahrheit" von Fichte aufgenommen, eine spätere Abhandlung Fichte's aber, welche „über Geist und Buchstaben in der Philosophie" überschrieben war, zurückgewiesen, weil ihn Inhalt und Form der (wie sich Schiller in einem deßhalb an Fichte geschriebenen Briefe vom 21. Juni 1795 ausdrückt) „trocknen, schwerfälligen und nicht selten verwirrten Darstellung" nichts weniger als befriedigten und die ganze Arbeit „für das gegenwärtige Bedürfniß der Horen zweckwidrig" erschien. Beide Männer geriethen in den darüber gewechselten Briefen (Fichte hielt sich damals gerade in dem benachbarten Oßmannstädt auf) etwas hart aneinander und gaben sich gegenseitig ihre Vorwürfe nicht ohne einige Bitterkeit zurück. Uebrigens war doch bei jedem die Hochachtung für den Andern zu tief begründet, als daß aus diesem Vorfalle eine Entzweiung beider Männer hervorgegangen wäre. Wir sehen sie schon in den nächsten Jahren wiederum in freundschaftlichem Briefwechsel, woraus sich mit Recht schließen läßt, daß eine persönliche Annäherung wieder stattgefunden habe. Fichte war in Jena sehr bald auch mit Goethe, den beiden Schlegel's, Humboldt, Hufeland und Anderen in nähere Verbindung getreten. Insbesondere hatte sich auch Goethe sehr entgegenkommend und anerkennend über die erste Darstellung der „Wissenschaftslehre" ausgesprochen, die ihm Fichte bogenweise übersendet hatte.

So angenehm nun aber auch für Fichte die unter den glücklichen Vorbedeutungen seines wachsenden wissenschaftlichen Ruhmes begonnenen Verhältnisse in Jena waren, so wurden dieselben doch durch mehrere unangenehme Vorfälle und Zerwürfnisse getrübt. Gleich im ersten Jahre seines dortigen Auftretens wurde ihm eine „kleine Tracasserie," wie er selbst den Vorfall bezeichnet, bereitet, welche für ihn die Veranlassung wurde, jene bereits erwähnten „Vorlesungen über die Bestimmung

des Gelehrten" (1794 herauszugeben.*) Er wollte nämlich, um mit keiner anderen wichtigen Vorlesung zu kollidiren, seine moralischen Vorlesungen am Sonntag halten, nachdem er sich vorher des Genaueren erkundigt und erfahren, daß dies nichts Gesetzwidriges und in Jena Unerhörtes sei. Das Konsistorium in Jena beschuldigte ihn aber bei dem Oberkonsistorium in Weimar: Fichte wolle dadurch — die zeitherige gottesdienstliche Verfassung untergraben! Ja, in einem öffentlichen Blatte wurde die Sache dahin ausgebeutet, daß Fichte sich erfrecht habe, den öffentlichen Gottesdienst durch Aufrichtung eines Vernunftgötzendienstes zu stören!! Nachdem sich Fichte gegen solchen Vorwurf in einer ausführlichen Eingabe bei der kirchlichen Landesbehörde, in welcher ein Herder saß, vertheidigt hatte, wurde er von dem Verdachte als einem grundlosen losgesprochen, mit dem Bedeuten jedoch, daß man ein so „ungewöhnliches" Unternehmen nicht gerne sehe, weßhalb auch Fichte die Vorlesungen am Sonntag zu halten unterließ, nachher aber fünf davon unter dem obigen Titel im Druck erscheinen ließ.

Eine weitere Veranlassung zu Zerwürfnissen gab das Verhältniß, in welches sich Fichte, der bei den Studierenden besonders durch seine bekannte politische Gesinnung Achtung und Einfluß genoß, zu diesen setzte. Um nämlich zur Verbesserung der Sitten unter den Studierenden kräftigst beizutragen, faßte er den Plan, drei damals in Jena bestehende Ordensverbindungen und Lands-

---

*) „Handeln, handeln" (ruft er in diesen Vorlesungen unter Anderm aus), „das ist's, wozu wir da sind." Und von sich sagt er im energischen Selbstgefühle seines „Ich bin Ich": „ich bin ein Priester der Wahrheit, ich bin in ihrem Solde, ich habe mich verbindlich gemacht, Alles für sie zu thun und zu wagen und zu leiden. Wenn ich um ihrer willen verfolgt und gehaßt werde, wenn ich in ihrem Dienste gar sterben sollte, was thäte ich dann sonderlich, als das, was ich schlechthin thun müßte. Aber ein entmanntes und nervenloses Geschlecht erträgt diese Empfindung und den Ausdruck derselben nicht."

mannschaften zu unterdrücken, weil er in denselben eine Quelle der Rohheit und Unsittlichkeit im Studentenleben zu sehen glaubte. Es gelang ihm wirklich durch Belehrung und Ermahnung, zwei dieser Verbindungen dahin zu bringen, daß sie einen freiwilligen Entsagungseid vor Kommissarien der Regierung leisteten; die Dritte aber trat, in Folge des dabei eingehaltenen verkehrten Geschäftsganges, wieder zurück und warf Fichte'n die Fenster ein. Dadurch im höchsten Grade verletzt und aufgebracht, nahm Fichte im Sommer 1795 Urlaub und brachte einige Monate auf dem Dorfe Oßmannstädt bei Weimar als Schriftsteller zu, bis ihm durch Bestrafung der Schuldigen die verlangte Genugthuung zu Theil geworden war. Das alte eingewurzelte Uebel auszurotten, gelang übrigens hier ebensowenig, wie an andern Orten.

Ein dritter Vorfall wurde die entscheidende Veranlassung eines wichtigen Wendepunkts in Fichte's Leben. Fichte war nämlich seit 1795 neben Niethammer Mitherausgeber des von letzterem gegründeten „philosophischen Journals", welches zum Organ für die wissenschaftliche Geltendmachung und Verbreitung der „Wissenschaftslehre" Fichte's erhoben wurde und dadurch der letzteren zu ihrer bedeutenden literarischen Macht mitverhalf. Ein Mitarbeiter des Journals, der schon oben erwähnte Freund Fichte's, Forberg, wollte 1798 darin eine Abhandlung „über die Bestimmung des Begriffes der Religion" erscheinen lassen und hatte sich durch Fichte's Abmahnen nicht bewegen lassen, den Aufsatz zurück zu nehmen. Um nun das darin etwa enthaltene Anstößige und Verfängliche zu entfernen und zu mildern, schickte Fichte zur Einleitung einen Aufsatz „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" voraus, der aber den befürchteten Anstoß nicht zu beseitigen vermochte. Fichte hat darin die bereits oben kurz entwickelte Ansicht von der sittlichen Weltordnung vorgetragen und die letztere für Gott ausgegeben. Da brach denn ein gewaltiger Sturm los, der von dem Hofprediger Reinhard in Dres-

den angeregt worden war. Die kurfürstlich sächsische Regierung belegte das erste und zweite Heft des philosophischen Journals mit Beschlag und verbot deren Verkauf bei Geld- und Gefängnißstrafe. Zugleich erließ dieselbe Regierung an die Universitäten Leipzig und Wittenberg ein Reskript des Inhalts, daß wegen der in dem ersten und zweiten Hefte des von den Professoren zu Jena, Fichte und Niethammer, herausgegebnen philosophischen Journals enthaltenen atheistischen Aeußerungen die Konfiskation der Schrift angeordnet sei, daß man zu den Lehrern der beiden oben genannten Universitäten das gegründete Vertrauen hege, sie werden jede durch ihr Amt und ihren Einfluß auf die Jugend und das Publikum ihnen an die Hand gebotene Gelegenheit dazu benutzen, um die angegriffene Religion mit allem Eifer und Nachdruck in Schutz zu nehmen. Endlich erließ die kursächsische Regierung auch an die sächsischen Herzöge, als die gemeinsamen Pfleger und Erhalter der Universität Jena, ein Schreiben, worin eine Untersuchung und, nach Befinden, nachdrückliche Bestrafung der Verfasser gefordert wurde.

Als Antwort auf das Konfiskationsreskript der kursächsischen Regierung, und zu seiner öffentlichen Rechtfertigung dagegen verfaßte Fichte eine „Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus. Eine Schrift, die man erst zu lesen bittet, ehe man sie konfiszirt (1798).“ Nachdem Fichte in dieser seiner Vertheidigung den Inhalt des angeschuldigten Artikels in einfacher deutlicher Sprache wiederholt hat, weist er den Gegnern die Unlauterkeit ihres religiösen Standpunktes nach. „Ihr Endzweck ist immer Genuß, ob sie denselben nun grob begehren oder noch so fein ihn geläutert haben, Genuß in diesem Leben, und wenn sie eine Fortdauer über den irdischen Tod hinaus sich gedenken, auch dort Genuß; sie kennen nichts anders als Genuß. Daß nun der Erfolg ihres Ringens nach diesem Genusse von etwas Unbekanntem, das sie Schicksal nennen, abhänge, können sie sich nicht verhehlen. Die-

ses Schicksal personifiziren sie, und dies ist ihr Gott. Ihr Gott ist der Geber alles Genusses, der Austheiler alles Glücks und Unglücks an die endlichen Wesen; dies ist sein Grundcharakter.“ „Nun aber“ — fährt Fichte fort — „habe der sinnliche Mensch, der nur Genuß will, keine Religion und sei keiner Religion fähig; ein Gott, der der Begier dienen soll, sei ein verächtliches, ein böses Wesen, und ganz eigentlich der Fürst dieser Welt; seine Diener seien die wahren Atheisten. Und daß er, Fichte, diesen ihren Götzen nicht statt des wahren Gottes wolle gelten lassen, dies sei, was sie „Atheismus“ nennen; dies sei's, dem sie Verfolgung geschworen haben.“

Die von der Weimar'schen Regierung geforderte Rechtfertigung wurde von Fichte in der Schrift: „Der Herausgeber des philosophischen Journals gerichtliche Verantwortungsschriften gegen die Anklage des Atheismus. Herausgegeben von J. G. Fichte“ (1799) geliefert. In der ersteren dieser Schriften (die zweite ist von Niethammer) erklärte Fichte zunächst, daß er den Aufsatz über den Grund unseres Glaubens an eine moralische Weltregierung bei ungestörten Gemüths- und Leibeskräften überlegter und bedachter Weise abgefaßt und zum Druck befördert habe. Hierauf werden von Fichte die beiden Fragen beleuchtet und beantwortet: „Muß alles Gedruckte mit der christlichen Religion und überhaupt mit der Religion übereinstimmen, und ist es denn schlechthin und unter jeder Bedingung unerlaubt, gegen dieselbe zu schreiben?“ und ferner: „Sind nun die von uns zum Drucke beförderten Aufsätze wirklich atheistisch, wie der Gegner vorwirft?“ Beide Fragen werden mit klarer und bündiger Beweisführung verneint, und darauf die eigentliche Quelle der Entstehung einer so grundlosen Beschuldigung erklärt und der notorische Grund, daß ernsthafte Gelehrte und sogar eine weise Regierung zu solchen Maaßregeln verleitet werden konnten, in dem Demokratismus Fichte's gefunden, wovon bereits oben die Rede gewesen ist.

Der weitere Verlauf dieser Angelegenheit war nun dieser, daß Fichte, während von der Weimar'schen Regierung eine für Fichte möglichst schonende Entscheidung vorbereitet wurde, von einem Verweise hörte, den er erhalten und womit die Sache abgemacht werden solle. Fichte, schroff und stolz, wie er war, glaubte sich damit nicht zufrieden geben zu können, und trat inkonsequenterweise mit der Regierung in Privatunterhandlungen, indem er in einem Privatschreiben an ein Mitglied der Weimar'schen Regierung, welches unleugbar in einem stolzen, fast drohenden Tone gehalten war und dem Seitens der Regierung ein offizieller Charakter beigelegt wurde, entweder förmlich freigesprochen oder verurtheilt zu werden verlangte und im Falle eines Verweises seinen Abschied forderte. Hierauf erhielt er den Bescheid: „daß, da der Beschuldigte sich von der Anklage des Atheismus nur durch Berufung auf eine von ihm angenommene philosophische Terminologie habe reinigen können, übrigens aber die Verbreitung seiner, nach dem gemeinen Wortverstande, so seltsamen und anstößigen Sätze als sehr unvorsichtig erkannt werden müsse, ihm ein Verweis dafür nicht vorenthalten werden könne. Da er aber ferner, im Falle eines Verweises, seine Dimissionsabgebung angekündigt habe, so werde ihm diese hiermit ertheilt."

So sehr nun der Muth und die kräftige Entschiedenheit, womit Fichte diesen Kampf für wissenschaftliche Lehrfreiheit in seinen Vertheidigungsschriften durchgefochten hat, anzuerkennen ist, so ist doch sein Auftreten der Weimar'schen Regierung gegenüber von dem Vorwurfe der Taktlosigkeit und eines allzustarken Hervortretens seiner eignen Persönlichkeit nicht frei zu sprechen. In der Sache hatte er volles Recht, in der Form fehlte er. „Es ist gar keine Frage," (so schreibt ihm Schiller, dem er ein Exemplar seiner „Appellation an das Publikum" zugesandt hatte) „daß Sie sich darin von der Beschuldigung des Atheismus vor jedem verständigen Menschen völlig gereinigt haben und auch dem unverständigen Unphilosophen wird vermuthlich

der Mund dadurch gestopft sein. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Eingang ruhiger abgefaßt wäre, ja, daß sie dem ganzen Vorgange die Wichtigkeit und Konsequenz für Ihre persönliche Sicherheit nicht eingeräumt hätten. Denn so wie die hiesige Regierung denkt, war nicht das Geringste dieser Art zu befahren. Ich habe in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, mit Jedem, der in dieser Sache eine Stimme hat, darüber zu sprechen, und auch mit dem Herzoge selbst habe ich es mehrere Male gethan. Dieser erklärte ganz rund, daß man Ihrer Freiheit im Schreiben keinen Eintrag thun würde und könne, wenn man auch gewisse Dinge nicht auf dem Katheder gesagt wünsche. Doch ist das letzte blos seine Privatmeinung, und seine Räthe würden auch nicht einmal diese Einschränkung machen. Bei solchen Gesinnungen mußte es nicht den besten Eindruck auf diese Letzteren machen, daß Sie so viel Verfolgung befahren. Nur macht man Ihnen zum Vorwurf, daß Sie den Schritt ganz für sich gethan haben, nachdem die Sache denn doch einmal in Weimar anhängig gemacht worden.... Was meine besondere Meinung betrifft, so hätte ich allerdings gewünscht, daß Sie Ihr Glaubensbekenntniß über die Religion in einer besondern Schrift und selbst ohne die geringste Empfindlichkeit gegen das sächsische Konsistorium abgelegt hätten."

Fichte übrigens handelte so, und nicht anders konnte er auch seiner ganzen Natur nach handeln; er war auch hier nur er selbst und sich ganz getreu. Sein scharf abgeschlossenes Wesen kannte keine Rücksichten und verschmähte alle vermittelnden Schritte zur ruhigen Beilegung der Sache. Seiner Natur nach konnte er nicht anders, als dieselbe öffentlich vor aller Welt Ohren zu verhandeln. Und wenn wir auf die Folgen des Ereignisses im Großen und Ganzen sehen, die daraus für Fichte's Zukunft erwuchsen, wenn wir dabei auch vergessen, daß Fichte selbst späterhin etwas einlenkte und seinen einseitigen moralischen Standpunkt, der solchen Anstoß erweckt hatte, in den religiösen wieder zurück-

zog, — so war es auch gut, daß es so gekommen. Die zweite Periode seines Lebens war zu Ende; er trat in ein neues Stadium seiner Wirksamkeit ein, welches ihn auf den Glanzpunkt seines Ruhmes führte.

Nachdem der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt ein Gesuch Fichte's, in seinem Lande als Privatmann leben zu dürfen, abgeschlagen hatte, ließ sich Fichte durch den Minister Dohm, der seine Mitwirkung versprach, auf den Gedanken leiten, in Preußen eine Zuflucht zu suchen. So begab sich Fichte, vorläufig allein, indem er seine Familie in Jena zurückließ, im Juli 1799 nach Berlin, wo sein Erscheinen Anfangs einiges Aufsehen erregte, bis die Entscheidung des gerade von der Hauptstadt abwesenden Königs Friedrich Wilhelm III. Fichte's Entschluß, in Berlin zu bleiben, befestigte. „Ist der Mann" (so waren die Worte des Königs) „ein so ruhiger Bürger, ist er so fern allen gefährlichen Verbindungen, wie ich vernehme, so gestatte ich ihm gern den Aufenthalt in meinen Staaten. Ueber seine religiösen Grundsätze zu entscheiden, kommt dem Staate nicht zu." Noch charakteristischer ist die andere Lesart der letzten Worte, die demselben König bei dieser Gelegenheit in den Mund gelegt werden: „Wenn Herr Fichte mit dem lieben Gotte in Feindschaft lebt, so mag auch der liebe Gott das mit ihm abmachen; mir thut das nichts."

Fichte's hauptsächlichster Umgang während der nächsten Monate seines neuen Aufenthaltes war mit Friedrich Schlegel und dessen Freundin, der Madame Veit, für welche er sich in Briefen an seine vorläufig in Jena zurückgebliebene Frau sehr eingenommen zeigte. Doch kehrte Schlegel sehr bald nach Jena, wo er schon vorher privatisirt hatte, zurück und hielt dort als Privatdocent Vorlesungen. Dafür fand Fichte aber im Umgang mit dem geistreichen Theologen und Kanzelredner Schleiermacher, der seit einigen Jahren Prediger an der Charité in Berlin war, einen Ersatz. Während nun hier Fichte die Sommer- und Herbstmonate dazu benutzte, um seine Schrift „die Bestimmung des Menschen," welche

im Jahre 1800 erschienen ist, zu vollenden, bereitete sich in seinem Geiste eine bedeutende Umwandlung seines wissenschaftlichen und praktischen Standpunktes vor, welche durch die Katastrophe in Jena und den durch seinen bisherigen Standpunkt erregten Anstoß mit veranlaßt war, dabei aber unleugbar auch aus einem tieferen geistigen Bedürfnisse, einem gediegeneren wissenschaftlichen Halt hervorging. Diese Umwandlung, die von manchen Seiten her Fichte'n als „Abfall" angerechnet und von ihm selbst eigentlich nie zugestanden worden ist, da er selbst ihr nur die Deutung gibt, seinen bisherigen Standpunkt zu erläutern und zu vertheidigen und denselben außerdem durch eine populäre Wendung auch außerhalb der Schule dem größeren Publikum zugänglich zu machen, — sie tritt nun, ihren ersten Spuren nach, schon in der erwähnten Schrift „über die Bestimmung des Menschen," hervor in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters," in der Schrift „über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit," in der „Anweisung zum seligen Leben," in den „Reden an die deutsche Nation" und andern, nach seinem Tode aus seinem Nachlasse herausgegebenen, streng wissenschaftlichen Schriften, worunter auch mehrere neue Darstellungen der „Wissenschaftslehre" aus verschiedenen Jahren sich auszeichnen.

Ganz besonders wichtig ist der Uebergang Fichte's aus seinem früheren, einseitig moralischen Standpunkt in den religiösen, welcher letztere sich namentlich in der von Fichte in Berlin (1806) herausgegebnen Schrift: „die Anweisung zum seligen Leben" ausführlich entfaltet, wobei er selbst zugibt, daß jener frühere Standpunkt Gott nicht bedürfe, da sich die blos moralische Weltansicht selber ihr Gott, Heiland und Erlöser sei. Da der Inhalt dieser Schrift in der That die frühere Einseitigkeit ergänzt und Fichte selbst sie als den hellsten Glanzpunkt seines Philosophirens bezeichnet hat, so dürfen wir nicht unterlassen, die Grundgedanken derselben hier zusammenfassend anzuführen.

Das Christenthum ist das Prinzip der neuen

Geschichte; es ist nicht nur Lehre, sondern Verfassung, Bestimmung des wirklichen Seins des Menschengeschlechts. Die Geschichte geht von einer Theokratie (Gottesherrschaft) des Glaubens bis zu einem für Jedermann verständlichen und verstandenen Reiche Gottes auf der Erde. Das Himmelreich ist ein Reich der Freiheit und eine Beherrschung seiner durch Gott. Der Himmel ist nur nach dem Tode, aber nach dem Tode während des äußeren Lebens hienieden, nach dem Absterben der Welt; das Mittel zur Seligkeit ist der Tod der Selbstheit, der Tod mit Jesu, die Wiedergeburt. Jesus drum, als der erste Bürger des Reiches, ist eingeborner Sohn Gottes. Der Sinn der Wiederkunft Christi und des allgemeinen Gerichts am jüngsten Tage ist: daß schlechthin alle Menschen Bürger des Himmelreiches werden. Wie und wodurch kommt es aber zu diesem Reiche? Es muß eine sichere, unfehlbare und an jedem gegebenen Individuum ihren Zweck erreichende Kunst einer solchen Menschenbildung geben, wonach Jeder die bestimmte Stelle erkenne, die ihm im göttlichen Weltplane angewiesen. Das Leben in diesem göttlichen Reiche ist Seligkeit, Liebe, Sein. Der geliebte Gegenstand des wahrhaftigen Lebens ist Gott, das Geisterreich; der Gegenstand der Liebe des nur scheinbaren Lebens, das Veränderliche ist die Welt. Nur in der unmittelbaren Berührung mit Gott ist Leben und Licht und Seligkeit; in jeder Entfernung aber Tod, Finsterniß und Elend. Die Sehnsucht nach dem Ewigen ist die innerste Wurzel alles endlichen Daseins. Die Seligkeit liegt auch jenseits des Grabes für denjenigen, für welchen sie schon diesseits desselben begonnen hat. Das reine Denken ist selbst das göttliche Dasein; es gibt für sich keinen bestimmten Begriff oder Erkenntniß von seinem inneren Wesen; das göttliche Leben bleibt im verborgenen und dem Begriffe unzugänglichen Sein des Bewußtseins. Das Eine göttliche Sein, als das wahrhaft Wirkliche in allem Dasein, wird durch die Reflexion des Bewußtseins in einen unendlichen Wechsel von Gestalten zerspaltet. Hinter allen diesen lebt Gott, aber wir sehen

nicht ihn, sondern immer nur seine Hülle; wir sehen ihn als Stein, Kraut, Thier, sehen ihn, wenn wir höher uns schwingen, als Naturgesetz, als Sittengesetz, und alles dieses ist doch immer nicht Er! „Ich sage dir, der du so klagst,“ (spricht Fichte begeistert schön), „erhebe dich nur in den Standpunkt der Religion, und alle Hüllen schwinden; die Welt vergeht dir mit ihrem todten Prinzip, und die Gottheit selbst tritt wieder in dich ein, in ihrer ersten ursprünglichen Form, als Leben, als dein eignes Leben, das du leben sollst und leben wirst. Und die aus dem leeren Schattenbegriff von Gott unbeantwortliche Frage: was ist Gott? wird hier so beantwortet: er ist dasjenige, was der ihm Ergebene und von ihm Begeisterte thut. Willst du Gott schauen, wie er in sich selber ist, von Angesicht zu Angesicht? Suche ihn nicht jenseits der Wolken; du kannst ihn allenthalben finden, wo du bist. Schaue an das Leben seiner Ergebenen, und du schaust ihn an; ergib dich selber ihm und du findest ihn in deiner Brust. Der wahrhaft Religiöse lebt nur im Thun, rein als Thun, wie ihn denn in der That der Erfolg oder Nichterfolg durchaus nicht kümmert, sondern er will es darum, weil es der Wille Gottes in ihm und sein eigener, eigentlicher Antheil am Sein ist. Der Mensch kann sich keinen Gott erzeugen; aber sich selbst kann er vernichten und sodann versinket er in Gott. „Das Ewig Eine“ (so drückt sich Fichte in einigen nachgelassenen Sonetten treffend aus)

„Lebt mir im Leben, sieht in meinem Sehen.
Nichts ist, denn Gott, und Gott ist nichts denn Leben.
Gar klar die Hülle sich vor dir erhebet;
Dein Ich ist sie; es sterbe, was vernichtbar,
Und fortan lebt nur Gott in deinem Streben.
Durchschaue, was dies Streben überlebet,
So wird die Hülle dir als Hülle sichtbar,
Und unverschleiert siehst du göttlich Leben.“ —

So lebte denn Fichte einige Jahre als Privatmann und Schriftsteller in Preußens Hauptstadt und hielt Vorlesungen vor Gelehrten, Künstlern, Staatsmännern und Gebildeten aller Stände. Nachdem er im Jahre 1804 einen Ruf nach Rußland und einen anderen an die Universität Landshut nicht angenommen, wurde ihm die

Stelle eines Professors der Philosophie zu Erlangen angetragen, unter der besonderen Vergünstigung, daß er nur während des Sommersemesters dort Vorlesungen zu halten hatte, im Winter dagegen seine bisherigen Vorlesungen vor einem gemischten Publikum in Berlin fortsetzen durfte. Im Mai 1805 hat Fichte diese Stelle in Erlangen angetreten, nachdem er im vorhergegangenen Winter 1804—5 in Berlin die ausgezeichneten „Reden über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" gehalten, in welchen er seine Tendenz: sein Wissen auch leben zu lassen, in ausgezeichneter Weise beurkundete. Zugleich sind diese Reden ein Zeugniß von Fichte's geschlossenem, entschiedenem und thatkräftigem Charakter, mit welchem er sich als stolzer Fels der Zeit entgegenstellt, von der diese Vorlesungen ein Sittengemälde mit manchen scharfen Zügen entwerfen und dabei den Endzweck und das Ziel der Geschichte des Menschengeschlechts auf wahrhaft würdige, ächt philosophische und doch volksverständliche und eindringliche Weise angeben. Es kommen in diesen Vorlesungen manche verwandte Gedanken mit dem Inhalte von Schiller's Antrittsrede in Jena (1789) „was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" vor, nur daß diese Gedanken bei Fichte bestimmter, entschiedener und volkskräftiger dargestellt werden, als es bei jenem der Fall war.

Die gegenwärtige Zeit (dieß ist der hauptsächlichste Inhalt dieser Vorlesungen) ist ein wesentlicher und nothwendiger Bestandtheil des Einen großen und zusammenhängenden Weltplanes, den die ewige Vorsehung mit unserm Geschlechte im Erdenleben hat; die Erscheinungen der Gegenwart sind ebenso als nothwendige Folgen aus der Vergangenheit abzuleiten, wie dieselben als die Keime der Zukunft anzusehen sind. Jede einzele Erscheinung der Zeit gilt als die nothwendige Bedingung eines höheren Lebens in der Zeit, das aus ihr entsprießen soll. Wir begreifen Alles als nothwendig im Ganzen und als sicher zum Vollkommeneren führend. Alles

Große und Edle im Menschenleben muß aber darauf zurückgeführt werden, daß der Einzelne seine beschränkte Persönlichkeit an die Gattung, an das Geschlecht, an das Allgemeine hingebe, und dieses ist der Staat. Dies nennt Fichte das Leben in der Idee, das ihm als das höhere, allein wahre und wahrhaft sittliche Leben gilt. „Wo die Idee als ein eignes und selbstständiges Leben sich darstellt" (sagt Fichte) „geht der niedere Grad des Lebens, das sinnliche, völlig in ihr auf und wird in ihr verschlungen und verzehrt; die Liebe dieses niederen Lebens zu sich selbst und sein Interesse für sich selber ist vernichtet. Aber alles Bedürfniß entsteht nur aus dem Dasein dieses Interesses und aller Schmerz nur aus der Verletzung desselben. Das Leben in der Idee ist vor aller Verletzung auf diesem Gebiete in Ewigkeit gesichert, denn es hat sich aus demselben zurückgezogen. Für dieses Leben gibt es keine Selbstverläugnung mehr und keine Aufopferung; das zu verläugnende Selbst und die Objecte des Opfers sind seinem Auge entrückt und seiner Liebe entschwunden. Diese Verläugnung und diese Opfer bewundert nur derjenige, für den die Gegenstände davon noch Werth haben, weil er selbst sie noch nicht aufgegeben; wie man sie aufgibt, so verschwinden sie in Nichts, und es findet sich, daß man nichts verloren habe. Für dieses Leben in der Idee ist das ernstgebietende Pflichtgebot aufgehoben, welches die Lust voraussetzt und nur dazu da ist, um Anfangs die Begier in das Dunkel des Herzens zurückzuscheuchen, damit die Idee Platz gewinne, ihr Leben zu entwickeln. Nur der erste Schritt ist's, der da kostet. Ist man einmal hindurch, so steht dasjenige, was erst als ernste Pflicht drohte, als das da, was man allein noch treiben, und um dessen willen man allein noch leben möchte, als einzige Lust und Liebe und Seligkeit. Es ist daher Unkunde, wenn man einer tiefen Philosophie zutraut, sie wolle die finstere Sittenlehre der Selbstkreuzigung und Ertödtung erneuern. O nein! einladen will sie, daß man hinwerfe, was keinen Genuß gewährt, damit das-

jenige, was unendlichen Genuß verleiht, an uns kommen und uns ergreifen möge." In solcher und ähnlicher Weise beschreibt Fichte noch weiter den Genuß des Lebens in der Idee und ladet die Zuhörer (und Leser) ein, es selber zu leben.

Er erwähnt darauf die verschiedenen Formen und Aeußerungen der einen und ewigen Idee: die schöne Kunst, als bei deren Ausübung der Künstler in den höchsten Genuß der geistigen Seligkeit zerfließe, die gesellschaftliche Idee, Patriotismus und Weltbürgerthum, als die Idee des politischen Lebens im Staate und in der Menschheit, und endlich die Religion, als die umfassendste und alles in sich aufnehmende und an jedes Gemüth bringende Form der Idee, das Hinströmen aller Thätigkeit und alles Lebens, mit Bewußtsein, in den Einen, unmittelbar empfundenen Urquell des Lebens, die Gottheit. „Wem dieses Leben und Bewußtsein in seiner Unmittelbarkeit und unerschütterlichen Gewißheit aufgeht und zur Seele alles seines übrigen Wissens, Denkens und Sinnens wird, der ist eingegangen in den Besitz nie zu trübender Seligkeit. Was ihm begegne, es ist Lebensform jenes Urquells des Lebens, welches in jeglicher Gestalt heilig ist und gut, und welches in jeglicher Gestalt zu lieben er sich nicht entbrechen kann; es ist mit andern Worten der Wille Gottes, mit welchem sein Wille immer Eins ist... Wer in diesem Glauben und in dieser Liebe sein Feld ackert, ist unendlich edler und seliger, als wer ohne diesen Glauben Berge versetzt." „So windet die ewig sich selbst ganz erfassende, in sich selber lebende Eine Idee sich fort durch den Einen Strom der Zeit, und in jedem Momente dieses Zeitstromes erfaßt sie sich ganz, wie sie ist, in dem ganzen unendlichen Strome... Nichts geht darin verloren. Welten gebären Welten, und Zeiten gebären neue Zeiten;... dann thut sich auf das Grab, nicht das, was aus Erdhügeln Menschen häuften, sondern das des undurchdringlichen Dunkels, womit das erste (niedere) Leben uns umgibt, und es gehen aus ihm hervor die mächtigen Or-

gane der Ideen, und erblicken im neuen Lichte vollführt, was sie anfingen, ganz, was sie einseitig erfaßten; geht hervor, jede noch so unscheinbare That, die im Glauben an das Ewige geschah, schwingt sich selbst das hier gefesselte und zum Boden niedergezogene geheime Sehnen im neuen Aether auf entwickelten Fittigen. Mit Einem Worte: wie, wenn der Athem des Frühlings die Lüfte belebt, das starrende Eis sich nicht länger hält, sondern zusammenströmt in eine einzige, sich durchbringende, in sich bewegliche und laue Fluth, wie dann die vorher getrennten und in dieser Trennung nur Tod und Verwüstung darstellenden Naturkräfte einander entgegenströmen und sich umarmen und durchdringen und in tiefer Durchdringung lebendigen Balsam darbieten allen Sinnen, also — zerfließt nicht durch den Liebeshauch der Geisterwelt, denn es ist in ihr kein Winter, — sondern es ist und bleibt in ihr ewig verflossen in Eine Fluth das Ganze der Geisterwelt. Nichts Einzelnes vermag zu leben in sich und für sich, sondern Alles lebt in dem Ganzen, und dieses Ganze selber in unaussprechlicher Liebe stirbt unaufhörlich für sich selber, um neu zu leben. Das ist einmal das Gesetz der Geisterwelt: alles was zum Gefühle des Daseins gekommen, falle zum Opfer dem in's Unendliche fort zu steigernden Sein; und dieses Gesetz waltet unaufhaltbar, ohne irgend Eines Einwilligung zu erwarten. Nur dies ist der Unterschied, ob man mit der Binde um das Haupt, wie ein Thier, sich wolle zur Schlachtbank führen lassen, oder frei und edel und im vollen Vorgenuß des Lebens, das aus unserem Falle sich entwickeln wird, sein Leben am Altare des ewigen Lebens zur Gabe darbringen." — So spricht sich ein Fichte über Religion, über Unsterblichkeit und ewiges Leben aus; unsere matte, eitle und egoistische Zeit lerne von ihm, dem Gotterfüllten und Gottbegeisterten, was Unsterblichkeit und ewiges Leben ist!

Den Zweck des Erdenlebens setzt nun Fichte weiter in das Vernünftigwerden der Menschen durch Freiheit, oder darein, daß die Menschheit in dem=

selben alle ihre Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einrichte, sich zum reinen Abdruck der Vernunft ausbilde. Freiheit ist das innerlich Bewegende aller Geschichte, und zwar diejenige Freiheit, welche die ewigen Ideen des Menschengeistes, von denen oben die Rede war, zu ihrem erfüllenden Inhalte hat. Nach der Unterwerfung der Natur durch die Vernunft strebt die Menschheit hin.

Das Ganze des Menschenlebens zerfällt, nach Fichte, demgemäß in fünf Hauptepochen. Die erste nennt er die Zeit der unbedingten Herrschaft des Vernunftinstinktes, d. h. der noch als Naturgesetz und Naturkraft wirkenden Vernunft, oder den Stand der Unschuld des Menschengeschlechts. „Im Paradiese des Rechtthuns und Rechtseins ohne Wissen, Mühe und Kunst erwacht die Menschheit zum Leben. Kaum hat sie Muth gewonnen, eigenes Leben zu wagen, so kommt der Engel mit dem feurigen Schwerte des Zwanges zum Rechtsein und treibt sie aus dem Sitze ihrer Unschuld und ihres Friedens. Unstät und flüchtig durchirrt sie nun die leere Wüste, kaum sich getrauend, den Fuß irgendwo festzusetzen, in Angst, daß jeder Boden unter ihrem Fußtritte versinke. Kühner geworden durch die Noth, baut sie sich endlich dürftig an und reutet im Schweiße ihres Angesichts die Dornen und Disteln der Verwilderung aus dem Boden, um die geliebte Frucht des Erkenntnisses zu erziehen. Vom Genusse derselben werden ihr die Augen aufgethan und die Hände stark, und sie erbauet sich selber ihr Paradies nach dem Vorbilde des verlorenen; der Baum des Lebens erwächst ihr, sie streckt aus ihre Hand nach der Frucht, und ißt und lebet in Ewigkeit.“ — In der zweiten Epoche ist dieser Vernunftinstinkt in der Menschheit schwächer geworden, und spricht sich nur noch in wenigen Auserwählten aus, die als Heroen des Geschlechts eine Autorität für Alle werden; es ist dies das Zeitalter der anhebenden Sünde, auf welches drittens die Epoche der vollendeten Sündhaftigkeit folgt; auf diese der Stand

der anhebenden Rechtfertigung oder die Epoche der Vernunftwissenschaft; und das Ziel ist dann die Epoche der Vernunftkunst oder der Stand der vollendeten Rechtfertigung und Heiligung. Fichte betrachtet das gegenwärtige Zeitalter als das der vollendeten Sündhaftigkeit, das sich durch die größte Gleichgültigkeit gegen die göttliche Wahrheit auszeichne. Der gegenwärtige Zustand — und es ist seitdem noch nicht gar lange her — erregt seinen tiefsten, bittersten Unwillen; er klagt die Gegenwart an, daß das Leben in der Idee, der Sinn und das Interesse für das Höhere, Allgemeine, für das Ganze und die Gattung ganz verschwunden und nur noch der ungeheuerste Egoismus des beschränktesten Privatlebens übrig geblieben sei, wo das Individuum sich einbilde, daß es nur für sich selber da sein und leben, denken und wirken könne. Die 15. und 16. Vorlesung sind es besonders, welche den Charakter der öffentlichen Sitte und Religiosität des gegenwärtigen Zeitalters schildern und diesem Geschlechte den Spiegel der Sittlichkeit und Religion, wie sich diese im wahren Lichte der Idee darstellen, energisch vorhalten. In einer (im Jahre 1807 von Fichte verfaßten) kleineren Schrift: „Gespräche über Patriotismus und sein Gegentheil“ setzt derselbe aus einander, daß unsere — also die damalige — Zeit jetzt im Uebergange aus der dritten Epoche in die vierte, als die Zeit der Vernunftwissenschaft, begriffen sei, daß von nun an nur die Wissenschaft die Menschheit weiter führen könne, die insbesondere das innerste Heiligthum des deutschen Volkes sei. Rettet nicht der Deutsche den Kulturzustand der Menschheit, so wird kaum eine andere Nation ihn retten.

Nachdem Fichte, im Frühjahre 1805, die im vorhergegangenen Winter gehaltenen Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters beendigt hatte, war er im Mai nach Erlangen übergegangen, wo er freilich nur ein halbes Jahr wirkte, obgleich er sein Amt unter glücklichen Vorbedeutungen angetreten hatte. Sogar

Professoren und Docenten hörten bei ihm Vorlesungen über seine berühmte „Wissenschaftslehre,“ von welchen in seinem wissenschaftlichen Nachlasse noch der Entwurf vorhanden ist. Seine damals zu Erlangen gehaltenen öffentlichen Vorlesungen „über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit“ sind gleichzeitig daselbst im Druck erschienen. Fichte stellt darin den höchsten Begriff des Gelehrten auf, nennt einen solchen Jeden, der von der Idee in irgend einer ihrer Gestaltungen ergriffen und diese in die Welt einzuführen oder sie theoretisch darzustellen berufen sei; daher auch der wahrhafte Regent, Gesetzgeber und Staatsmann unter diesen Begriff falle.

Als im Jahre 1806 der Krieg Preußens gegen Napoleon entschieden und ausgebrochen, und dieser, nachdem er im Oktober die entscheidende Schlacht bei Jena und Auerstädt gewonnen, seinen Einzug in Berlin hielt, verließ Fichte diese Stadt und begab sich im Herbst desselben Jahres zunächst nach Stargard in Hinterpommern und von da nach Königsberg in Preußen, wo ihm bis zur Wiederherstellung der Ruhe eine provisorische Professur verliehen worden war. Anfangs war es bestimmt, daß seine Gattin und sein Sohn ihm dorthin nachfolgen sollten; im Februar des nächsten Jahres (1807) aber forderte sie Fichte auf, nicht zu kommen, da er bald mit Ehren zurückzukehren hoffte; für seine Philosophie, (so schrieb er zugleich an seine Gattin) sei man an der Küste der Ostsee noch nicht reif. Nachdem Fichte, im Sommer 1807, in Königsberg sich eifrigst mit dem Studium des Pestalozzi'schen Erziehungssystems, das ihn in hohem Grade fesselte und anregte, beschäftigt hatte, verließ er auch diese Stadt wiederum und begab sich, im Geiste mit mancherlei neuen literarischen Planen beschäftigt, nach Kopenhagen, von wo er endlich, nachdem der Tilsiter Friede zwischen Preußen und Frankreich zu Stande gekommen war, zu Ende August's 1807 wieder zu den Seinigen nach Berlin zurückkehrte. Still und von den Fremden unbemerkt,

bewohnte er in Berlin ein kleines Gartenhaus, und lebte einige Monate lang in vertrautem Verkehr mit dem Geschichtschreiber Johannes von Müller.

Im Winter 1807—8 war es nun, daß Fichte, trotz der Gefahr bei dem Thun und Treiben der anwesenden Fremden, die gewaltigen „Reden an die deutsche Nation" hielt, welche er aus Vorsicht zu gleicher Zeit im Druck erscheinen ließ und ausdrücklich, im Vorworte vom April 1808, als Fortsetzung der im Winter 1804—5 in Berlin gehaltenen Vorlesungen „über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" bezeichnete. Diese Reden haben Fichte's Namen auf ewig in die Tafeln der vaterländischen Geschichte eingegraben. Die Ereignisse der Jahre 1806 und 1807 hatten bei Fichte zunächst alle Hoffnungen auf eine Wiederherstellung Deutschlands zu politischer Selbstständigkeit vernichtet. „Ich glaubte," (schrieb er nach dem Tilsiter Friedensschlusse an seine Gattin) „die deutsche Nation müsse erhalten werden; aber siehe, sie ist ausgelöscht!" Damals schrieb er auch an den Staatsminister Beyme: „Aus Nichts wird Nichts; auch gibt es keinen Sprung zwischen durchaus entgegengesetzten Zuständen. Darum glaube ich, theuerster Freund, immerfort, daß ohne eine völlige Umschaffung unseres ganzen Sinnes, d. h. ohne eine durchgreifende Erziehung aus keinem günstigen oder ungünstigen Erfolge für uns Heil zu erwarten ist. Was als Kraftерwachen erscheint, ist oft nur Fieber, das sich im Prahlen mit künftigen Großthaten und in einem einfältigen Vertrauen auf Andere, die eben so fertig schwatzen, äußert." Den Plan zu einer solchen durchgreifenden Nationalerziehung, einer gänzlich umgestalteten Volksbildung, legt nun Fichte in den „Reden an die deutsche Nation" vor. Und in Wahrheit bedurfte das tief gesunkene Vaterland in diesen Zeiten höchster Noth und tiefster Schmach, wo es seiner Freiheit ganz verlustig zu gehen und zu einer Provinz des französischen Kaiserreichs umgewandelt zu werden drohte, eines willenstarken Mannes, der auf Herz und Willen des Volkes einwirkte. Wäh-

rend die Furcht vor dem großen Welteroberer und Helden des Jahrhunderts Allen damals den Mund schloß und das deutsche Volk sein Selbst mit seiner politischen Selbstständigkeit verloren zu haben schien, wagte Fichte allein zu reden, wagte er es allein, der weltüberwindenden That des Eroberers seine That, seinen Willen dem Willen Napoleon's entgegenzusetzen! Seine „Reden an die deutsche Nation" waren diese weltgeschichtliche That. Die Freiheit und der Muth des Selbstbewußtseins, welches dem allgemeinen Schicksale mit dem Donnerworte: Ich bin Ich! entgegentritt und in der Vernichtung der äußeren Selbstständigkeit doch sein Selbst nicht verliert, war in Fichte repräsentirt, in dem die von der ächtsittlichen Freiheit des Geistes getränkte und gestärkte Gesinnung gleichsam Person geworden war. Der glühendste, zornsprühende Haß gegen den Unterdrücker des Vaterlandes war in Fichte energisch zusammengefaßt. Er zertrat in diesen „Reden" sein Volk moralisch, wie es der Fremde thatsächlich als Volk zertreten hatte; er wiederholte durch die Macht des zweischneidigen Wortes nochmals den Akt der Selbsterniedrigung, den das Volk an sich hatte vollziehen lassen. Er that es, um das geknechtete, in dumpfer Gleichgültigkeit die Fußtritte des Herren hinnehmende Volk aufzustacheln, daß es sich wiederherstelle. Und die Absicht gelang ihm ; die „Reden" richteten den Muth der Deutschen wieder auf; im Stillen erstarkten Gesinnung und Entschluß, sich aufzuraffen und die Schmach zu tilgen, die auf ihnen lastete.

„Der Zweck dieser Reden" (sagt Fichte in der ersten derselben) „ist, Muth und Hoffnung zu bringen in die Zerschlagenen, Freude zu verkündigen in die tiefe Trauer, über die Stunde der größten Bedrängniß leicht und sanft hinüber zu geleiten. Die Zeit erscheint mir wie ein Schatten, der über seinem Leichname, aus dem so eben ein Heer von Krankheiten ihn herausgetrieben, steht und jammert und seinen Blick nicht loszureißen vermag von der ehedem so geliebten Hülle und verzweifelnd alle

Mittel versucht, um wieder hineinzukommen in die Behausung der Seuchen. Zwar haben schon die belebenden Lüfte der andern Welt, in welche die abgeschiedene eingetreten, sie aufgenommen in sich und umgeben sie mit warmem Liebeshauche. Zwar begrüßen sie schon freudig heimliche Stimmen der Schwestern und heißen sie willkommen; zwar regt es sich schon und dehnt sich in ihrem Innern nach allen Richtungen hin, um die herrlichere Gestalt, zu der sie erwachsen soll, zu entwickeln; aber noch hat sie kein Gefühl für diese Lüfte oder Gehör für diese Stimmen, oder wenn sie es hätte, so ist sie aufgegangen in Schmerz über ihren Verlust, mit welchem sie sich zugleich selbst verloren zu haben glaubt. Was ist mit ihr zu thun? Auch die Morgenröthe der neuen Welt ist schon angebrochen und vergoldet schon die Spitzen der Berge und bildet vor den Tag, der da kommen soll. Ich will, so ich es kann, die Strahlen dieser Morgenröthe fassen und sie verdichten zu einem Spiegel, in welchem die trostlose Zeit sich erblicke, damit sie glaube, daß sie noch da ist, und in ihm ihr wahrer Kern sich ihr darstelle, und die Entfaltungen und Gestaltungen desselben in einem weissagenden Gesichte vor ihr vorübergehen. In diese Anschauung hinein wird ihr denn ohne Zweifel auch das Bild ihres bisherigen Lebens versinken und verschwinden, und der Todte wird ohne übermäßiges Wehklagen zu seiner Ruhestätte gebracht werden können."

Weiter entwickelt nun der kühne, kräftige Redner, wie es zu allernächst den Deutschen anzumuthen sei, vorangehend und vorbildend für die übrigen Völker diese neue Zeit zu beginnen. Nur diejenige Nation, welche die Aufgabe der Erziehung zum vollkommenen Menschen durch wirkliche Ausübung gelöst haben werde, werde sodann auch jene des vollkommenen Staates lösen. Deutschland sei der Inbegriff des gesammten gebildeten Europa im Kleinen, und für Deutsche schlechthin, absehend von allen trennenden Unterscheidungen des kleinlichen Philisterthums, rede er darum und ver-

lange von den Deutschen, Muth zu haben, um der Zeit in's Auge zu sehen und sich zu überzeugen, daß das Rettungs- und Erhaltungsmittel der deutschen Nation in der Bildung zu einem durchaus neuen, allgemeinen und nationalen Selbst, in der Erziehung der Nation zu einem neuen Leben, kurz in der gänzlichen Umwandlung des bisherigen Erziehungswesens bestehe. Die Bildung zum wahren Menschen sei die Aufgabe und das Wesen dieser neuen öffentlichen Erziehung, die den Zögling anzuleiten habe, sein Leben und jedes andere geistige Leben immer nur im Lichte des Ewigen, als ein Glied in der Kette der Offenbarung des höheren göttlichen Lebens, der allgemeinen sittlichen Weltordnung anzuschauen, um die Verwirklichung dieser Welt, die da sein soll, mit dem Willen zu erstreben. Denn der natürliche Trieb des Menschen sei der, den Himmel schon auf Erden zu finden und ewig Dauerndes zu verflechten in sein irdisches Tagewerk, das Unvergängliche im Zeitlichen selbst zu pflanzen und zu erziehen; und in wessen Gemüthe Himmel und Erde, Unsichtbares und Sichtbares sich durchdringen und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpfe bis auf den letzten Blutstropfen, um den theuren Besitz wiederum ungeschmälert zu überliefern an die Folgezeit. Die Ausführung dieses neuen Erziehungsplanes soll sich nun, nach Fichte, an Pestalozzi's Ideen und Unterrichtsgang anschließen, der wohl im Stande sei, den Völkern und dem ganzen Menschengeschlechte aus der Tiefe seines dermaligen Elendes herauszuhelfen.

Die Frage, wem die Ausführung des neuen Erziehungsplanes anheim fallen sollte, beantwortet Fichte dahin, daß dies Geschäft dem Staate zufalle. Dieser solle, verlangt Fichte, einsehen, daß er sich um die ewige Seligkeit seiner Mitbürger nicht zu bekümmern, sondern für das Leben auf der Erde zu sorgen habe. Bei der vorgeschlagenen Nationalerziehung bedürfe der Staat keines besonderen Heeres, sondern hätte an seiner Jugend ein Heer, wie es

noch keine Zeit gesehen, das er rufen und unter die Waffen stellen könne, sobald er wolle, und sicher sein könne, daß kein Feind es schlage. Der Staat erziele ferner eine gründliche Verbesserung der Staatswirthschaft, er erhalte arbeitende Stände, die des Nachdenkens über ihr Geschäft von Jugend auf gewöhnt seien. Zucht- und Verbesserungshäuser würden verringert werden, Armenanstalten gänzlich wegfallen, da es in einem so erzogenen Volke keine Armen gäbe. Welcher deutsche Staat aber in der Ausführung dieses Plans den Anfang mache, der werde den größten Ruhm davon haben und nicht lange allein stehen, sondern bald Nacheiferer haben. Würde gleich damit angefangen, so könnte schon nach 25 Jahren das bessere Geschlecht, dessen wir bedürfen, dastehen. Nähme sich der Staat der Sache nicht an, so sollten es wohlgesinnte Privatpersonen thun, große Gutsbesitzer auf ihren Gütern dergleichen Erziehungsanstalten errichten, wo denn der Staat bald nachfolgen würde.

Vorzugsweise anziehend und mit der Fülle rednerischer Begeisterung ausgestattet ist besonders die Schlußrede, in welcher sich Fichte an die Jünglinge, an die Alten, an die Geschäftsmänner, an die Denker, Gelehrten und Schriftsteller, an die Fürsten Deutschlands einzeln, und an die Deutschen insgesammt wendet und sie beschwört, daß jeder das Seinige thue und sogleich, ohne Verzug und Besinnen, einen kräftigen Entschluß fasse, diese Ideen zu verwirklichen. Er greift seine Hörer und Leser kräftigst am Ehrgefühl an: „Ist vielleicht in euch die Wurzel, aus der ein solcher in das Leben eingreifender Entschluß allein hervorwachsen kann, völlig ausgerottet und verschwunden? Ist wirklich und in der That euer ganzes Wesen verdünnt und verflossen zu einem hohlen Schatten, ohne Saft und Blut und eigene Bewegkraft, und zu einem Traume, in welchem zwar bunte Gesichter sich erzeugen und geschäftig einander durchkreuzen, der Leib aber todähnlich und erstarrt daliegen bleibt? Es ist dem Zeitalter seit langem unter die Augen gesagt, daß man ungefähr also von ihm denke . . . habt ihr es vernommen,

ist es fähig gewesen, — euch zu entrüsten; — nun, so strafet doch diejenigen, die so von euch denken und reden, geradezu durch eure That der Lüge; zeigt euch anders vor aller Welt Augen" . . . „Es dürfte Jemand unter euch hervortreten und mich fragen: was gibt gerade dir, dem einzigen unter allen deutschen Männern und Schriftstellern, den besonderen Auftrag, Beruf und das Vorrecht, uns zu versammeln und auf uns einzudringen? Ich antworte, daß ich gerade es darum thue, weil keiner sonst es vor mir gethan hat, und daß ich schweigen würde, wenn ein anderer es früher gethan hätte. Dies war der erste Schritt zu einer durchgreifenden Verbesserung; irgend einer mußte ihn thun. Ich war der, der es zuerst lebendig einsah; darum wurde ich der, der es zuerst that. Einer muß immer der erste sein, und wer es sein kann, der sei es eben."

Es liegt uns von einem der edelsten und besten unter den neueren deutschen Dichtern, der leider schon in der kräftigsten Blüte seiner Manneskraft vor einigen Jahren der Mitwelt entrissen worden, Friedrich von Sallet, ein „Fichte" überschriebenes Gedicht vor, das diese ganze Zeitlage, in welcher Fichte in Berlin diese berühmten Reden gehalten hat, sowie den Kern ihres Inhaltes, in kräftiger Sprache anschaulich vorführt, und wir glauben uns den Dank unserer Leser zu erwerben, wenn wir dieses Gedicht hier mittheilen:

Die Fenster klirren von verworr'nem Tosen,
Fremdartig näselnde Commandoschreie
Von draußen her und Trommeln der Franzosen;
Doch drin im Saal Prophetenwortes Weihe.

Da steh'st du, Fichte! ja, du Riesenfichte!
Hoch, ungebeugt, an Gradheit nicht zu tadeln,
Umschimmert leis vom Freiheitsmorgenlichte,
Doch Zornesrauschen in des Hauptes Nadeln.

Vor deinem Blick, durch Herz und Nieren dringend,
Sucht jedes Aug' den Grund, die Hörer zittern,
Und also lautet, unerbittlich zwingend,
Dein Wort, gleich langgetragenen Gewittern:

„Die Zeit verworfner Selbstsucht ist gekommen,
Da jeder nur bedacht, sich weich zu betten.
Ich sagt' es euch; doch ihr habt's nicht vernommen.
Jetzt eßt die Frucht vom faulen Baum in Ketten."

„So frech war't ihr, es warnend zu verkünden:
„„In Geisteswelten schwärme nicht, o Jugend!
Nur eine Krippe kriechend dir zu gründen
Voll Futter, das ist Demuth, Weisheit, Tugend.""

„Und die euch in des Geistes Tempel luden,
Waren gefährliche, hochmüth'ge Thoren.
Wo aber sind jetzt eure Krämerbuden?
Im Koth. Eu'r Höchstes: euer Kram? — Verloren!"

Auffraß die größte Selbstsucht eure kleine,
Denn haltlos ist in sich, was niederträchtig.
Nur wo im Ganzen lebet jeder Eine,
Als Geist, im Geist, sind Staat und Bürger mächtig."

„Ihr hattet euch in feige Ruh' verkrochen,
Draus der Gewalt Faust euch an's Licht gerissen.
Jetzt schützt euch nichts, zerknirscht und herzgebrochen,
Die eigne Schlechtigkeit gründlich zu wissen."

„Ja! schlecht sind wir, verfault und wurmzerfressen,
Vom Herrn verworfen, vor der Welt beschimpfet.
Uns bessern jetzt? — Wie könnten wir vergessen,
Was unsrer Kindheit schon ward eingeimpfet?"

„Nein! wir sind todt, uns weckt kein neues: Werde! —
Soll ewig drum ein großes Volk verderben? —
Nein! wir besudelten die deutsche Erde;
Doch sie entsühnen können unsre Erben."

„Statt thränenschwelgend, weichlich zu verzagen,
Sollt ihr euch in euch selbst zusammenraffen.
Hört auf mein Wort! Ihr sollt zu hoffen wagen:
Ein neu Geschlecht wird Deutschland neu erschaffen."

„Uns strömt geheim, wie tief wir auch versunken,
Ew'ger Erfrischung jugendliche Quelle:
Die Muttersprache, so wir rein getrunken
Aus Gottes Geist, in ungemischter Welle."

„Schaut um euch auf Europa's Völkerschaaren!
Besiegt, wo sie als Sieger eingedrungen,
Vergaßen sie auf ewig, wer sie waren,
Und reden eitel mit geborgten Zungen."

„Sie fügten Worte wohl mit Halbverständniß,
(So spielt ein Kind mit Steinchen, bunt von Schimmer)
Doch auf das Urlicht lebender Erkenntniß
Zurückbesinnen können sie sich nimmer."

„Doch euch, dem Urvolk mit urlautrer Sprache,
Euch ist die ew'ge Rückkehr nicht verloren,
Ihr könnt, verfälscht in der Gemeinheit Lache,
Im Wahrheitsurquell werden neu geboren.

„Von euch erharren alle Völker bange
Entfaltender Vergeist'gung Lebensspende,
Wer bleibt noch, der in Gottes Herz gelange,
Ging euer Mittleramt mit euch zu Ende?"

„Auf denn! euch selbst, die Menschheit zu befreien,
Bringt eure Kinder, so noch unverdorben,
In neuer Geistestaufe sie zu weihen,
Bis, was von euch, in ihnen ist gestorben!"

„Senkt in den Born sie, da in ew'gem Wissen
Der Mensch mit Gott sich Eins fühlt, ohne Bürde,
Bis sie aus des Verderbens Finsternissen
Auftauchen licht in erster Menschenwürde."

„Ihr aber, sperrt euch ab vom Heiligthume,
Darin ein neues Volk wird aufgezogen!
Daß nicht um ihre Frucht die zarte Blume
Vom Pesthauch eures Mundes wird betrogen."

„Ihr Ohr vernehme nie das alte Locken:
„„Der Pflichten heiligste sei — Brot gewinnen,
Dem Weltsturm fern am sichern Ofen hocken
Und niemals über Gott und Freiheit sinnen.""

„Nichts, als dies eine Wort soll ihnen tönen:
Daß aller Stoff ist schattenhaft und nichtig,
Der nicht ein Leben fand im Hohen, Schönen,
Den nicht des Geistes Gold macht vollgewichtig."

„Sie dürfen's gar nicht wissen, gar nicht glauben,
Daß je ein Mann, sein kleines Ich zu pflegen,
Darf der Gesammtheit Geist und Kräfte rauben,
Und doch geehrt sein, statt bezahlt mit Schlägen."

„Der Knechtschaft Abgrund dürfen sie nicht ahnen,
Daß Einzelmacht und Willkür dürfen schalten,
Darunter Alles kriecht auf Krämerbahnen,
Von einem Geist zusammen nicht gehalten."

„Selbstlos, sich nie von der Gesammtheit trennen,
Mit ihr nur steh'n, und freudig mit ihr fallen,
Sich im Gesetz, als Freie, selbst erkennen —
Das sei die Zucht, tief eingewurzelt Allen!"

„So, von der räud'gen Heerde abgeschnitten,
Soll aus der Jugend Schule sich entfalten
Ein freier Staat in eurer Knechtschaft Mitten.
Der wird den Druck der Tyrannei zerspalten."

„Daß Wahrheit nur im Pfennig, nicht im Geiste,
Der sich mit Händen nicht kann greifen lassen,
Daß keine Freiheit braucht der Staubgespeiste —
Sie hörten's nie und könnten's gar nicht fassen."

„Für sie ist wirklich nur die Tempelhalle,
Darin sie selbst sind unsichtbare Säulen,
Im Ganzen Eins, und selbstbewußt doch Alle.
Der Bau trotzt ewig der Gewaltthat Keulen." —

„Dies sag' ich euch, dies allem deutschen Volke,
Das, durch mein Wort, ich hier in euch vereine.
Jetzt geht und handelt! bis die schwarze Wolke
Zerborsten vor der Freiheit Sonnenscheine." —

So sprach der Philosoph, von Gott begeistert,
Und in der Hörer Brust hallt's dräuend wieder,
Bis sich das Heldenwort des Volks bemeistert,
Und über Deutschland hin rollt auf und nieder.

Zum Völkerfreiheissturm ist's angeschwollen,
Kanonen haben's donnernd fortgesungen.
Horch! am Montmartre noch ein letztes Grollen —
Dann — Schweigen — jetzt — vergessen und verklungen!

Warum habt Fremdknechtschaft ihr abgetrieben?
Daß man daheim euch so bequemer knechte!
Wo ist das neue, freie Volk geblieben?
Wo kam der Geist zu seinem Königsrechte?

Ihr seid getreten, und verdient's nicht besser.
Heil, Fichte, dir! Du schlummerst unter'm Rasen,
Sieh'st nicht die faulen Kriecher, faulen Fresser,
Die Feigheit predigen in stolzen Phrasen.

Und die sich nicht auf Lotterbetten dehnen,
Müssen, im Dienst des Geist's, umsonst verbluten.
Wär' ich ein Weib, ich weinte heiße Thränen;
Ich bin ein Mann, drum peitsch' ich euch mit Ruthen.

Ein merkwürdiger Umstand ist, daß Napoleon von diesen Reden Fichte's keine Kunde erhielt, weil Keiner seiner Zuhörer so elend war, ihn zu verrathen. Aber die gedruckten, daß ihm diese verborgen blieben, — dies ist zu verwundern; vielleicht erklärt es sich auch einfach daraus, daß Napoleon von Fichte, dem Philosophen, nichts fürchtete, da er überhaupt von der Philosophie nicht viel hielt, sie als leere Träumerei und unpraktisches Treiben ansah. Fichte freilich (das wußte der Welteroberer nicht,) Fichte war der Mann, der sein Wissen auch leben wollte, dessen Denken unmittelbar That ward. Und wahrlich: es knüpften sich an diese Reden des einzigen Mannes die bedeutendsten Erfolge; die allseitigsten Anstrengungen für die Verbesserung des Erziehungswesens, das Turnwesen, die Reformen auf den Universitäten, die Einrichtung der Schullehrerseminare, — freilich hernach auch das Ausarten dieser Bestrebungen in Schwärmerei und Deutschthümlei, waren die Resultate dieser Ermahnungen Fichte's.

Nachdem sich Fichte von einer schweren Krankheit, die ihn im Frühjahr 1808 ergriffen und hart mitgenommen hatte, allmählig wieder einigermaßen erholt hatte, eröffnete sich bald ein neuer, reicher Wirkungskreis für den thatkräftigen, unermüdlichen Mann. Während dieser Zeit des größten Nationalelendes regte sich im preußischen

Staate, der damals unter der Leitung des ausgezeichneten Ministers Hardenberg stand, noch ein kräftiges Selbstbewußtsein und ein entschiedenes Vertrauen auf die Zukunft. Dies sprach sich unter Anderm in der schon seit Jahren beabsichtigten und vorbereiteten Gründung der Universität Berlin aus. Die Wissenschaft sollte der Herd der Geistesfreiheit und damit der politischen Freiheit werden; und eine der ersten frischen Früchte von Preußens Entschluß, von innen heraus, durch eine Verbesserung des ganzen Unterrichtswesens auf die Wiedergeburt Deutschlands zu wirken, war eben die Berliner Universität, für welche ausgezeichnete Lehrer berufen wurden. Schon bevor dieselbe förmlich eröffnet worden war, was im Jahr 1811 geschah, hatte Fichte mit Schleiermacher und einigen Andern dort Vorlesungen gehalten. Fichte selbst war dort im ersten Jahre Dekan in der philosophischen Fakultät und im zweiten Rektor. Als solcher zeigte sich Fichte übrigens allzu schroff und unpraktisch, so daß er seine besten Absichten, beim redlichsten Willen, selten zu erreichen im Stande war und sich dadurch in den letzten Jahren seines Lebens manche Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten bereitete. Die Zerstörung der schädlichen landsmannschaftlichen Verbindungen und die Abschaffung des Zweikampfs unter den Studierenden, dieses verderblichen Restes mittelalterlicher Barbarei, wofür er die Einführung von Ehrengerichten zur Schlichtung von Streitigkeiten unter den Studierenden angeregt hatte, lag Fichte'n sehr angelegentlich am Herzen; aber seine Absichten gingen, aus Mangel an Unterstützung von Seiten seiner Kollegen, nicht durch.

Zum Ersatz für die in dieser Beziehung gemachten bitteren Erfahrungen wandte Fichte seinen Drang zur That und zum Kampf wieder der politischen Seite zu, und nahm, als nach dem für Napoleon unglücklichen russischen Feldzug im Januar 1813 von Breslau aus, des preußischen Königs Aufruf an die Jugend zur Erhebung für den Schutz und die Befreiung des Vaterlan=

des ergangen war, auf das Lebhafteste an diesem Befreiungskriege Theil. Er entließ seine vertrauteren Schüler mit einer eindringlichen und wirksamen Rede; ja er hatte selbst an Waffenübungen eifrigen Antheil genommen, und als ihm Einer halb im Unmuth zurief, er könne bei seiner ungewöhnlichen Muskelkraft freilich leicht ausdauern, das sei aber auch kein Verdienst, da erwiederte Fichte: „Schaffen Sie sich meine Grundsätze an, so werden Sie auch meine Muskeln bekommen!“

Als kurz darauf ein Aufruf an die Frauen ergangen war, sich der Pflege der Kranken und Verwundeten in den Hospitälern zu widmen, war Fichte's Frau, den Grundsätzen und der Gesinnung ihres Mannes getreu, eine der Ersten und Eifrigsten in diesem Geschäfte edler Aufopferung. Von einem Nervenfieber, das sie sich dabei zuzog, genas sie zwar wieder; aber ihr Mann war davon angesteckt worden, und dieser erlag, nachdem er die ihm dargebotene Arznei mit den Worten zurückgewiesen: „Laß das, ich bedarf keiner Arznei; ich fühle, daß ich genesen bin,“ am 28. Januar 1814 in seinem noch nicht vollendeten 52ten Lebensjahre. Seine Frau überlebte ihn noch bis zum Januar 1819.

Fichte ruht auf dem Kirchhof vor dem Oranienburger Thore, wo später und zwar dicht neben ihm auch sein Nachfolger in Berlin, Hegel, seine Ruhestätte gefunden hat.

Fichte's einziger Sohn, jetzt Professor der Philosophie in Berlin, hat eine Lebensbeschreibung mit dem Briefwechsel des Vaters veröffentlicht und sowohl früher schon dessen nachgelassene Werke in drei Bänden, als auch in den letzten Jahren Fichte's sämmtliche Werke in 8 Bänden herausgegeben.

Hermann von Beckerath.

Von

Friedr. von Schönthal.

Der Mann des Rechts nur ist der Mann des Volks!

Hermann von Beckerath.

(geb. 1801).

In die vorderste Reihe der Männer unsers deutschen Volkes, an welche in der Gegenwart der Weckruf des Geistes ergangen ist, haben alle Stämme ihre besten und tüchtigsten Söhne gestellt, nicht als Vertreter je eines Stammes, sondern als Vorfechter eines einigen Volkes, das, seiner heiligsten, unverjährbaren, unveräußerlichen Rechte einmal bewußt geworden, sich weder dies Bewußtsein wieder trüben, noch sich neuerdings zerspalten lassen will nach todten Linien willkürlich-wandelbarer Landesgränzen. Es gilt kein Hinweisen mehr auf bloße Gnade, auf bloßes Vorrecht; unserm Volk gebührt das allein, was über allem Verschiedenem eins, was über allem Zufälligen ewig ist, was in Allen von Anfang begründet ist, das Erste und Letzte, das Recht selbst, das eine, ganze, volle Recht, von welchem jedes besondere ausgeht, auf welches sich bürgerliche und religiöse Freiheit zurückbezieht. Noch gilt's freilich Kampf, einen ernsten, langen, heiligen Kampf für dies eine, ganze, volle Recht; noch stehen der Zukunft unseres Volkes die Mächte der Vergangenheit feindselig entgegen, und die alte Nacht will ihre Ansprüche noch nicht aufgeben, will den jungen Tag noch nicht anerkennen, der da schon freudig heransteigt. Nun wohlan: Kampf zwischen Licht und Nacht! Und

glückselig wir, die wir diesen Kampf erleben; dreifach beglückt aber jeder, der, von des Lichtes Morgenkuß berührt, diesen Kampf mitzukämpfen sich erhob, seines Volkes lange Schmach fühlend, seines Volkes einstige Größe erstrebend, für seines Volkes Freiheit zu leben und zu sterben bereit!

Von besonderer Bedeutung ist dieser geistige Kampf jetzt auch in Preußen. In die vordersten Reihen der Vorkämpfer für das wahrhaft göttliche Recht, nämlich für das allgemein menschliche, hat nun auch Preußen seine Männer des Volks gestellt, und es sind ihrer nicht wenige, und sie sind nur die Zeugen von Tausenden und Abertausenden, was die denken und wollen, und sie werden nicht wanken; sie stehen oder fallen, — der Weg ist einmal gebahnt! Nun, so laßt uns einen Trefflichen aus ihrer Mitte in's Auge fassen! Sein Name ist Hermann von Beckerath.

Hermann von Beckerath wurde geboren im Dezember 1801. Es liegt wohl blos in dem Wörtchen „von" begründet, wenn in der neueren Zeit adelige Abstammung der von Beckerath'schen Familie gedacht worden ist; erweislich ist der Aeltervater der Familie als Flüchtling aus einem kleinen Dörfchen im Jülich'schen nach Krefeld gekommen. Dieses Dörfchen oder vielmehr dieser Weiler, zur Kirchengemeinde Wickrathberg gehörig, liegt in nächster Nähe von Wickrath und gehörte in frühern Zeiten der herrschaftlichen Familie von Wickrath=Quadt, welche, bis zum Ausbruche der französischen Revolution in dem Schlosse residirte, das späterhin von der preußischen Regierung erst als Kaserne, dann bis jetzt als Lokal für eine königliche Stuterei benutzt wird. Das Dörfchen Beckerath besteht nur aus wenigen, dazu nicht einmal bedeutenden Bauerhöfen, und von einer adeligen Gutsherrschaft, außer jener von Wickrath, kann hier keine Rede sein. Die Bezeichnung „von" rührt also in diesem Falle, der sich

am Niederrhein häufig vorfindet, blos von dem Namen des Ortes her, in dem die Familie von Beckerath früher gewohnt hat. Der Grund, welcher diese Familie veranlaßte, den bisherigen Wohnort zu verlassen, lag in der Religionsverfolgung der damaligen Zeit; als Mennoniten suchte und fand sie gastliche Aufnahme in dem damals noch kleinen Krefeld, das schon unter den Vorfahren der preußischen Regenten, den Oraniern, der Religionsfreiheit sich erfreute. In diese neue Heimath brachte die Familie nichts als ihren Fleiß und die ungewöhnlichen Gaben, welche die meisten Nachkommen derselben auszeichnen. Zuerst schloß sich dieselbe hier den Fabrikherrn Floh an, welche mit der von Beckerath'schen Familie gleiches Schicksal gehabt hatten. Im Laufe der Zeit trat eine Linie von Beckerath's durch Verheirathung zur reformirten Gemeinde über und gründete im vorigen Jahrhunderte eine der drei großen Seidenmanufakturen, welche Friedrich der Große mit seinem besondern Schutze begünstigte. Der übrige Theil der Familie, dem mennonitischen Bekenntnisse fortwährend ergeben, blieb lange Zeit hindurch in untergeordneten industriellen Verhältnissen, stand aber dennoch in vielfacher Verbindung mit den ersten Kreisen der Stadt. Aus dieser Linie stammt Hermann von Beckerath, dessen Großvater Meister in der Floh'schen Fabrik war und viele Bandmühlen in seinem Hause hatte. Von dessen Söhnen waren die ältern, zum Theil mit Beibehaltung des Seidenbandwirker-Verhältnisses, als Comtoiristen in dem Floh'schen oder auch in den von der Leyen'schen Hause thätig und hatten nebenbei ein kleines Geschäft, welches sie später zur Hauptsache machten und dadurch eine unabhängige Stellung erlangten. Der jüngste dieser Söhne, Peter, der noch lebende Vater Hermann's, war anfangs auch Meister über Bandwirkerstühle und beschäftigte als solcher mehrere Gesellen. Die ungünstigen Zeitverhältnisse drückten indeß die Weber sehr; das Meisterverhältniß löste sich und so gab er im Jahre 1811 seine bisherige

Beschäftigung auf, um die Stelle eines Gerichtsvollziehers anzunehmen. Auch als solcher hatte er als Versorger einer zahlreichen Familie (außer Hermann, dem ältesten Sohne, waren nämlich noch 5 Kinder vorhanden,) in jenen drückenden Zeiten der Fremdherrschaft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; doch schwächten die Nahrungssorgen, denen er stets mit pflichttreuer Thätigkeit zu begegnen suchte, niemals seinen heitern Muth, nie seinen Sinn für die edlern Beziehungen des Lebens, und dadurch, so wie durch seine ganze Persönlichkeit, durch die, von seinen Vätern ererbte, oft erprobte dankbare Anhänglichkeit an das preußische Haus, dessen Vorfahren einst den seinigen Schutz gewährt, gewann er sich die Achtung Aller und die Freundschaft Vieler. Zu der schöneren Gestaltung seines Familienlebens und der edleren Richtung seines Geistes trug ganz besonderes der Umstand bei, daß die in der Familie häufig vorkommende Anlage zur Musik bei ihm zu einer Fertigkeit ausgebildet war, die ihm schon als jungen Manne den Eintritt in die besten, musikalischer und literarischer Unterhaltung zugewendeten Kreise der Stadt verschaffte. Unter diesen Eindrücken einer durch Kunst und Literatur veredelten, oft durch Humor erheiterten Geselligkeit suchte er seinen Kindern, wie schwer ihm dies auch in seiner beschränkten Lage fiel, alle Schulbildung zu geben, zu welcher die damals allerdings sehr mangelhaften Unterrichtsanstalten Krefelds Gelegenheit darboten. Aber zu einer noch wichtigeren Bildung, welche auch die beste Schulanstalt nicht gewähren vermag, zu der Bildung des Herzens, waren die trefflichsten Elemente in dem Hause selbst vorhanden. Hier waltete als Gattin und Mutter eine jener wahrhaft weiblichen Naturen, die in engbegränztem Kreise rastlos wirkend kein Verlangen kennen, darüber hinauszugehen, die aber diese ihre eigenste Sphäre mit dem ganzen Inhalt eines liebreichen Daseins füllen und mit der unwiderstehlichen Macht des Beispiels auch die Ihrigen auf die Bahn der selbstverleugnenden Hingebung für Andere führen.

Hermann von Beckerath's Mutter ist eine reine fromme Seele; niemals, auch nicht in den dunkelsten Zeiten, unter den schwersten Sorgen, wankte ihr Gottvertrauen, immer stand sie dem Gatten als eine unermüdliche, unverdrossene Helferin zur Seite, und — um Hermann's eigenen Worte zu gebrauchen, die er dem Verfasser dieser Zeilen schrieb — „was der Entwickelungsgang ihrer Kinder Würdiges darbieten mag, das ist hervorgegangen aus dem sittlichen Lebensgrund, den sie gelegt und den das gemüthvolle, nie getrübte Verhältniß zwischen ihr und ihrem Gatten befestigt hat." Für den, der mit seeleprüfendem Blicke die Entwickelungsgeschichte hervorragender und wahrhaft würdiger Männer durchforscht hat, ist es eine vielfach bestätigte Wahrheit, daß gerade der Grund, den eine sinnige, gefühl- und liebevolle Mutter in ächter Weiblichkeit, mit innigem Gottvertrauen bei der Erziehung ihrer Kinder gelegt, daß gerade dieser Grund und nur er allein es ist, auf dem die edelsten Tugenden gedeihen, auf dem wahre Menschengröße sproßt. Wir wollen keinesweges den hohen, unverkennbaren Werth antasten, der in unsrer Zeit und auch mit unserer vollkommensten Zustimmung auf eine vielseitige, durch Literatur, sprachliche und wissenschaftliche Kenntnisse erzielte geistige Bildung der künftigen Gattinnen und Mütter, der Erzieherinnen des nach uns folgenden Geschlechts, gelegt wird, aber wir würden uns sehr täuschen, wenn wir in der umfassendsten geistigen Bildung jemals einen ausreichenden Ersatz zu finden wähnen könnten für jene reine, einfache, menschen- und gottvertrauende, gemüthvolle, durch Sanftmuth herrschende Weiblichkeit, die durch alle Erziehungskunst nicht angebildet werden kann, die, allein von der Natur in die weibliche Seele gepflanzt, erhalten werden muß, die aber nur erhalten werden kann, wenn wieder, von zarter Hand geleitet, alle Unnatur aus der Erziehung der weiblichen Jugend verbannt bleibt.

Haben wir so unsern Lesern den Boden geschildert, auf welchem Hermann von Beckerath gewachsen,

so wenden wir nun uns zu diesem selbst. Als Knabe hatte er den lebhaften Wunsch, sich den Studien zu widmen, und insbesondere war es der Beruf eines Advokaten, der ihn am meisten anzog. Die Verhältnisse, in denen seine Eltern lebten, machten es denselben jedoch durchaus unmöglich, die Kosten einer solchen Laufbahn zu bestreiten, und so mußte Hermann von Beckerath schon nach kaum vollendeten 14. Jahre die Schule verlassen und in das Geschäftsleben eintreten. Er wurde als Lehrling in das Banquierhaus „Gebrüder Molenaar" und ein Paar Jahre später von dem damaligen alleinigen Inhaber dieses Geschäftes, Herrn Nikolaus Molenaar, als Hausgenosse aufgenommen. Hatte Hermann von Beckerath bis dahin eine harte Jugend zu verleben gehabt, die indeß auch bei ihm nicht ohne Segen geblieben ist, so gestaltete sich nun seine Lage immer freundlicher. Der talentvolle junge Mann ergriff jede Gelegenheit, seine Kenntnisse zu bereichern, und die Aufnahme in dem Hause seines Geschäftsherrn, wo eine gefühlvolle und fein gebildete Frau die geistigen Kräfte Krefelds vereinigte, führte manche Verhältnisse herbei, welche auf seine Entwickelung günstig einwirkten. Ganz besonders gehört hierher der nähere Umgang mit dem Prediger der Mennonitengemeinde, Isaak Molenaar (gest. 1835). Liegt es an und für sich schon in der Eigenthümlichkeit der mennonitischen Auffassung des Christenthums gegründet, die kirchliche Form überall dem Geist entsprechend zu gestalten und auf die einfachsten Zeichen zurückzuführen, dadurch jungen Gemüthern die Erkenntniß der reinen Menschheit zu erleichtern und sie zu bewahren vor dem ebenso häufigen als folgenschweren Mißgriffe, die Form mit der Sache, das Symbol mit dem Wesen zu verwechseln, — so konnte der Einfluß Isaak Molenaar's jene Wirkung auf Hermann von Beckerath bis zu einem gewissen Punkte nur erhöhen. Bei Molenaar war ein für alles Gute und Schöne empfängliches Gemüth mit einer feinen Geistesbildung, insbesondre mit einer gründ-

lichen Kenntniß der deutschen klassischen Literatur verbunden und wie er, als Religionslehrer den jungen von Beckerath in ein gläubiges, christliches Leben einführte, so weckte er als väterlicher Freund in dem Jüngling zugleich die Begeisterung für alles menschlich Große und für alles Schöne, namentlich für Poesie. Die Lieder eines Max von Schenkendorf, Arndt, Körner u. A. wurden nicht blos von aesthetischer Seite, sondern auch als der lebenswarme Ausdruck deutscher Gesinnung gefaßt, und diese letztere schlug in Hermann von Beckerath damals tiefe Wurzeln. Das erste Erwachen seines höhern Bewußtseins fiel in die unvergeßliche Zeit, in welcher der ungeschwächte Nachhall der kaum vollendeten Befreiungskriege noch in allen Herzen tönte; hätte ein jugendliches, so empfängliches Gemüth wie das seinige dagegen sich verschließen können?

Bei Hermann von Beckerath ist grade diese Zeit seines Lebens, grade dieser Aufenthalt in dem Molenaar'schen Hause von unendlicher Wichtigkeit gewesen und seine Stellung in demselben wurde auch in äußerer Beziehung immer ehrenvoller, da er im Laufe der Zeit erst Geschäftsführer, und dann Geschäftsgenosse (Associé) dieses Handlungshauses wurde, und nicht eher austrat, bis er im Jahr 1838, nachdem er sich drei Jahre vorher verheirathet hatte, unter der Firma „von Beckerath = Heilmann" ein eigenes Bandgeschäft gründete. Ebenso wichtig aber als jene Zeit und jener Umgang für die äußeren Verhältnisse von Beckerath's geworden sind, ebenso tief eingreifend, so nachhaltig haben jene Zeit und jener Verkehr auf die Gestaltung und Richtung seines geistigen Lebens gewirkt; damals und hier ist in ihm der Grund gelegt worden für seine religiöse wie für seine politische Weltanschauung. Fassen wir zuerst jene in's Auge!

Isaak Molenaar führte seinen jungen Freund, wie bereits erwähnt worden, zunächst zu der sorgfältigen Unterscheidung zwischen Form und Sache, zwischen Schale und Kern, und leitete ihn immer darauf hin, das rein

Menschliche im Christenthum zu erkennen. Es ist eine beklagenswerthe, nur zu häufige Erscheinung, daß talentvolle junge Männer, wenn sie erst zum Nachdenken über religiöse Gegenstände gelangen, wenn sie sich bemühten, zum klaren Bewußtsein ihrer Stellung zu ihrem bisherigen religiösen Glauben zu kommen, daß sie dann, bei der sich leicht darbietenden Mangelhaftigkeit der äußeren Form, bei dieser einzig und allein stehen bleiben, ohne sich durchzuarbeiten zu der Erkenntniß des nur dem tiefer blickenden Geiste sich enthüllenden Inhaltes. Die unbefriedigende Form, kurzsichtiger Weise für ein und Alles gehalten, führt dann zu dem Wahn, daß in der Religion überhaupt nur wenig oder nichts Erstrebenswerthes enthalten sei, und verleitet gar leicht zu der traurigen Ansicht, daß die Religion nur für die ungebildete Masse passe, um als Zügel und Zaum gebraucht zu werden, die Leidenschaften derselben vor rohen Ausbrüchen zu bewahren, daß aber ein „gebildeter" Mensch der Religion theils nicht bedürfe, und daß es theils mit seinem Standpunkte unmöglich zu vereinigen sei, den Lehren der Religion Glauben zu schenken. Rechnen wir zuerst die Gleichgültigkeitsmenschen (Indifferenten), die entweder aus Schlaffheit oder scheuer Furcht gar nicht zum Nachdenken gekommen sind, deren Zahl aber leider heutzutage nur allzugroß ist, rechnen wir diese ab, so ist der oben geschilderte Standpunkt beklagenswerther Weise eben derjenige, auf dem in unsern Zeiten Tausende und aber Tausende stehen, denen es an einem Führer gefehlt hat, welcher sie gelehrt hätte, durch die Schale hindurchzudringen zu dem Kerne, zu den ewigen Ideen, welche das Wesen des Christenthums und, sagen wir es offen, auch anderer Religionen ausmachen, zu den Ideen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Mögen die Formen, in welche diese Ideen eingekleidet sind, mannigfach von einander abweichen je nach der Verschiedenheit der vielfachen äußeren und inneren Verhältnisse der Bekenner, möge die eine dieser Formen edler, geeigneter, des Menschen würdiger sein als die andere, — es bedarf

keiner Form und keine ist vollkommen, und jede solche wird und muß sich veredeln und fortbilden, je mehr ihr Inhalt zum klaren Bewußtsein der Bekenner derselben gekommen ist. Die Formen werden ewig die Menschen trennen, nur das Wesen kann und wird sie einigen; in den Formen präge sich immerhin die eigenthümliche Besonderheit der Einzelnen, ganzer Völker und Kirchen, aus; in dem Wesen, in jenen unvergänglichen Ideen findet das Allgemeine, das rein Menschliche seinen Ausdruck.

Wer könnte es verkennen, daß unsre Zeit und namentlich unser deutsches Volk mit Rüstigkeit und Kraft in dem Streben begriffen ist, die Formen, in welche seine religiösen Ideen gekleidet sind, zu veredeln und sie sorgfältig im Bewußtsein zu trennen von dem, was jede Form überlebt? Blicken wir hin auf die verschiedenen christlichen Bekenntnisse, wie tritt uns da überall jener mächtige Drang entgegen, die Formen so zu gestalten, daß sie der wahren Ueberzeugung von dem in ihnen lebenden Gehalte entsprechen! Wir bezweifeln nicht, daß in der römisch-katholischen Kirche Beichte, Ablaß, Verehrung der Heiligen, der Reliquien u. s. w. bei ihrer ersten Einführung wohl geeignet gewesen sind, den Ideen, welche ursprünglich in sie hinein gelegt wurden, eine Gestalt zu geben, um sie auch Allen, welche der Auffassung einer reinen Idee unfähig waren, zugänglich zu machen; wir läugnen nicht, daß damals in jenen Formen — Leben war. Aber dieses Leben in ihnen ist im Laufe der Zeit erstorben; sie erinnern nicht mehr mit Nothwendigkeit an den Geist, ihr Gebrauch ist zum Mißbrauche geworden und so können sie nur dazu dienen, einen geistlosen Kultus der Form, eine Verehrung der leeren Schale statt der Religion im Geiste und in der Wahrheit zu fördern. Von diesem Standpunkte aus betrachten wir den Deutsch-Katholizismus, der, sich der todten Formen entledigend, die religiösen Ideen zum frischen Bewußtsein in sich aufnehmend, neue, würdigere und passendere Formen sucht, sorgfältig diese zu trennen bemüht

ist von den ewigen Wahrheiten, die denselben ihr Leben verleihen sollen, und der in der möglichsten Vereinfachung und Durchsichtigkeit derselben die Bürgschaft sucht, daß sie nicht sobald und so leicht wieder mit ihrem Inhalte verwechselt, und daß sie nach Gebühr gewürdigt werden. Blicken wir auf den Protestantismus, so finden wir das gleiche Streben. Die sogenannten „symbolischen Bücher" desselben, (das heißt: die Bekenntnißschriften der reformatorischen Väter) der lutherische und der heidelberger Katechismus, das augsburgische Glaubensbekenntniß u. s. w. entsprechen nicht mehr dem religiösen Bewußtsein, nicht mehr den religiösen Ideen einer großen Menge unserer protestantischen Zeitgenossen; die sogenannten Lichtfreunde, die protestantischen Freunde treten in freien Gemeinden zusammen und außer ihnen stehen Tausende, welche in gleicher Weise einen Mangel der Uebereinstimmung zwischen jenen Formen und den religiösen Ideen findend, darnach streben, jene so zu gestalten, daß diese letzteren nicht ferner dadurch beeinträchtigt, daß nicht die Hülle verehrt werde, während der Geist aus ihr abhanden gekommen. Ja, schweifen unsere Blicke über das Christenthum hinaus zu den Juden, — was Anderes wollen die Reformfreunde auch hier? Was Anderes, als sich entledigen der drückenden, geistlosen Formen, welche, nach ihrer besten Ueberzeugung, den gegenwärtigen Kultus zur unvernünftigsten, Herz und Sinn verderbenden Ceremonie herabwürdigen? Die Veredelung und Vereinfachung der Form, die wahre Würdigung und die sorgfältige Unterscheidung derselben von dem sie erfüllenden Wesen ist ein durchgreifendes Streben unserer Zeit und unseres Volkes, und dieses Streben wird zu seinem Ziele gelangen, ob die reformatorischen Vorkämpfer unserer Tage fallen oder stehen; dieses Streben wird seine Befriedigung finden, weil es aus der Kraft der Wahrheit hervorgegangen ist und nicht auf zufälligen Verhältnissen, nicht auf bloßen Personen ruht.

Aber nicht nur diese Formen beschäftigen in der Gegenwart die edelsten Gemüther unsres deutschen Volkes.

Wenn zu irgend einer Zeit, so ist gerade in der unsrigen überall die Bemühung der Bessern im Volke **darauf** gerichtet, **das rein Menschliche im Christenthum** zu erkennen und demselben darin diejenige Stelle anzuweisen, welche ihm gebührt. Die Bestimmung des Christenthums zur Weltreligion, das endliche Ziel desselben, alle Erdenbewohner in sich zu vereinigen und alle ihre Verhältnisse mit seinem Geiste zu durchdringen, — diese Bestimmung und dieses Ziel können nur erreicht werden, wenn das Außerwesentliche und Zufällige in seiner Geltung die ihm zukommende untergeordnete Stelle einnimmt und das Allgemeine, was alle Menschen als solche der höchsten Vollkommenheit und der Gottheit entgegen führt, in seiner vollkommenen Würde anerkannt wird.

Wohl gibt es eine Partei, und (wir leugnen es nicht) eine heutiges Tages höchst einflußreiche und mächtige, welche Alles aufbietet, um vom Christenthum das rein Menschliche so viel als möglich abzustreifen, das Lebendige und Flüssige in ihm zu versteinern, nothwendig und in weiterer Folge davon das ächt Menschliche im Menschen zu ertödten. Blödsichtig es verkennend, daß die Lebensverhältnisse, die Verfassung, die gesellschaftlichen Beziehungen, daß Alles dieses bei uns vom Geiste des Christenthums durchdrungen ist, strebt diese Partei darnach, einen sogenannten „**christlichen Staat**" in so ausschließlicher und so eigenthümlicher Bedeutung zu verwirklichen, als ob aus unsern weltlichen Staaten Kirchenstaaten entstehen sollten. Christen heißen bei dieser Partei keineswegs diejenigen, welche nach dem Grundsatze des Christenthums: „Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten wie dich selbst" denken und leben; Christen sind bei ihnen zuerst nicht — Katholiken; mit Lutheranern steht es wenigstens zweifelhaft; Deutsch-Katholiken sind es noch weniger und Lichtfreunde vollends stehen ihnen den Heiden gleich. Sie suchen die Christen in ihrem Sinne vorzugsweise unter den Reformirten; aber auch da wieder sind diejenigen ausgeschlossen, welche den Calvinismus in dem Sinne auffassen, daß Calvinist-sein gleich bedeutend da-

mit sei, zu forschen und zu streben im Geiste Calvin's; nur diejenigen sind in ihrem Sinne Christen, welche den Menschen als das unwürdigste Geschöpf Gottes betrachten, das, aller moralischen Freiheit und Selbstbestimmung bar, nur durch die Gnade Gottes nach dessen freier Wahl zur Glückseligkeit gelangen könne. Gewiß hat diese Partei in dem letzten Jahrzehend bedeutend an Boden gewonnen und namentlich in einzelnen Strecken Deutschlands unter den aller Prüfung und Forschung unfähigen Klassen sich ausgebreitet. Desto rüstiger und bestimmter tritt dagegen eine große Mehrheit aus den gebildeten Klassen des Volkes diesen Bestrebungen entgegen und bringt die Wahrheit zur Geltung, daß auch das Christenthum entwickelungsfähig sei und sein müsse, wenn es seine Bestimmung zur Weltreligion solle erfüllen können; es veredele durch seinen Geist der Liebe das Menschliche im Menschen; es drücke den Geist nicht hinab, sondern erhebe ihn zu den höchsten Stufen der Vollkommenheit. — Sind diese beiden Bestrebungen: Veredelung und Vereinfachung der religiösen Formen, Unterscheidung derselben von dem Wesen und dann die Geltendmachung des rein Menschlichen im Christenthum, — sind diese Bestrebungen unverkennbar die religiöse Aufgabe, welche der bessere Theil des deutschen Volkes zu lösen bemüht ist, so bleibt uns nun zu zeigen, wie Hermann von Beckerath diesen Bestrebungen gegenüber denkt und handelt! Wir kehren indeß vorher wieder zu seinen äußeren Verhältnissen zurück und begleiten ihn auf seinem Wege bis zu dem Punkte, wo seine Wirksamkeit ein größeres Feld als Volksvertreter beim vereinigten preußischen Landtage erhält.

Seit 1836 ist Hermann von Beckerath ununterbrochen Mitglied des Gemeinderathes und der Handelskammer seiner Vaterstadt Krefeld gewesen. Die Erfahrungen, welche er in diesen Stellungen zu machen Gelegenheit hatte, benutzte er sorgfältig, um sich für die höhere Wirksamkeit vorzubereiten, zu welcher seine Mitbürger ihn beriefen, als sie ihn 1843 zum Landtagsabge=

ordneten von Krefeld erwählten. Sein inneres Leben, und namentlich seine politische Entwickelung hat in vielen Beziehungen gleichen Schritt mit dem Entwickelungsgange gehalten, welchen das deutsche Volk im Allgemeinen seit den Befreiungskriegen genommen hat. Von lebendigem Nationalgefühl durchdrungen, tief eingetaucht in Freiheitshoffnungen, den Anbruch einer neuen bessern Zeit erwartend, wendete sich der Deutsche dem Staate zu; aber diese Theilnahme war in der ersten Zeit — und auch Hermann von Beckerath erging es so — mehr eine poetische als eine praktische. Man dichtete, las und sang die ausgezeichneten patriotischen Poesien, welche die damalige, zu neuem Leben erwachte Zeit hervorbrachte, man schwelgte in der Erinnerung an die eben vollbrachten siegreichen Thaten und über diesem Dichten und Lesen und Singen und Schwelgen versäumte man es, sich auf den praktischen Boden zu stellen, auf welchem allein eine ersprießliche Wirksamkeit in politischen Dingen ausgeübt werden kann. Es war mehr ein Gefühlsleben als ein klares Erkennen dessen, was man wünschte und erstrebte, und dieses Gefühlsleben machte es der bald eintretenden Reaktion leicht, ihre Zwecke zu erreichen; die früher gehegten Hoffnungen wichen einem Gefühle der Täuschung, einer Entsagung, welche das politische Interesse fast zu einem blos theoretischen herabdrückte, die freilich in Preußen dadurch gemildert wurde, daß der König Friedrich Wilhelm III. in Folge der sittlichen Würdigkeit seines Charakters die Liebe seines Volkes besaß. Auch Hermann von Beckerath war und ist bis auf den heutigen Tag der Dynastie und der Monarchie überhaupt von Herzen ergeben; doch hinderte ihn das nicht, die politische Richtung festzuhalten und in sich auszubilden, die in den Rheinlanden in der Form der Anhänglichkeit an die rheinische Gesetzgebung und Gerichtsverfassung immer mehr hervortrat. Namentlich bethätigte er diese Gesinnung, als er 1837 in der Handelskammer die Berichterstattung über einen von dem Justizminister von Kamptz zur Begutachtung eingesandten Entwurf eines neuen

Wechselrechts auszuarbeiten hatte und das Kollegium veranlaßte, diesen reaktionären Versuch mit Energie zurückzuweisen. Nun kam der Regierungswechsel in Preußen, das begeisternde Auftreten des neuen Königs schuf in den Gemüthern den still gehegten, auf eine freiheitliche Entwickelung gerichteten Wunsch in ein frohes, bestimmteres Verlangen um. Es erging Hermann von Beckerath wie es damals sehr Vielen in und außerhalb Preußen ergangen ist; auch er versprach sich Vieles, wenn nicht Alles, von der Persönlichkeit dieses Königs, der nach einem umfassenden Plane sein Volk von Stufe zu Stufe zu einer großen Bestimmung hinanführen zu wollen schien. Aber diese Erwartung hatte das Schicksal aller schwärmerisch-begeisterten, lediglich auf Personen beruhenden Hoffnungen; sie wurde schon bald nachher in hohem Maße herabgestimmt und verschwand immer mehr, nachdem, seit dem Beginne des Jahres 1843, offenbar eine neue Gegenwirkung in Preußen hervortrat. Das Wichtigste, was jene Erwartung indeß in ihrem Gefolge hatte, war die nun auch allmälig bei den frühern Anhängern einer unbedingt sich hingebenden sogenannten „Vertrauens-Politik" sich entwickelnde Ueberzeugung, daß in Persönlichkeiten, und seien es die besten, niemals jene Bürgschaft gefunden werden könne, welche den Völkern die Gewißheit einer geregelten, naturgemäßen freiheitlichen Entwickelung sichert. Jene unerfüllt gebliebene Erwartung hat in Preußen auf diese Weise mehr als alles Andere für die Verbreitung und Würdigung konstitutioneller Ideen gewirkt und so wurde auch Hermann von Beckerath aus einem auf Persönlichkeiten vertrauenden Unterthan ein sich klar bewußter und begeisterter Verfassungsfreund. Dieselbe Durchgangs- und Wendepunkte der politischen Entwickelung des deutschen Volkes überhaupt finden wir demnach in ganz gleicher Weise bei Hermann von Beckerath wieder: erst jugendliche Begeisterung für die allgemeine Idee der Freiheit, dann allmälige Herabstimmung des Gemüths bis zur Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit; darnach

ein neues Erwachen frischer Hoffnungen, auf Persönlichkeiten gegründet; hierauf abermalige Enttäuschung, und nun endlich, aus Allen diesem naturgemäß hervorgehend, Klarheit der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer durch unantastbare höchste Gesetze geregelten, von persönlichem Ermessen ganz und gar unabhängigen Entwickelung in Staat, Kirche und Schule.

Auf diesem Standpunkte befand sich Hermann von Beckerath, als er (1843) zum ersten Male als Abgeordneter für Krefeld an den Verhandlungen des siebenten rheinischen Landtages Theil nahm; besonders hatte er als Berichterstatter über die dem Landtage vorgelegte rheinische Gemeindeordnung mannigfache Gelegenheit, die Verbesserung jenes Entwurfes in vielfachen Beziehungen und in bestimmten Formen zu beantragen. Die rheinpreußischen Provinzialstände waren bei der vorgelegten Gemeindeordnung in einer peinlichen Verlegenheit nach zwei Seiten hin. Die bisherige Kommunalverfassung in Rheinpreußen war noch die napoleonische, welche bekanntlich eben keine sehr freie Bewegung der Gemeinden zuließ, und der Wunsch nach einer Verbesserung dieser Zustände mußte dort um so allgemeiner und um so dringender hervortreten, als alle übrigen Provinzen Preußens, der geringeren politischen Bildung ungeachtet, sich einer unvergleichlich freieren Gemeindeverfassung erfreuten. Eine Abänderung dieser Zustände war vielfach Seitens der Gemeinde dringend beantragt und Seitens der Regierung bereitwillig gewährt, indem sie den Rheinländern die „revidirte preußische Städteordnung" von 1831 zur Annahme anbot. Wäre diese Städteordnung die sogenannte, „gute" von 1808 gewesen, so würde die Verlegenheit der Rheinländer durch die eigenthümlichen Ortsverhältnisse der Provinz, welche keinen durchgreifenden Unterschied zwischen Stadt und Land zu machen gestatten, wohl eine noch größere gewesen sein; die Städteordnungen beide sind auf einer solchen Trennung von Stadt und Land begründet, und dieser Umstand, so wie auch wohl die geheime Hoffnung, auf Grund höherer politischer Bil=

dung vielleicht noch ein Mehr von Freiheiten bewilligt zu erhalten, hatte die Stände bewogen, das Anerbieten abzulehnen und den Antrag zu stellen, daß recht bald eine den eigenthümlichen Verhältnissen der Provinz angepaßte Gemeindeverfassung ausgearbeitet und der nächsten Provinzial-Ständeversammlung vorgelegt werden möge. Der Entwurf einer solchen war vorbereitet und den rheinischen Mitgliedern der 1842 in Berlin versammelten ständischen Ausschüsse zur Kenntnißnahme und vorbereitenden, mehr persönlichen Begutachtung mitgetheilt, von diesen aber als in manchen Prinzipien, namentlich in der darin begünstigten Stellung des Adels, als für die Rheinprovinz ganz ungeeignet, einstimmig zurückgewiesen worden. Jetzt legte die Regierung den Ständen einen neuen Entwurf vor, in welchem allerdings Stadt und Land gleich gestellt waren; die in dem früher zu Berlin vorgelegten Entwurfe begünstigte Stellung des Adels aber, der als solcher schon geborenes Mitglied des Gemeinderathes sein sollte, war jetzt dahin umgeändert worden, daß Jeder, der 50 Thaler Grundsteuer bezahle, geborner Gemeinderath sei, und somit waren die adeligen Gutsbesitzer auf dem Lande natürlich überall mit eingeschlossen, wenngleich sie dieses Vorrecht mit manchem Andern, der von bürgerlicher Herkunft war, zu theilen hatten; es war ferner in diesem vorgelegten Entwurfe den Gemeinden nur ein Mindesttheil freier Selbstbestimmung bewilligt, ganz gleich dem Maaße, welches den östlichen Landgemeinden bewilligt ist und z. B. in der westphälischen Landgemeinde-Ordnung finden sich sehr viele Stellen, sogar wörtlich gleichlautend mit den betreffenden in der rheinischen Gemeindeordnung. Hier galt es nun, Seitens der Stände, die nicht wohl auch diesen Entwurf abweisen konnten, eine Wahl zu treffen für die ganze Provinz, also auch für die zahlreichen größeren Städte, sich mit jenem Mindesttheil der Freiheiten zu begnügen und dadurch das längst behauptete Prinzip der Unzertrennbarkeit von Stadt und Land zu retten, oder aber dieses Prinzip auf-

zugeben, die Landgemeinden bei dem gegebenen Mindestttheil zu belassen und den Städten größere Freiheiten zu erwerben. Die Stände blieben sich getreu und wählten das Erstere; die Landgemeinden haben nicht Ursache, sich über Zurücksetzung gegen die ältern Provinzen zu beklagen; die Städte mögen der Hoffnung leben, durch die Vermittelung des vereinigten Landtages im Laufe der Zeit ein geeignetes Maaß der unabhängigen Selbstbestimmung zu erhalten.

Bei der ständischen Begutachtung des Entwurfes war nun darauf hinzuarbeiten, daß das Unrheinische aus demselben möglichst entfernt und die Bevormundung der Gemeinden durch die Regierungsbehörden auf das nothwendige allergeringste Maaß beschränkt werde; was Hermann von Beckerath als Berichterstatter in dieser Angelegenheit erstrebt hat, das zeigt eine Vergleichung des Entwurfes mit den durch die öffentlichen Blätter bekannt gewordenen ständischen Amendements zu demselben. Das Ergebniß ist nicht überall ein günstiges gewesen; aber die Stände haben erreicht, was sie unter den gegebenen Verhältnissen und in ihrer Stellung erreichen konnten, und Hermann von Beckerath hat durch seinen Bericht einen nicht unwesentlichen Antheil an dem, was erlangt worden.

Nachdem von Beckerath somit seine politische Laufbahn begonnen, erwachte in ihm der Drang, auf jede Weise an der politischen Wiedergeburt des Vaterlandes nach Kräften mitzuwirken, und so wurde er auch zu einer journalistischen Thätigkeit hingeführt. Als Ergebnisse derselben finden wir in Nro. 40 der Kölnischen Zeitung, Jahrgang 1844, eine Kritik des Landtagsabschiedes für die Rheinprovinz, von dem es bekannt ist, daß er durchgehends alle Anträge, welche in irgend einer Weise materielle Dinge zum Gegenstande hatten, genehmigte, dagegen aber mit starrer Beharrlichkeit alle Wünsche der Stände, welche auf Prinzipienfragen Bezug hatten, unbefriedigt ließ. Als dann im folgenden Jahre die vielbesprochne, seltsame Ausweisung der beiden badischen Volks-

vertreter Hecker und Itzstein aus Preußen alle patriotischen Gemüther in große Aufregung versetzte, da nahm Hermann von Beckerath Veranlassung, in Nro. 161, Jahrgang 1844, der Kölner Zeitung in einem geistsprühenden Aufsatz diese Maßregel des preußischen Ministers des Innern und der Polizei von den verschiedensten Seiten zu beleuchten und über dieselbe in allen jenen Beziehungen den scharfen Tadel, den das Verfahren in allen deutschen Gemüthern sich zugezogen hat, unumwunden auszusprechen.

In demselben Jahre (1845) finden wir von Beckerath auf dem achten rheinischen Landtage wieder. Die konstitutionellen Ideen hatten seit den letzten zwei Jahren namentlich in Rheinpreußen so vielfache Verbreitung im Volke gefunden und sich der Gemüther so sehr bemächtigt, daß der Abgeordnete Camphausen von Köln unter lautem Jubel der Provinz seinen bekannten meisterhaft gehaltenen Antrag auf Verleihung einer reichsständischen Verfassung stellte. Die Berichterstattung über denselben fiel wieder von Beckerath zu und auch hier fand seine gewandte und überzeugende Darstellung von der Nothwendigkeit der endlichen Erfüllung eines längst gegebenen Versprechens den ungetheiltesten Beifall der Stände und der Provinz, und von Beckerath verfaßte die Adresse an den König, in welcher jene Nothwendigkeit unumwunden ausgesprochen wurde.

Die Verfassungsangelegenheit in Preußen gestaltete sich allmälig immer dringender und immer mehr wuchs die Spannung auf den Zeitpunkt, wann, und die Art und Weise, wie diese Frage ihre Lösung finden werde. Mittlerweile begegnen wir von Beckerath wieder in der Kölnischen Zeitung, welche in No. 28, Jahrgang 1846 von ihm einen Artikel enthält unter der Ueberschrift: „die neuesten Landtagsabschiede für die preußische Monarchie,“ und außerdem erschienen in demselben Jahre zwei kleine Flugschriften von ihm über den direkten Schifffahrtsverkehr des Zollvereins mit den außer-euro-

päischen Ländern und über den holländisch-belgischen Handelsvertrag vom 29. Juli 1842. Die erstere dieser beiden Schriften gab zu einem merkwürdigen Schriftenwechsel zwischen den rheinischen Industriellen und dem preußischen Finanzminister Veranlassung, welcher letztere Jenen die Weisung gegeben hatte: „sich in Zukunft mit derartigen Vorschlägen, als über ihre politischen Kenntnisse hinausgehend, nicht weiter zu befassen und mit Vertrauen den Maßnahmen der betreffenden höchsten Behörden, als allein dazu befähigt, entgegenzusehen; sie, ihrerseits sollten nur Sorge dafür tragen, durch größere Vervollkommnung ihrer Fabrikate die Konkurrenz mit der ausländischen Industrie ertragen zu können. In einer durch diese Weisung veranlaßten Versammlung zu Düsseldorf wurde dieser unverdiente mittelbare Tadel des Finanzministers von der Hand gewiesen, zugleich aber dem Minister in scharfen Worten erwiedert, daß sie, die Industriellen, vollkommen berechtigt seien, bei den betreffenden Stellen Vorschläge zur Verbesserung einzureichen und daß er, der Finanzminister, nach den ihm vor Augen geführten Stellen des Gesetzes die unbedingte Verpflichtung habe, die ihm vorgelegten Anträge und Vorschläge anzunehmen und einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen.

Dieser ganze Schriftenwechsel trug nicht wenig dazu bei, eine noch größere Verstimmung über die in Preußen vorwiegende Beamtenherrschaft zu verbreiten. So stand die Rheinprovinz, so stand Preußen, so stand auch Hermann von Beckerath, erwartungsvoll der Dinge, die, wie von Zeit zu Zeit in den öffentlichen Blättern verlautete, in Berlin vorbereitet wurden. Da erschien das Patent vom 3. Februar 1847, welches bestimmt war, die große Verfassungsfrage in Preußen zu lösen. Es wurde durch dasselbe eine reichsständische Versammlung unter dem Namen des „Vereinigten Landtages" geschaffen, dieselbe auf den 11. April nach Berlin zusammen berufen und vom Könige persönlich eröffnet. Die Zeit von der Verkündigung

des Patentes bis zur Eröffnung des Landtages war eine Zeit der Ungewißheit, der Berathung und der fortgesetzten Spannung der Gemüther. Das Patent kündigte sich an als die Vollendung des Baues ständischer Verfassung in Preußen, als die Erfüllung des vor mehr als einem Menschenalter gegebenen Versprechens, als die Ausführung der diesen Gegenstand betreffenden älteren Gesetze, die von dem Gesetzgeber selbst zum Theil als unwiderrufliche bezeichnet worden waren. Wenn es auch wahr sein mag, daß in dem Patente Einzelnes dem Volke gegeben worden, was durch die frühere Gesetzgebung wenigstens mit klaren Worten oder vielmehr dem Wortlaute nach nicht zugesichert war, obgleich es ohne Zweifel in der Absicht des Gesetzgebers gelegen, — so ist doch unverkennbar mit bedeutender Beschränkung der ständischen Rechte durch das Patent die frühere Gesetzgebung alterirt. Bisher noch war man in Preußen vollkommen berechtigt, eine bestimmte, den früheren Zusagen entsprechende Verfassung zu erwarten und zu fordern; entschlossen sich jetzt die Stände, das Patent, so wie es war, unbedingt anzunehmen, so verzichteten sie damit auf manche früher zugesicherte Rechte, und da ihre periodische Zusammenberufung für alle Zukunft keineswegs in demselben ausgesprochen, vielmehr rein von dem persönlichen Ermessen des Monarchen einzig und allein abhängig gemacht worden war, so verzichteten sie mit der Annahme zugleich auf jede Gewährschaft für ihre eigene Existenz. Entschieden sich die Stände zur definitiven Ablehnung des Patentes, so war von neuem die ersehnte Lösung der dringlichen Verfassungsfrage in vielleicht ferne Zukunft hinausgeschoben, ohne daß dadurch mit Sicherheit auch nur wahrscheinlich darauf hätte gerechnet werden können, eine endliche, vollkommen befriedigende Gestaltung der Verhältnisse zu erreichen. In Ostpreußen, Posen und zum Theil in Schlesien war die Stimmung des Volkes und der Abgeordneten dem Letzteren zugeneigt; in den Rheinlanden vertraute man der

Entwickelungsfähigkeit des Gegebenen und der eigenen Kraft, durch zähestes Festhalten an dem, was der Zustimmung der Stände bedurfte, die Elastizität des Entwurfes zu benutzen, man baute auf die Macht der Verhältnisse, die im Laufe der Zeit gar bald zu neuen Zugeständnissen führen müsse, und endlich verlor man nicht aus dem Auge, daß durch die Vereinigung der sämmtlichen Provinzialstände die Vertretung des Landes eine so breite Grundlage gefunden hatte, wie nicht leicht hätte erwartet werden dürfen, und die sicher bei der späteren Ausarbeitung eines neuen Verfassungsentwurfs Seitens der Regierung auf die Ausschüsse beschränkt worden wäre; denn es ist unmöglich zu verkennen, daß die Verschiedenheit der Meinungen zwischen der Regierung und den Ständen sich vorzugsweise um den Angelpunkt drehte, daß die erstere den eigentlichen Reichstag in den Ausschüssen erblicken wollte, während die letzteren den vereinigten Landtag einzig und allein als solchen betrachteten.

Nach heftigen Kämpfen in den vorberathenden Versammlungen der in Berlin versammelten Abgeordneten siegte die Ansicht der Rheinländer, welche sich für die Annahme des Patentes und die gleichzeitige Verwahrung der durch die früheren Gesetze zugesicherten, noch unerfüllt gebliebenen Rechte entschieden hatten.

Die Thronrede des Königs bei der Eröffnung des Landtages — als Ausfluß einer Persönlichkeit, schlechtweg als Rede betrachtet, unverkennbar voller Pathos — hatte bei den Ständen im Allgemeinen einen höchst ungünstigen, obwohl nicht den vielleicht erwarteten niederschmetternden Eindruck hervorgebracht. Als Erwiederung auf dieselbe, und zugleich zu dem Zwecke, den Dank für die Zusammenberufung selbst, aber auch zugleich die Ueberzeugung der Unzulänglichkeit des Gegebenen und der nicht befriedigenden Lösung der Verfassungsfrage auszusprechen, wurde eine Adresse an den König beschlossen. Diese

Adresse entwarf Hermann von Beckerath. Wir dürfen dieselbe, gleich den erlittenen Amendements und den Verhandlungen darüber, in welchen Hermann von Beckerath ein glänzendes rednerisches Talent zum ersten Mal in der durch die Presse vermittelten Oeffentlichkeit vor dem Volke und der Welt entwickelte, als bekannt voraussetzen. In den Verhandlungen sprach sich in großer Mehrheit und mit voller Entschiedenheit die konstitutionelle Gesinnung der preußischen Abgeordneten aus und wenn in der Thronrede der König einen unverhaltenen Widerwillen gegen alle Konstitution ausgesprochen und eine ständische Verfassung als das Ziel, das er erstrebt und das einzig und allein des Volkes Glück begründe, verkündigte, so war es eben so taktvoll als verständig gehandelt, daß die Stände auf diese Unterscheidungen zwischen „ständischer" und „repräsentativer" (konstitutioneller) Verfassung sich gar nicht einließen, wohl wissend, daß die wahren Unterschiede derselben rein fiktive sind, welche in der praktischen Gestaltung der Verfassungsverhältnisse allen Boden verloren haben. Erklärten ja einzelne Abgeordnete unter allgemeinster Zustimmung, und fast sonderbarer Weise auch der des königlichen Kommissarius, daß mit dem Eintritte in den Ständesaal jeder Gedanke an ihre Standschaft aufhöre und sie nur als Vertreter des Volkes und seiner Interessen sich fühlten.

Die Rechtsverwahrung, in Betreff der in der von Beckerath'schen Adresse einzeln aufgeführten Punkte, wurde in Folge der von der Regierung erklärten Bereitwilligkeit, die Hand zur Verständigung zu bieten, einstweilen hinausgeschoben, bis im Laufe der Verhandlungen die geeignete Veranlassung dazu sich darbieten werde. In allen Verhandlungen über die Verfassungsfrage stand Hermann von Beckerath in den ersten Reihen der Vorkämpfer für die Rechte des Volkes; mit ausdauernder Beharrlichkeit führte er stets und wiederholt die Punkte auf, die unerledigt geblieben; er war durchdrungen davon, daß aus der Gesetzgebung vom 3.

Februar hervorgehe, wie der König nicht zu jener Selbstentäußerung entschlossen sei, ohne welche der Absolutismus, die Bureaukratie in Preußen nicht gebrochen, ohne welche ein freies, selbstständiges Volksleben nicht hervorgerufen werden könne. Heilig ist ihm das Recht des Königs, aber eben so heilig das Recht des Volkes, und mit glänzendster Beredsamkeit wies er hin auf die glücklichen Folgen, welche aus der beiderseitigen Anerkennung derselben für die Kraft und den Glanz des preußischen Staates hervorgehen müßten. Wir können es uns nicht versagen, den Schluß der ohne Vorbereitung gehaltenen Entgegnungsrede von Beckerath's auf die Gegengründe des königlichen Kommissars hier wiederzugeben:

„Die Rechte, welche die früheren Gesetze dem Lande gewähren, sind sein edelster Besitz, und daß dieselben ungeschmälert erhalten bleiben, ist ein nicht nur durch das geschriebene Gesetz begründeter, sondern auch von dem höheren Gesetz der Sittlichkeit getragener Anspruch. Diesen Anspruch zu erheben, im Interesse des Thrones sowohl als des Volkes, im Interesse des Volkes, das sich nicht weniger als die Monarchie auf die Geschichte, auf die glorreichsten Thaten nationaler Erhebung berufen kann, ihn zu erheben mit dem entschlossenen Ernste, der in einem entscheidenden Augenblick die Seele des Handelnden erfüllen muß, ihn zu erheben endlich mit der tiefen Ehrfurcht gegen die Krone, mit der loyalen Gesinnung, zu der wir uns ja mit Kopf und Herz bekennen, — das ist die Aufgabe dieser Versammlung. Jeden von uns durchdringt das Bewußtsein ihrer Bedeutung, Jeder von uns fühlt sich klein vor der Größe des Werkes, an dem mitzuarbeiten die Vorsehung ihn berufen hat. Was mußte nicht geschehen, ehe es dahin kam, daß die edlen Stämme, die das preußische Königsscepter regiert, in einem gemeinsamen Organ zu lebensvoller Einheit sich verbinden konnten! Das ruhmvolle Preußen des vorigen Jahrhunderts mußte erliegen im Zusammenstoß mit einer fremden, von neuer Welt-

entwickelung getragenen Macht, dann mußten welthistorische Schlachten geschlagen, unermeßliche Opfer gebracht werden, ehe die Freiheit nach außen und mit ihr der Raum zur innern freieren Entwickelung errungen war. Tausende treuer deutscher Herzen verbluteten auf dem Felde des Sieges; viele andere rangen Jahre lang mit dem Schmerz getäuschter Hoffnungen; uns endlich ist es vergönnt, dem Ziele näher zu treten, für das jene Edlen begeistert in den Tod gingen. Der Gedanke eines verjüngten, in Freiheit und Selbstständigkeit sich entfaltenden Volkslebens in Preußen, der Gedanke einer höhern Einigung und nationalen Kräftigung des gesammten deutschen Vaterlandes, auf's Neue hat er die Gemüther ergriffen, und diese Versammlung ist berufen, dahin zu wirken, daß er eine Wahrheit werde. Sie kann diesen Beruf nur erfüllen, wenn sie von demselben Geiste geleitet wird, der in der Zeit des Befreiungskrieges so Großes vollführte, von dem Geist der Treue, der Wahrhaftigkeit, der Einigkeit. Treue gegen das Fürstenhaus, das, unter den Dynastien Europa's die herrlichste, unsern Königsthron ziert, Treue gegen das Volk, das seine theuersten Rechte unserer Obhut anvertraute. Das sei der glänzende Schild dieser Versammlung, den auch nicht das leiseste Wölkchen trübe! Wahrhaftigkeit ziere unser Thu'n, Wahrhaftigkeit, wie der Deutsche sie versteht, der den Grundcharakter seines Volks verläugnet, wenn er seine Ueberzeugung rücksichtsvoll verhüllt, wenn er nicht vor König und Volk der ganzen, vollen Wahrheit Zeugniß gibt. Einigkeit endlich, sie war in jener glänzenden Epoche unserer Geschichte die Mutter großer Thaten; die heilige Liebe zum Vaterlande, die alle Herzen durchflammte, sie verband die Deutschen auf's Neue zu einem einigen Brudervolke; als die Westphalen in ihren gesegneten Feldern, die Rheinländer an den Ufern ihres herrlichen Stromes mit Jubel die Pommern, die Preußen und die tapfern Bewohner der andern Provinzen als ihre Befreier begrüßten, da wob sich zwischen den entlegensten Theilen des Reichs

ein unzerstörbares Band, und von jenen Tagen an wuchs das Verlangen nach einer innigen Gemeinschaft, nach einer Bahn zu einem einheitlichen politischen Entwickelungsgange. Sie ist geöffnet, diese Bahn; der erste Schritt, mit dem wir sie betreten, sei eine Verbrüderung der Provinzen zu einem großen, von Vaterlandsliebe getragenen Ganzen; wie meine Stimme hinüberdringt über die Scheidung, die in diesem Saal die Provinzen von einander trennt, so mögen auch innerlich alle provinziellen Schranken fallen, hier, wo es die große Sache des Vaterlands, wo es die Ehre und Wohlfahrt unsres Volkes gilt! Und so pulsire in dieser Versammlung das einheitliche Leben der Nation; hier sei der Herzschlag eines neuen verjüngten Preußens, eines Preußens, das der Welt auf's Neue das Beispiel geben wird, daß die Monarchie in der Freiheit und die Freiheit in der Monarchie eine Stütze findet, eines Preußens, das, umgeben von den Sympathien der deutschen Bruderstaaten, das deutsche Volk zu der Stelle hinanführen wird, die ihm unter den Kulturvölkern der Erde gebührt!"

Im Laufe der Verhandlungen spaltete sich nun die große Mehrheit der von dem Patente Unbefriedigten in zwei Parteien, von denen die eine, mit dem Freiherrn von Vincke an ihrer Spitze, auf die frühern Gesetze gestützt, eine „Deklaration der Rechte" beabsichtigte, die in einer Plenar-Sitzung der Diskussion unterworfen werden, und in Folge deren die Stände-Versammlung erklären sollte, im Besitz jener Rechte zu sein und demgemäß nicht erst eine neue Verleihung derselben von Seiten des Königs gewärtigen zu wollen. Die andere Partei war bereit, der Regierung, welche entgegen kommen zu wollen erklärte, das Zugeständniß zu machen, den als allein zuläßig bezeichneten Weg der „Petition" einzuschlagen, um auch den Schein jeder Nöthigung, als die Regierung schwächend, zu vermeiden, aber zugleich in der Zuversicht, alsdann auch die Anträge der Petenten in Erfüllung gehen zu sehen. Jene erste Partei stand vollkommen auf dem Boden des Rechts, mit

dem auch die letztere völlig einverstanden war; nur glaubte diese unter den gegebenen Verhältnissen in der alleinigen Berufung auf das Recht nicht den Weg zu erkennen, der zu dem gemeinsam erstrebten Ziele führen werde; ohne das Recht aufzugeben, beantragte sie die volle Ausführung der einst gegebenen Gesetze auch „aus Gründen der inneren Nothwendigkeit und Nützlichkeit.“ Zu dieser Partei, abweichend von der Mehrzahl der rheinischen Deputirten, zählte neben Camphausen auch von Beckerath, und wollen wir in unserm Urtheile gerecht sein, so müssen wir gestehen: wenn das starre und alleinige Festhalten am Rechte dem politischen Charakter ziemt, so nehmen wir doch ohne damit jenen 138, denen wir selbst vielleicht uns zugesellt haben würden, im Entferntesten zu nahe zu treten, keinen Anstand, in diesem Zugeständniß und in diesem Vertrauen eine Handlungsweise zu erkennen, welche den Menschen ehrt. Der König hat bekanntlich die definitive Entscheidung über diese Petitionen einstweilen noch hinausgeschoben und noch läßt sich nicht mit Gewißheit voraussehen, wie diese Entscheidung fallen wird; aber noch ist auch das Vertrauen nicht gewichen, daß in einer nicht fernen Zukunft diese Angelegenheit dennoch zur Zufriedenheit der Stände ihre Erledigung finden wird. Diese Hoffnung ist um so mehr begründet, als die preußische Regierung mit den „vereinigten Ausschüssen,“ deren Wegfall die nothwendige Gewährung der geforderten Rechte von selbst mit sich führt, nichts Wesentliches auszurichten vermag, nachdem denselben durch die Verhandlungen und Erklärungen der Stände der Boden, auf dem sie ihre Wirksamkeit ausüben konnten, entzogen und sie somit moralisch vernichtet worden sind. Wird aber, wie gleichmäßig zu erwarten als zu hoffen steht, den Anträgen der Petenten Genüge geleistet, so mag dann immerhin die preußische Verfassung auf den Namen einer Konstitution verzichten, — sie wird vollkommen geeignet sein, den unaufhaltsamen Fortschritt der freiheitlichen Entwickelung, die dauernde und maßgebende Mit-

wirkung des Volkes bei der Gesetzgebung in Preußen zu sichern, und wird zugleich in ihren Rückwirkungen kräftigend, fördernd und schützend auf die Verfassungsstaaten des übrigen Deutschlands den heilsamsten Einfluß äußern.

Haben wir bis jetzt nachgewiesen, wie Hermann von Beckerath in seiner politischen Wirksamkeit überall für die höheren staatlichen Interessen des Volkes thätig gewesen ist, wie er namentlich in seinem Denken und Fühlen und in seiner ganzen politischen Wirksamkeit durchaus frei ist von jenem engherzigen, kalten, abstoßenden und dünkelhaften preußischen Sonderungstrieb, der, seine eigenen Interessen einseitig verfolgend, so lange Zeit hindurch von dem übrigen Deutschland beklagt und getadelt worden ist, — bleibt vielmehr bei ihm ganz besonders hervorzuheben, wie er mit glühendem Herzen jede Angelegenheit zu der seinigen macht, die überhaupt eine deutsche ist, und er nichts wissen mag von einem Preußen, das fähig wäre, dem übrigen Deutschland schroff gegenüber zu stehen, so erübrigt uns nun noch die Aufgabe, seine Wirksamkeit in Betreff der religiösen Bestrebungen der Gegenwart in's Auge zu fassen.

Es ist bekannt, wie mannigfache Hemmnisse das preußische Kultusministerium durch administrative und polizeiliche Maßregeln der Entwickelung des Deutsch-Katholizismus allerwärts entgegenstellte; man kennt die vielfachen Konflikte der Verwaltungsbehörden mit den Bestrebungen der freien Gemeinden in Ostpreußen und der protestantischen Freunde in Sachsen; in ganz Deutschland ist die Meinung verbreitet, daß das gegenwärtige Kirchenregiment in Preußen nach der Herstellung einer rechtgläubigen, allein vollberechtigten Staatskirche (etwa nach dem Vorbilde der englischen Hochkirche) strebe, ja, man ist allerorts nur zu geneigt, auch die politische Reaktion während der letzten Jahre in Preußen dem Einflusse hierarchischer Tendenzen auf die politische Entwickelung zur Last zu legen und, sei es mit Recht oder mit Unrecht, ein allgemeiner Argwohn, ein nicht

leicht zu beseitigender Verdacht hat in ganz Deutschland Wurzel gefaßt gegen das, was man in Preußen unter der Firma des „christlichen Staates" erstrebt. Daß der bei weitem größere Theil der gebildeten Klassen in Preußen jene Hemmnisse dem Deutsch-Katholizismus gegenüber beseitigt wünscht und den freien Bewegungen im Schooße des Protestantismus selbst keinerlei Hindernisse entgegengestellt wissen mag, das wird wohl nur noch von Wenigen bestritten werden. Um eine andere und bessere Gestaltung dieser Verhältnisse herbeizuführen, um jeder freien Bewegung auch auf diesem Gebiete Luft und Raum zu verschaffen, hatte der rüstige Ostpreuße von Saucken-Julienfelde eine Petition eingebracht, welche eine Abänderung des Gesetzes wegen Anordnung der Provinzialstände beantragte, namentlich in Bezug auf die sogenannten „Dissidenten" (so nannte man von Seiten der Regierungen die katholischen und protestantischen Gemeinden der freien, deutschen, christlichen Kirche). Wenn Einer von den vielen rüstigen Kämpfern für diesen Fortschritt ganz besonders hervorragt, so ist's gewiß von Beckerath, welcher, dem äußerst unbestimmten Gutachten der Abtheilung gegenüber, die entschiedene Forderung aufstellt, daß die Bestimmung des provinzialständischen Gesetzes, welche die Wählbarkeit zu den Landtagen an das religiöse Bekenntniß knüpft, aufzuheben sei. Er weist nach, wie der Staat, dessen Aufgabe es sei, die Idee des Rechts zu verwirklichen, nicht eindringen solle in das Gebiet der religiösen Ueberzeugung, wie es mit der Idee der Menschheit unvereinbar sei, daß die Menschenwürde auch nur in einem einzigen Individuum verkannt werde, daß ein Theil der Staatsangehörigen von den politischen Rechten ausgeschlossen sei, nicht weil er dem Staatszwecke entgegen gehandelt, sondern weil er sich über Dinge, die außerhalb der Sphäre des Staates liegen, eine Ueberzeugung gebildet, die der im Staate begünstigten Ueberzeugung nicht entspricht. „Die Woge des nationalen Lebens", fährt er in seiner Rede fort, „ergießt

sich in diesem Augenblicke belebend über unser Land; von ihr gehoben blicken wir auf unsere Kinder; denn wir vertrauen, daß sie dereinst in einem geordneten öffentlichen Rechtszustande die Früchte unserer Mühen und Kämpfe ernten werden. Was aber ist das Lebensgefühl dessen, der im Staate nur geduldet, nicht als Bürger anerkannt ist? In sich gekehrt, gedrückt, den Stachel der bittern Kränkung im Herzen, geht er einher; er hört den Jubel, mit dem das Volk eine neue Entwickelungsstufe, den Anbruch einer bessern Zeit begrüßt, er hört den Jubel, er kann aber keinen Theil daran nehmen, er muß sich schweigend hinwegwenden, für ihn bricht die bessere Zeit nicht an. Er ist sich seiner sittlichen Würde bewußt; er hat alle Pflichten gegen die Gesammtheit erfüllt, alle Lasten des Staates redlich getragen, und dennoch ist er ausgeschlossen, dennoch gilt er nur als Fremdling auf dem Boden, den doch nach Gottes heiliger Ordnung auch er seine Heimath, das Land seiner Väter zu nennen berechtigt ist. Kummer begleitet ihn bis an das Grab, und wenn er seine Augen schließt, so tröstet ihn nicht wie uns der Gedanke, daß seine Kinder auch die Kinder des Vaterlandes sind, sondern es quält ihn die Voraussicht, daß auch sie unter dem Drucke des Vorurtheils leben, daß sie einer dunkeln Zukunft entgegengehen werden. Und Alles dieses sollte eine Folge, eine nothwendige Konsequenz des „christlichen Staates" sein? Es ist nicht möglich, meine Herren! Die christliche Religion ist die Religion der Liebe, der Gerechtigkeit, der edelsten Humanität. Wie sollte sie denn zur Lieblosigkeit führen können? Die christliche Eigenschaft des Staates ruht nicht auf der Konfession, sie ruht auf dem Geiste des Christenthums. Der Geist des Christenthums ist aber kein anderer, als der Geist der reinen Menschheit, der Geist der Liebe, der Geist der Freiheit. Das ist der rechte christliche Staat, der in allen seinen Anordnungen, in allen seinen Einrichtungen diesen Geist bewährt, der ihm

Raum gibt, daß er überall hin frei sich entfalten kann; den Staat aber vermag ich nicht einen christlichen zu nennen, der diesen Geist in konfessionelle Schranken einzuengen sucht und von diesem beschränkten Standpunkte aus es gerechtfertigt hält, das Recht im Staate von dem religiösen Bekenntnisse abhängig zu machen. Man könnte sagen: das christliche Element, der christliche Geist muß gepflegt und durch die Gesetzgebung geschützt werden. Aber, meine Herrn, welche Gesetzgebung hat denn den christlichen Geist geschützt, als in den ersten Zeiten des Christenthums seine Bekenner, von den Machthabern der Erde gedrückt und verfolgt, umher irrten? Was Anderes hat ihn geschützt, als die ewige Kraft der Wahrheit, die in ihm wohnet? Welche andere Kraft war es, als diese, die es dahin brachte, daß das christliche Element den Erdkreis durchdrang und die Lebensverhältnisse der Völker in ihrem Kern segensreich umgestaltete? Der Geist der Wahrheit bedarf nur der Freiheit; wäre es möglich, daß dieser ewige Geist je aus der Menschheit entwiche, fürwahr: keine Gesetzes-Paragraphen würden ihn zu halten vermögen. Wir haben uns hier oft mit warmen Herzen auf dem nationalen, auf dem vaterländischen Gebiete bewegt; lassen Sie uns auch heute diesen Standpunkt einnehmen! Jahrhunderte lang ist unser Vaterland durch die unselige Vermischung des religiösen und staatlichen Lebens in Zwiespalt und Drangsale gestürzt worden. Dreißig Jahre lang verwüstete ein mörderischer Krieg unsere Fluren, Deutsche standen als Feinde gegen Deutsche. Unserer Zeit erst ist es vergönnt, das Christenthum über die Konfession hinaus in seiner geistigen, Alles durchdringenden Wesenheit zu erfassen, und immer mehr befestigt sich die staatsbürgerliche Anschauung, die die Berechtigung im Staate nicht nach dem religiösen Bekenntniß abmißt. Lassen Sie uns auch heute diesen Standpunkt festhalten, lassen Sie uns in unserm Lande ein wahres Staatsbürgerthum gründen! Wie auch unsere religiösen Meinungen von einander abweichen mögen, — auf dem

sittlichen Boden der Vaterlandsliebe stehen wir fest vereinigt, und von diesem Boden möge Keiner im Volke ausgeschlossen sein; aber auch über den nationalen Gesichtspunkt hinaus lassen sie uns das höhere Gebiet der Menschheit betreten, lassen Sie uns den Adel der menschlichen Natur und ihre unveräußerlichen Rechte in keinem Individuum verkennen! Lassen Sie uns darthun, daß wir den „christlichen Staat" nicht auf die äußere Erscheinung, auf das formelle Bekenntniß, sondern auf den Geist des Christenthums gründen, daß wir wahren christlichen Sinn üben, daß wir, getreu unserer Konfession, — ich halte die Konfession hoch, sie ist mir ehrwürdig, als die nothwendige Form, die das Ewige der menschlichen Auffassung vermittelt, — daß wir, sage ich, getreu dieser Konfession, auch denen gerecht werden wollen, die Gott auf einem anderen Wege zum Ziele führet! Viele der Edelsten unseres Volkes sehe ich hier vereinigt; ja, diese Versammlung ist würdig, ist berufen, einen Ausspruch zu thun, der Tausende gedrückter Herzen mit unaussprechlichem Dank erfüllen, der bei allen civilisirten Nationen, die uns längst mit einem wahrhaft christlichen Beispiel vorangegangen sind, freudigen Wiederhall finden wird. Lassen Sie uns Keinen, dem Gott das unvergängliche Siegel seines Ebenbildes auf die Stirne gedrückt hat, ausschließen aus dem Kreise menschlicher Berechtigung, lassen Sie uns keinem unserer Brüder darum ein Recht entziehen, weil er festhält an dem, was auch Jedem von uns das Höchste ist, nämlich, daß er Gott nach seiner Ueberzeugung dient!"

Wir erkennen leicht, daß von Beckerath, indem er hier zunächst die politischen Rechte der Deutsch-Katholiken proklamirt, zugleich schon seinen Blick auf alle Diejenigen richtet, deren Glauben sie ausgeschlossen hat aus den Reihen der politisch Berechtigten in dem christlichen Staate, und so könnten wir schon voraussehen, auf welchem Standpunkte von Beckerath zu suchen war, als die Juden-Frage zur Berathung und Verhandlung gelangte. Die Gründe für eine vollstän-

dige Emanzipation der Juden sind allmälig so allgemein anerkannt, daß die hauptsächlichsten Einwürfe, die noch dagegen erhoben werden konnten, nicht mehr politische, sondern fast nur noch religiöse waren. Es wurde behauptet, namentlich vom Staatsminister von Thile, daß die Juden Zion allein, nicht aber etwa das Land, in dem sie gegenwärtig wohnten, als ihr Vaterland betrachteten. Diesen Ansichten stellte von Beckerath sich entgegen mit einem jüdischen Religionsbuche von Johlson, in Frankfurt 1829 herausgegeben und in den rheinischen Religionsschulen der Juden eingeführt, in der Hand, las aus demselben einzelne Fragen und Antworten vor, welche darin unter der Ueberschrift: „Von den Bürgerpflichten" enthalten sind und bewies dadurch die Unzulänglichkeit des Einwurfs, daß eine völlige Gleichstellung der Juden mit den Christen, wegen ihrer verwerflichen und unklaren Begriffe in Bezug auf den Staat und die Pflichten gegen denselben, in keiner Weise zulässig sei; er bewies, daß man mindestens einen großen Irrthum ausspreche, wenn man sage, daß die Juden nur Gäste im Staate seien und sein wollten. Von Beckerath wies darauf hin, daß es sich bei der Emanzipation der Juden nicht allein um einen Akt der Gerechtigkeit gegen diese, sondern um die Wahrung unserer eigenen Staatsinteressen, daß es sich darum handle, ob das Prinzip der christlichen Moral, des Rechts und der Freiheit dem Staate gegenüber durchgeführt oder verleugnet werden solle; er machte aufmerksam auf einen Umstand, der in der Regel fast gar nicht beachtet worden ist, nämlich darauf, daß das Unrecht, welches wir an den Juden verüben, auf uns selbst nachtheilig zurückwirken müsse, daß, so lange die Juden nicht frei seien, wir selbst es nicht sind; er mahnte davon ab, die Juden durch die Einengung derselben in Korporationen von dem Staatsverbande loszureißen, und verwahrte sich und das preußische Volk gegen jede Betheiligung an dem letzten Versuche, mit welchem der finstre

mittelalterliche Geist noch einmal gegen die freie, wahrhaft christliche Weltanschauung hervorzutreten wage. Und als dann, um die Stände, welche immer lauter und allgemeiner die Juden zu vertreten begannen, gleichsam einzuschüchtern, die Frage aufgeworfen wurde, ob man denn sich würde entschließen können zu dulden, daß ein Jude neben ihren Sitzen in der Ständekammer Platz nehme, um mit ihnen auf die Gesetzgebung, die in Preußen nur eine christliche sein könne, einzuwirken, — da erklärte von Beckerath, daß allerdings der Geist des Christenthums eine wesentliche Einwirkung auf die Gesetzgebung ausübe, es sei indeß ein großer Unterschied zu machen zwischen dem Geist der Kirche und dem allgemeinen Geiste des Christenthums. Das kirchliche Leben müsse sorgfältig gepflegt werden, es sei die individuelle Form des christlichen Geistes und nur durch die Form könne der Inhalt sich offenbaren. Wenn es sich aber darum handle, den christlichen Geist in seiner Allgemeinheit zu erfassen, so müsse man vom Kirchlichen, vom Konfessionellen abstrahiren; man müsse anerkennen, daß der Geist des Christenthums in unsrer Zeit das Leben des Volkes, unsere Sitten, unsere Literatur so durchdringe, daß nicht leicht ein gebildeter Mensch sich der Einwirkung dieses Geistes der Wahrheit und der Liebe entziehen könne; die äußeren Erscheinungen dieses Geistes seien Humanität und Sittlichkeit, und auf diesen Grundlagen ruhe unsere Gesetzgebung und auf diese Eigenschaften komme es an, wo es sich um Theilnahme an ständischen Verhandlungen handle. Da aber bei den betreffenden Wahlen die Wähler grade auf diese Eigenschaften allein Rücksicht zu nehmen haben, so sah von Beckerath keine Nothwendigkeit in Beziehung auf die Ausübung ständischer Rechte, wohl aber eine Ungerechtigkeit darin, hier irgend einen Unterschied zu treffen zwischen Juden und Christen. „So lange wir die Juden nicht für würdig halten, hier unter uns zu sitzen, so lange verachten wir sie, und so lange wir sie verach-

ten, handeln wir gegen unsre Christenpflicht, die darin besteht, im Menschen den Menschen zu ehren."

Sehen wir so Hermann von Beckerath auch in den religiösen Fragen der Gegenwart sich anschließen und kämpfen für die Bestrebungen unserer Zeit — die Unterscheidung der Form von der Sache, der Kirche von der Religion und das Hervorheben des rein Menschlichen im Christenthum — so ist es ohne Zweifel gerechtfertigt, wenn wir, indem wir ihn in die Reihen der Männer des Volkes stellten, über sein geistiges Bild den Wahlspruch schrieben: „Der Mann des Rechts nur ist der Mann des Volks!" Wir werden es begreiflich finden, daß ein solcher Mann, dem Freiherrn von Vincke gegenüber, als dieser stolz auf seine Vorfahren, die „den Acker des Rechts" gepflügt hätten, hinwies, mit gleichem Stolze sagen konnte, daß seine Wiege am Webstuhle seines Vaters gestanden; wir werden uns nicht wundern, wenn der Titel eines Kommerzienrathes, der ihm 1845 verliehen wurde, keinen Eindruck auf ihn gemacht hat und er es seinen Freunden dankt, wenn sie sich dieser Bezeichnung nicht bedienen.

Wir finden es nur konsequent, wenn von Beckerath, nachdem er der „Deklaration der Rechte" der 138 einmal nicht beigetreten war, dann auch in gleichem Vertrauen, aber auch mit gleicher Verwahrung sich bei den Wahlen am Schlusse des Landtages betheiligte. Möge sein, seiner Gesinnungsgenossen, möge Preußens Vertrauen und Hoffen sich erfüllen! Möge er im Interesse des Vaterlandes und der Menschheit noch lange Theil nehmen an dem Kampfe, in dem es gilt, unserm Volke als dauerndes Eigenthum das zu erringen und praktisch zu erwerben, was früher poetisch erfaßt, dann theoretisch erörtert wurde: ein unzweifelhaftes, unantastbares Volksrecht zur Mitwirkung, zur Mitentscheidung im Staate, als unerläßlichen Bestandtheil des Fundaments, auf dem unsre Zukunft sich aufbauen muß.

Uwe Jens Lornsen.

Von

Karl Buchner.

Dir, Kämpfer, ist kein Kranz geflochten,
Wie der beglückte Sieg ihn flicht.
Nein, wie ein Fähnrich, wund und blutig
Sein Banner rettet im Gefecht,
So blickst du, tief gekränkt, doch muthig
Und stolz auf das gewahrte Recht.

(Nach Uhland.)

Uwe Jens Lornsen.

(Geboren am 18. November 1793 in dem Dorfe Keitum auf der Insel Sylt in Nordfriesland, einem Distrikte des Herzogthums Schleswig; gestorben am 10. März 1836 auf einem Landhause zu Preßy am Genfersee.)

Es war noch vor kurzer Zeit keines der kleinsten Opfer eines deutschen Patrioten, für das, was er that, strebte und litt, den Dank, den Beifall nur innerhalb sehr schmalgezogener Grenzen suchen zu müssen. Nicht als ob Ruhm, Ehre und Herrlichkeit der Preis eines Patrioten überhaupt, und also auch der eines deutschen Patrioten wäre. Aber entziehe sich eine menschliche Brust den Wirkungen der Lebensluft, die sie umgibt! Verzichte einer auf die Sympathien einer großen Nation, um mit dem, was einer ihrer Zweige, ihrer Blätter von ihm hält, vorlieb zu nehmen! Biete er — statt wie jene römischen Fechter thaten, im Kampfspiele die Brust dem gegenüberdrohenden Schwerte hinzuhalten und ein hartes, aber großes Volk in den dichtgefüllten Räumen des gewaltigen Schauspielhauses zu Zeugen seines Muthes zu haben, — in einer kleinen Jahrmarktsbude, einem Winkeltheater, vor einem halben Dutzend theilnehmender Zeugen, seine Brust demselben Schicksale an! Lasse er dieses halbe Dutzend oder gar nur seine Mehrheit diejenigen sein, welche ihm die Palme als Siegespreis oder den letzten Stoß in die narbenvolle Brust zusprechen! Der Mensch bleibt immer Mensch und er entzieht sich in keiner Hinsicht dieser ihm durch seine Geburt auferlegten Bedingung.

Sehen wir, zur Bestätigung des so eben Gesagten, etwas näher auf unser Deutschland hin! Die Verfassungskämpfe Würtembergs in den Jahren 1816 und 1817 wurden erst durch die Lieder Uhland's dem deutschen Volke bekannt; von den Leiden, welche die badische Opposition in den letzten Jahren des Großherzogs Ludwig von Baden zu bestehen hatte, erklang der Ruf zwischen Bodensee und nördlichem Neckarufer; was Bayern eine lange Reihe von Jahren gegen eine übermächtige hierarchische Richtung vergeblich anstrebte, seine politischen Prozesse und seine Abbitten, bahnte sich selbst bis in die neuere Zeit hinein nach dem übrigen Deutschland nur in gröberen Umrissen den Weg. Und doch habe ich alle die größeren Staaten des südwestlichen Deutschlands genannt, Staaten mit Preßfreiheit in ihren Verfassungsurkunden und mit nicht blos gedruckten, sondern auch der Person des Volkes zugängigen landständischen Verhandlungen. Wie erst in den kleineren Staaten! Wie erst in denjenigen, wo sich kaum die ersten Pulsschläge eines beginnenden konstitutionellen Lebens regten, wo das Volk nicht blos nach dem augenblicklichen diktatorischen Ausspruche der Machthaber, sondern noch mehr durch seine ganze Vergangenheit unreif, unreif gemacht war, in eine Entschließung der Freiheit hineinzuspringen, wo Verhaftungen, peinliche Prozesse, Verfolgungen und Verungnadungen aller Art sich folgten, ohne daß mehr als eine kleine Welle über das große Meer „Deutschland" ihre Furche gezogen hätte, wo man die Freiheit durch den Eigennutz band und wo keineswegs eine allgemeine Gleichheit vor dem Gesetze einigermaßen die Beschränkung der Freiheit aufwog! Alle diese in der Sache sich so ähnlichen, hinsichtlich ihrer Erscheinung so mannigfaltigen Ereignisse blieben mehr oder minder unbeachtet. Mehr oder minder unbeachtet blieben diejenigen, welche, wenn auch nur auf wenig ausgedehntem Schauplatze, als Männer dagegen kämpften.

Dem Himmel sei Dank, daß die Jahre des Anstoßes

1830 und 1840 und noch mehr die hochbedeutungsvolle Zusammenberufung des preußischen vereinigten Landtages in der ersten Hälfte des Jahres 1847 eine wesentliche Aenderung in dieser, der deutschen Einheit und Freiheit so ungünstigen Sachlage hervorgebracht haben, daß, was hier und da und dort in Deutschland geschieht, nicht mehr als ein von dem andern durchaus getrenntes Ereigniß, sondern als ein die Entwickelung desselben, bedingender Organismus betrachtet wird, daß demgemäß die Theilnahme und das lebendige Ergreifen selbst des räumlich Entfernteren sich geltend machen! Wie jeder deutsche Stamm erhielt auch Schleswig-Holstein sein Theil davon. Wie noch wenige Jahre vorher um Hannover, drehte sich nun um die wackeren Vorkämpfer deutscher Nationalität zwischen Nord- und Ostsee das öffentliche Interesse. Ständeversammlungen, das ganze Volk in frischem, raschem Aufflammen, nahm sich ihrer an; Anträge, Beschlüsse, Adressen, Zuschriften aller Art flogen als Boten der Theilnahme und innigsten Herzverbrüderung dem deutschen Norden zu. Aber es hätte dies nicht einmal bedurft, die Glut anzuschüren und zu erhalten; sowie jetzt, nachdem der Enthusiasmus etwas stiller geworden, beides ebensowenig dadurch bedingt ist. Denn wenn irgend ein deutscher Staat aus sich selbst Nahrung und Kräfte zu ziehen vermag, so ist es Schleswig-Holstein, und wenn eine Masse tüchtiger Patrioten ohne einen Blick nach Außen und den Beifall, der von dort ihnen wird, ihre Kräfte regt, so geschieht und geschah es schon lange in Schleswig-Holstein.

Schleswig-Holstein hat eine Geschichte für sich, und zwar eine bedeutende Geschichte, und hat darin Vieles vor größeren deutschen Staaten, die keine solche haben, wie z. B. Würtemberg und Baden, voraus. Das schleswig-holsteinische Volksbewußtsein ist nicht ein Produkt der Neuzeit; es war stets stärker vorhanden als in irgend einem deutschen Staate ähnlicher Größe. Es ist dies ein Ergebniß seiner in das Volksbewußtsein ge-

Bayerische Staatsbibliothek München

drungenen Geschichte; es ist dies auch ein Vorzug seefahrender Völkerstämme. Die holsteinischen „Prälaten und Ritterschaft" haben schon im Jahr 1816 zuerst beim König, dann 1822 beim Bundestag um Herstellung der Unionsverfassung und der ständischen Rechte petitionirt. Wer in den Jahren 1817 bis 1820 und auch noch später auf deutschen Universitäten gewesen, wird sich erinnern, daß die Stimmung und Haltung der Schleswig-Holsteiner vorzugsweise durch männlichen Freisinn sich aussprach. Dieser Geist wurde damals genährt durch die Universität Kiel, die stets entschieden freisinnig war; auch durch die republikanischen Einrichtungen in den friesischen Hubden u. s. w. Es herrscht fast allgemein Freiheits- und Unabhängigkeitssinn in Schleswig-Holstein, und ein strenger Rechtssinn. Welche volksthümliche Stellung hat sogar selbst der Adel dort! Alle Stände verstehen sich und streben nach e i n e m Ziel.

Allerdings haben sie dabei große Schwierigkeiten zu bestehen. An Dänemark durch einen Staatsvertrag geknüpft, war Schleswig-Holstein bei Auslegung desselben der Nachtheil zugefallen, daß Dänemark als der größere, stärkere Staat seiner Auslegung den meisten Nachdruck zu geben vermochte. Und wenn es das allein gewesen wäre, wenn es das allein wäre! Aber Staatsverträge und Staatsverhältnisse sind in Europa zu großen Kindtaufen geworden, wobei man Dutzendweise zu Gevatter steht. Geladen oder ungeladen, gewünscht oder unerwünscht, treten die Gevattersleute hinzu und binden weniger ihre Gaben ein, als sie ihre Gaben verlangen. Wie das Kind erzogen werden soll, was aus ihm werden soll, wenn es zu den Entscheidungsjahren gelangt, wie es vermahnt, bedeutet und selbst gezüchtigt werden soll, was mit ihm angefangen werden soll, wenn es seine selbstständigen Wege einzuschlagen gedenkt, das Alles wird so leicht zum Gegenstande gemeinschaftlicher Berathung oder auch nur einseitiger diplomatischer Verhandlung. Die größeren, mächtigeren führen das Wort und die kleineren, unmächtigeren stimmen ausdrücklich oder stillschwei-

gend zu. Grundsätze sind bereits vorhanden, oder sie werden frisch aufgestellt. Wo kein materielles Interesse an ihrer Bildung mithilft, thut es das ideelle. Und gerade hier hängt materielles und ideelles Interesse so innig zusammen. Der absolutistische Grundsatz, das freiheitsfeindliche Bestreben, was im Nachbarstaate aufrecht gehalten wird, kommt auch dem eigenen Staate zu gute. Man braucht den Nachbarstaat nicht unter Umständen mitbeerben zu wollen, um so den allerdings unmittelbarsten Vortheil davon zu ziehen. Auch schon ein mittelbarer wiegt schwer auf der Staatenwage.

Es ist begreiflich, daß unter solchen Umständen die staatlichen Grundlagen der Völker, insofern sie gleichbedeutend mit Freiheit und Fortschritt sind, in der Regel eine geringere Ausbildung und stete Wahrung erhalten, als diejenigen, welche dem Stabilitätsprinzip, der „Ruhe und Ordnung," dienen, daß die ersteren stets zu kämpfen haben und daß nicht selten ein einigermaßen durch die Volksgesinnung und den Volkswillen verhinderter Rückschritt schon als das höchste Erreichbare gilt. Demungeachtet aber bleibt dem Volke und seinen einzelnen Mitgliedern unverrückbar ihre Bahn vorgezeichnet. Wird sie auch nur mit Mühe beschritten, — auch die Mühe hat ihren Preis. Ist ihr Erfolg zweifelhaft, — er kann es nur sein in Bezug auf den Eintritt des Gewünschten. Denn der Geist, der Fortschritt, macht nicht nur laute und öffentliche, sondern auch stille und geheime Eroberungen. Es ist wie mit den Wassern, die unter dem Erdreich ihre Wellen treiben, nichts desto weniger aber da sind und befruchten. Oder wie der Citronenbaum gleichzeitig Blüten und Früchte trägt, so ist auch die Zeit nicht blos Erträgniß liefernd, sondern auch Erträgniß vorbereitend. Es ist wahr: die Zeit wird dem Einzelmenschen oft lang; denn sein Haar bleicht, seine Stirn legt sich in Furchen; für ihn, das Individuum, fällt nicht sehr viel ab aus dem Streit der Grundsätze und der Interessen. Aber diese Erfahrung — und dies muß einigermaßen trösten — gilt auch für dasje-

nige Individuum, welches eine Krone trägt. Unsicherheit des Besitzes lastet nicht viel weniger, als sein Nichterrungenhaben. Die schönste Krone aber drückt der Geist, der bald mehr Genius bald mehr Engel ist, dem Manne in's Haar, der, persönlich ganz uneigennützig, für Volkesfreiheit edelsinnig strebte und eben so edelsinnig litt.

Mit diesen allgemeinen Betrachtungen lenke ich gleichzeitig zu dem Manne um, dessen Geschichte hier erzählt werden soll; zu einem Angehörigen Schleswig-Holsteins, zu Uwe Jens Lornsen. Durch den geschilderten Volkssinn eher begünstigt als gehindert, indem sonst seine Wirksamkeit fast räthselhaft sein würde, hatte er doch, — auch da, ein Klein-Abbild seines Landes, — mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er hatte die Angelegenheit zuerst in die mittleren und unteren Schichten der Gesellschaft zu bringen gewußt, unter die Leute, die keine Studirte sein müssen. Das war seine große Aufgabe und das war zugleich sein großes Verdienst.

* * *

Uwe Jens Lornsen wurde am 18. November 1793 im Dorfe Kritum auf der Insel Sylt geboren. Sein Vater war der Schiffskapitain Jürgens Jens Lornsen und seine Mutter die Tochter des Schiffskapitains Uwe Pieters zu Kritum. Zur Zeit der Geburt seines Sohnes Uwe befand sich Jürgens Jens Lornsen auf einer Seereise von Archangel nach Lissabon und zwar in einem heftigen Sturme, welcher ihn in der Nähe der Ferröer Inseln überfallen hatte und ihn der Gefahr einer Strandung an dem felsigen Ufer dieser Inseln aussetzte. Doch die Sturmnacht ging für Vater und Mutter glücklich vorüber, um als Sturmnacht fortdauender Unruhe und Widerwärtigkeiten, über einen großen Theil des künftigen Lebens ihres Sohnes sich auszubreiten.

Jürgens Jens Lornsen's Berufsgeschäfte hielten

ihn damals fast beständig von den Seinigen entfernt und so kam es, daß er erst vier Jahre nach der Geburt Uwe's diesen zum Erstenmale sah. Indessen blieb er doch von da an meist daheim, wurde Rathmann und lebte von seinem auf der See erworbenen Vermögen. Uwe Lornsen wuchs lustig heran. Wie die meisten seiner Landsleute hatte er einen starken, hochgewachsenen Körper, von ungewöhnlicher Schulterbreite, eine gesunde Gesichtsfarbe (schon beim Studenten wurde sie fahl, gelblich,) und ein blondes lockiges Haar. Ungewöhnliche Körperkraft stand ihm zu Gebote. Aber auch geistig entwickelte er sich auf die ansprechendste Weise. Ein heller Verstand war durch Muth und Entschlossenheit getragen. Nachrichten über jene Zeit sagen, daß er auch nicht „allzu lenksam" gewesen, daß er unter seinen Gespielen und Mitschülern sich früh ein Ansehen zu geben gewußt und namentlich in der „Handhabung des Regiments" bei den abendlichen Spielübungen der Dorfjungen ziemlich viel Derbheit entwickelt habe. Aber gleichzeitig lassen dieselben Nachrichten der Güte seines Herzens, seiner Menschenfreundlichkeit und seiner feurigen Liebe für Recht und Vaterland die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren. Charaktere haben sich eben immer schon früh gebildet und Uebung wie Schliff der Welt sind nur spätere Zuthat. Bedürfte es bei Lornsen dessen Zeugniß, so wäre es die Schilderung des Mannes Lornsen, welche ein Landsmann von ihm, der Professor Dr. Georg Beseler zu Rostock, in die Vorrede zu Lornsen's Werk: „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins" einige Jahre nach des Verfassers Tode niederlegte. „Er war," so sagt Beseler, „ein ächter Genosse jenes kräftigen und edeln Volksstammes, unter dem er geboren war, der freiheitsstolzen Friesen, welche am nordöstlichen Saume des deutschen Landes nach Dänemark sich hinaufziehend, den Uebergang vom deutschen zum skandinavischen Germanenthum bilden. Hochstehend und rücksichtslos konnte der Mann sein, dessen hoher Wuchs und stolze Haltung den gebietenden Charakter bezeugte; auch klagte er wohl selbst,

daß er nicht gelernt habe, die Bedeutung der Form im Verhältniß zur Sache gehörig zu würdigen. Aber in seine Seele hatte Gott eine edle Leidenschaft für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit, Recht und Vaterland gesenkt; ihm war neben einem geraden, männlichen Sinn und einem durchdringenden Verstande eine seltene Thatkraft gegeben, welche bei günstigem Geschick das Höchste hätte leisten können, in dieser Zeit und unter diesen Verhältnissen jedoch seine Lebenskraft zerstörte. So fiel er, ein Opfer seiner eigenen Natur; denn an sich selbst dachte er zuletzt, wie er auch ohne Haß gegen seine Feinde war; er sah sich nur als ein Mittel für die Bethätigung seiner Ueberzeugung an. Das war die hohe Bescheidenheit, welche sich dem, der ihn genauer kannte, als die schönste Seite seines Charakters darstellte; die Demuth bei allem Mannesstolze, welche sich ohne Klage vor dem ewigen Verhängniß beugte."

Lornsen erhielt seinen ersten Unterricht bei dem Küster und Schullehrer in Kritum. Zugleich hatte er Privatunterricht im Lateinischen bei demselben. Bei dem Schullehrer in Tinnum übte er sich in der Mathematik, selbst in der Trigonometrie und Algebra. Doch dachte er damals noch nicht an's Studiren, sondern gleich den Mehrsten seiner Landsleute wollte er sich der Seefahrt widmen. Aber er änderte seinen Entschluß, als der Krieg zwischen England und Dänemark ausbrach und die Seefahrt der Sylter in Folge dieses Umstandes stockte. Im Oktober 1811 sandte ihn sein Vater nach Tondern, wo er als „Seminaristenschüler" einige Jahre verblieb. Ohne sich gerade durch wissenschaftlichen Sinn besonders auszuzeichnen, war er doch der Erste unter seinen Mitschülern. Seine kräftige Natur, welche das ihn umgebende ungebundenere Leben frisch erfaßte, und seine Gutmüthigkeit ließen ihn dabei manche größere Ausgabe machen.

Lornsen bezog 1816 die Universität Kiel, und 1817 die Universität Jena, um Jurisprudenz zu studiren. Es war das die Jugendzeit deutschen Universitätslebens, mit dem unter Luther zu vergleichen, als er die päbstlichen Bul-

len und das kanonische Recht vor den Thoren Wittenbergs verbrannt hatte. Von dem noch nicht lange beendigten Freiheitskriege her die Erde voll Keim- und Schnellkraft; eine Menge von patriotischen und freiheitlichen Gedanken in der Luft; die Flüsse und Bergwasser ringsum von großen Thaten der Vergangenheit und von wo möglich noch größeren Thaten der Zukunft erzählend! Was Wunder, daß eine Persönlichkeit wie Lornsen, gleich so Vielen seiner gleichgesinnten Freunde, auf's Lebhafteste davon ergriffen wurde! Er half die deutsche Burschenschaft mitstiften, diesen Verein, welcher so viel zur Wiedererstehung des deutschen Vaterlandes hätte thun können, wäre nicht bald, auf kleine Ueberschwänglichkeiten hin, mit welchen nicht einmal die Sache der deutschen Burschenschaft nothwendig zusammenhing, ein Kreuzzug gegen sie eröffnet worden, der, wenn auch nur gegen die Idee (denn wo ist „die deutsche Burschenschaft"?) noch jetzt fortdauert. In einem der über Lornsen erschienenen Nekrologe hat man zu seiner Vertheidigung behauptet, daß er keinen Theil am Wartburgsfest genommen habe und ebenso auch frei von dem „demagogischen Bunde" gewesen sei. Sonderbare Vermischung der Umstände und Widerspruch in der Angabe der Zeit! Das Wartburgfest war in jedem Sinne schön und edel, es war auch gesetzlich, mit Ausnahme etwa des Verbrennens von Büchern und andern Gegenständen, welche ein kleiner Theil der auf der Wartburg versammelten Jugend, im Andenken und mit Nachahmung jener That Luther's, erst dann vornahm, als, schon ziemlich stark in der Nacht, die meisten Wartburgfeiernden bereits nach Eisenach zurückgegangen waren. Noch überflüssiger ist das vom „demagogischen Bunde" Gesagte. Bündelei und verbotenes Vereinswesen bildeten sich nämlich erst in viel späterer Zeit, in Folge angestellter Demagogenjagd. Bis dahin war nach allen Seiten hin Offenheit, weil Ueberzeugung, daß das Gute und Rechte durch sich selbst siegen müsse, und weil der beste, reinste, herzlichste Wille vorhanden war.

War Lornsen ein eifriges, tüchtiges Glied der Burschenschaft und zugleich von einem Einflusse, der ihm zu Jena einen noch mehrere Universitätsgenerationen hindurch fortdauernden Nachruhm erwarb, so studirte er doch auch mit Ernst und Eifer die von ihm gewählte Wissenschaft. Er hatte dabei, so wie überhaupt bei seinen akademischen Studien, den Vortheil, aus dem frühen Jugendalter bereits herausgerückt zu sein und sich, was er lernte, nicht blos Lernens und gewöhnlicher künftiger Ausübung wegen, sondern auch mit Einsicht und mit genauer Würdigung des Werthes seiner Wissenschaft für das höhere praktische Leben, anzueignen.

Im Frühjahr 1819 kehrte Lornsen von Jena nach Sylt zurück. Aber mitten in seinen Vorbereitungen auf's Examen wirkte er günstig auf die ihn umgebenden geselligen und öffentlichen Verhältnisse. Der damals entstandene Sylter Klub erhielt von ihm Feuer und Belebung; mit allen Kräften beförderte er die Errichtung einer öffentlichen Bibliothek auf Sylt. Der junge, feurige, patriotische, gefeierte Mann riß gern hin und man ließ sich gern von ihm hinreißen.

Nachdem Lornsen im Jahre 1820 zu Schleswig sein juristisches Examen mit Auszeichnung bestanden hatte, war es anfänglich seine Absicht, sich irgendwo als Advokat niederzulassen. Er war auch zu diesem Zwecke nach der kleinen holsteinischen Stadt Oldeslohe gegangen, als er nach ganz kurzer Zeit sein Advokatenpatent wieder zurückgab. Zwei Biographien, die ich vor mir liegen habe, weichen hinsichtlich der Ursachen zu diesem Schritte von einander ab. Nach der einen gefiel ihm die Advokatur nicht, nach der andern wollte er an dem Kampfe der gerade damals gegen ihre Unterdrücker aufgestandenen Griechen Theil nehmen. Vielleicht trafen beide Umstände zusammen. Doch änderte sich die letzterwähnte Absicht Lornsen's in Folge eines ernsten Wortes seines Vaters.

Im Herbst 1821 ging Lornsen nach Kopenhagen, um in den Komptoiren des höchsten Regierungskollegiums für die Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg

die Beamtenlaufbahn zu beginnen. Nachdem Lornsen die ersten Schwierigkeiten, sich in seiner untergeordneten Stellung bemerklich zu machen, überwunden hatte und ihm wichtigere Arbeiten übertragen wurden, zeigte er ein so ungewöhnliches administratives Talent, daß er früher als sonst üblich und den meisten seiner Kollegen voraus zur Beförderung gelangte. Er wurde im September 1826 zum Chef des ersten und vierten Sekretariatskomptoirs der schleswig-holsteinischen Kanzlei ernannt, in welcher Eigenschaft er das Referat in Kirchen- und Schulsachen, Militärsachen, Straßenbauangelegenheiten, Handels- und Gewerbsachen hatte, und erhielt später auch den Titel eines Kanzleirathes. Dennoch blieb er etwa zehn Jahre lang im Sekretariat, weil die Regierung sich nicht entschließen konnte, soweit von ihrem Systeme abzuweichen daß sie einen Bürgerlichen, ehe er dem Greisenalter nahe stand, auf einen Posten stellte, der den ausgezeichneten Geistesgaben Lornsen's entsprach.

Leider hatten unterdeß zu große Anstrengung und körperliche Anlage die Gesundheitsverhältnisse Lornsen's bedeutend getrübt. Zur Wiederherstellung derselben ging er im Sommer 1827 nach Pyrmont, und da sein Zweck nicht vollständig erreicht worden war, im Sommer 1828 nach Karlsbad in Böhmen. Zu Anfang des Winters 1828 war er soweit hergestellt, daß er nach Sylt reisen konnte, wo er das Vergnügen hatte, wieder einmal längere Zeit im Kreise seiner Familie zu verweilen. Seine vollständige Genesung ging nur langsam von Statten, doch fühlte er sich im Juni 1829 stark genug, nach Kopenhagen zurückzureisen und dort seine Amtsgeschäfte wieder zu beginnen.

Schon im Jahr 1828 hatte Lornsen, der noch immer im Sekretariat war und aus dem angeführten Grunde keine Aussicht auf Beförderung in jenem Geschäftszweige hatte, den Entschluß gefaßt, eine Beamtenstelle anzunehmen, wenn sich eine passende darbieten würde. Dieß geschah im Jahr 1830, kurz nach der Julirevolution, durch die Entlassung des damaligen Land-

vogts auf Lornsen's heimathlicher Insel Sylt. Daß Lornsen sich um diese Unterbeamtenstelle bewarb, findet seine genügende Erklärung in dem Ebenangeführten und in seiner Liebe für die Heimath. Ob er dabei zugleich den bestimmten Plan hegte, in den Herzogthümern eine politische Bewegung hervorzurufen, ist nicht ganz klar; gewiß ist aber, daß die Julirevolution einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte und ihn zu einer ungewöhnlichen praktischen Thätigkeit bestimmte. Im August 1830 schrieb er an einen Freund in den Herzogthümern: „Die neuesten Begebenheiten im Herzen von Europa, deren Vibrirungen allen Ländern ringsumher frisches Blut zuführen, haben die Bestrebungen der Zeit plötzlich um ein halbes Jahrhundert ihrem Ziele näher gerückt. Schon lange hat die Freiheit fest im Volksleben gewurzelt, und daß die Sache der Völker triumphiren würde, hat nie einem denkenden Menschen zweifelhaft sein können; es fragt sich daher nur, ob wir den Triumph erleben werden. Ganz anders werden die Wirkungen der jetzigen Pariser Begebenheiten sein, wie 1790. Damals fiel die Saat auf einen wüsten und unkultivirten Boden und nur einzelne Körner gingen auf. Jetzt ist nicht nur allenthalben der Boden bearbeitet, sondern es sind auch schon die Früchte gesäet und aufgegangen, und es bedarf nur der Entfernung des wuchernden Unkrauts, das jetzt ausgejätet ist, und einer erwärmenden Sonne, die jetzt aufgegangen ist. Es naht jedenfalls eine thatenvolle Zeit heran, die jeden streitbaren Mann mahnt, sich wohlgerüstet vorfinden zu lassen, und meine Sylter Muße soll meine Rüstkammer werden."

Am 10. Oktober 1830 war Lornsen zum Landvogt auf Sylt ernannt worden, und um die Mitte des nämlichen Monats reiste er von Kopenhagen nach Kiel ab, um nach einem kurzen Aufenthalt daselbst sein Amt auf Sylt anzutreten. Die Zeit schien günstig, zu Gunsten der Gewinnung einer schleswig-holsteinischen Verfassung einen Versuch zu machen. Lornsen, von solchen Gedanken erfüllt, traf in Kiel auf befreundete Ge-

müther, und dies mochte ihn entscheiden, ohne Aufenthalt thätig zu werden. Aber seine Lage war zugleich äußerst schwierig. Durch seinen längeren Aufenthalt in Dänemark dem schleswig-holsteinischen Volke etwas entfremdet, ohne vorbereitete Verbindungen, ohne besonderes Ansehen durch seine äußere Stellung und selbst ohne Geldmittel, war er plötzlich und tief in die mißliche Frage hineingerathen: wie, durch welche Mittel ein anerkannt schlimmer, staatsrechtlicher Zustand geheilt werden solle, was zweckmäßig und was doch auch zugleich klug sei, und wie weit man sich wagen dürfe? Aber Lornsen rechnete auf sich und auf die Gerechtigkeit seiner Sache. Er war überzeugt von der moralischen Schwäche seiner Gegner. Er hielt sie deßhalb für unfähig, einem offen ausgesprochenen Volkswunsche in dieser Zeit der gewaltsamen Bewegungen zu widerstehen.

Lornsen dachte dabei so wenig als seine Freunde an eigentliche Gewaltmaßregeln, oder, wie die eine der erwähnten Biographien sagt: „Er wollte keine Revolution im bösen Sinne des Wortes.“ Aber allerdings wollte er nachdrücklich auf die endliche Erfüllung eines längst gegebenen Versprechens (der Ertheilung der verheißenen Verfassung) wirken und ebenso nachdrücklich um Grundlagen sich dabei bemühen, welche den Bedürfnissen einer wirklichen konstitutionellen Freiheit und eines nationalen Bestehens von Schleswig-Holstein entsprachen.

Petitionen aus allen Ständen und Distrikten des Landes und eine in Kiel abzuhaltende allgemeine Landesversammlung sollten den Weg dazu bahnen. Um dieses ohne Hemmungen von oben in's Werk zu setzen, war rasches Handeln unumgänglich nothwendig. Am 1. November sollte jene Versammlung abgehalten werden. Ihr gingen mündliche und schriftliche Einladungen in alle Theile von Schleswig-Holstein voraus. Lornsen selbst unternahm zu diesem Zwecke eine eilige Rundreise. Er wollte längs der Ostküste Schleswigs hinauf, dann die Westküste beider Herzogthümer hinab, bis Al-

tona reisen, und von dort an dem festgesetzten Tage wieder in Kiel eintreffen. Er reiste wirklich nach Flensburg, fand hier aber nicht soviel Anklang, als er erwartet hatte, wurde einige Tage aufgehalten und mochte einsehen, daß er nicht Zeit genug habe, die bestimmte Reise mit Wirksamkeit auszuführen. Auch fing die Regierungspartei an, in der Stille Gegenmaßregeln vorzubereiten. Lornsen kehrte daher von Flensburg fast ohne alles Ergebniß nach Kiel zurück und schien jetzt nichts mehr von der sogenannten Landesversammlung zu halten. Inzwischen war der 1. November nahe und den dazu nach dem ersten Plane durch Freunde Lornsen's Eingeladenen konnte nicht mehr Nachricht von einem veränderten Plane gegeben werden. Es mußte daher doch zu jener Versammlung, wenn auch in verkleinertem Maßstabe, kommen. Sie fand in einem Gasthofe zu Kiel statt. Lornsen hatte eine Schrift: „Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein" ausgearbeitet, welche in der Versammlung vorgelesen wurde und allgemeine Billigung erhielt. Man beschloß, daß jeder Einzelne nach Kräften für allgemeine Petitionen um eine repräsentative Verfassung wirken solle, und wünschte zugleich, daß Lornsen's Schrift gedruckt werde, um so eine Grundlage zu haben, auf welche hin die Petitionsbemühungen im ganzen Lande erfolgreicher betrieben werden könnten. Dieses Letztere geschah, trotz der anfänglichen Schwierigkeiten, das Imprimatur der Censur zu erhalten; 10000 Exemplare der Schrift waren in wenigen Tagen vergriffen und das ganze Land nahm jetzt an der Aufregung Theil, welche bis dahin nur noch Wenige bewegt hatte.

Es ist wohl hier der geeignete Platz, den wesentlichen Inhalt jener Lornsen'schen, nicht ganz einen Bogen großen Schrift zu erwähnen.

Der 13. Artikel der deutschen Bundesakte, (war in derselben bemerkt,) habe auch dem Herzogthume Holstein eine repräsentative Verfassung zugesichert, die noch nicht ertheilt sei. Auf Petitionen der Distrikte des Herzog-

thums Schleswig, daß die für Holstein zu gewärtigende Verfassung für beide Herzogthümer gegeben werden möge, wäre keine Verfügung erfolgt. Seitdem sei über ein Jahrzehnd verflossen. Die gegenwärtige Zeit mahne jeden Staatsbürger, der mit Lauterkeit und Wärme für Schleswig-Holstein fühle, zur Sprache und zur Erörterung zu bringen, was nach seiner Ueberzeugung dem Lande Noth thue. Eine Trennung des Herzogthums Schleswig von dem Herzogthum Holstein, die durch die vereinzelte Umgestaltung des letzteren in einen konstitutionellen Staat und der damit in Verbindung stehenden administrativen Einrichtungen desselben in der Hauptsache durchgeführt wäre, sei jedem Schleswig-Holsteiner schlechthin undenkbar. Es frage sich daher nur, ob jetzt auf die Gründung einer Repräsentativ-Verfassung für die Herzogthümer anzutragen sei. Folgende zwei Thatsachen aber forderten gebieterisch eine durchgreifende Umgestaltung der Staatseinrichtungen in Schleswig-Holstein: I. die Finanzverwaltung des Staates sei ein Geheimniß vor der Gesammtheit der Staatsbürger; II. die gesammten höheren administrativen Einrichtungen bedürften einer gänzlichen Umgestaltung. Zu erbitten und zu erstreben wäre das Folgende: 1) Zusammenberufung einer provisorischen Versammlung von Abgeordneten des Landes für das Jahr 1831, um ihr einen auf die nachstehenden Grundbestimmungen basirten Entwurf zu einer Verfassungsurkunde für beide Herzogthümer von Sr. Majestät vorzulegen: a) Die Versammlung der Abgeordneten bildet eine Gesammtheit. Von den Abgeordneten wird aus ihrer Mitte ein Ausschuß als erste Kammer gebildet. b) Beiden Kammern steht das Steuerbewilligungsrecht zu, zu welchem Ende sie sich in Eine Kammer vereinigen. c) Beiden Kammern steht die Theilnahme an der gesammten Gesetzgebung zu, welche jede für sich übt. d) Den Kammern steht die Initiative sowohl als dem Könige zu. e) Der König hat ein absolutes Veto. 2) Verlegung der sämmtlichen Landeskollegien von Kopenhagen nach den Herzogthümern, (nach

Kiel). 3) Trennung der Verwaltung von der Justiz. 4) Die Errichtung eines obersten Justizhofes für beide Herzogthümer, in der Stadt Schleswig, mit der Verpflichtung zur Angabe der Entscheidungsgründe. 5) Die Einsetzung zweier Regierungskollegien, eines für jedes der beiden Herzogthümer resp. in Schleswig und Kiel. 6) Die Einsetzung eines obersten Staatsrathes, dem sämmtliche Verwaltungskollegien unterzuordnen wären, zur Regierung beider Herzogthümer; der Sitz des Staatsraths in Kiel. Dieser Staatsrath hätte die Verhandlungen mit den Abgeordneten und die Gesetzesentwürfe vorzubereiten. Zwei seiner Mitglieder würden abwechselnd in der Residenz des Königs wohnen und nur in ihrer Gegenwart dem Könige die schleswig-holsteinischen Sachen von dem schleswig-holsteinischen Staatsminister vorzutragen sein. Das Kanzleikollegium würde eingehen, oder zum Staatsrath umzugestalten sein. — So würden die Herzogthümer von dem Königreich Dänemark in administrativer Hinsicht gänzlich getrennt. An eine Verschmelzung beider denke man nicht länger. Nur der König und der Feind sei beiden gemeinschaftlich. Vielleicht finde der König im Interesse beider Theile, Winters in Schleswig zu residiren. — Die bezeichneten, von der öffentlichen Meinung gewünschten Reformen würden für die Blüte, die öffentlichen Angelegenheiten, den Handel und die Gewerbe der Herzogthümer von den besten Folgen sein. Die Sicherung des Grundeigenthums vor einer willkürlichen Besteuerung würde die Reichthümer, welche Hamburg fortwährend aus ganz Deutschland an sich ziehe, in die Herzogthümer ableiten, und sei es gegründet, daß jährlich große Geldsummen aus den Herzogthümern nach Dänemark gehen, so würden sie fortan, wie es sich gebühre, im Lande bleiben. Angesehene Bürger in zwei Hauptstädten der Herzogthümer hätten beschlossen, Petitionen um eine repräsentative Verfassung für Schleswig-Holstein einzureichen. Andere Männer, die nicht weniger von der Nothwendigkeit der Sache überzeugt seien, hätten aber Bedenklich-

keiten geäußert, die Sache in jetzigem Zeitpunkte anzuregen, — Einige, weil sie den Pöbel fürchten, Andere mit Rücksicht auf die Liebe des ganzen Volks zum Könige, welchem die gewünschten Reformen mißfällig sein könnten; — aber beides sei ungegründet.

Die Schrift enthielt auch Stellen von allgemeiner Bedeutung: „Spott und Hohn hat zwar die mächtigste und edelste Nation Europa's (die deutsche) wegen ihrer heillosen Zerstückelung von jeher und von allen Seiten und Völkchen auf sich laden lassen müssen. Aber die Zeit hat gezeigt, und sie wird fernerhin zeigen, daß auch der Deutsche fortan jedes unwürdige Ansinnen mit Nachdruck zurückzuweisen wissen wird.“ Und dann gegen die vorgeschützte Pöbelfurcht: „Es hat sich als das Resultat der großen Kämpfe der vergangenen Zeiten die Wahrheit herausgearbeitet und geltend gemacht, daß fortan allein die Ueberzeugung des großen Mittelstandes, bei dem die physische wie die intellektuelle Macht wohnt, die Welt regieren und Alles, was sich gegen diese Ueberzeugung erhebt, machtlos daran zerschellen wird.“ Die Schrift hatte über die Bedenken, daß die gewünschten Reformen dem Könige mißfällig sein könnten, sich wie nachsteht, geäußert und zugleich geschlossen: „So darf sich die Liebe zum Könige in der Brust des Mannes nicht kund thun. Wir dürfen uns nicht in die Lage setzen, unsere dringlichste Angelegenheit hinaussetzen zu müssen bis zu dem Zeitpunkte des Ablebens eines Königs, dem wir die Unsterblichkeit wünschen*). Es ist im Gegentheil in mehrfacher Rücksicht gerade jetzt unter der Regierung und bei Lebzeiten unseres jetzigen Königs der geeignetste Zeitpunkt für die Gründung unserer neuen Staatseinrichtungen. Unser König ist kein gemachter, sondern ein geborner Bürgerkönig.“

Es war begreiflich, daß diese Schrift — der erste

---

*) Damals und bis zum 3. Dezember 1839 regierte noch König Friedrich VI.

laute offene Athemzug nach langem Verschlossensein alles Athmens in der Brust der Nation — ein großes Aufsehen machte, daß die Herzen aller guten Schleswig-Holsteiner, aller repräsentativ gesinnten Männer ihm entgegenflogen. Aber weniger begreiflich wäre es, daß bald heftige und persönliche Gegenschriften erschienen, wenn nicht in diesem Fache leider Alles nach und nach begriffen werden könnte. Selbst ein Aufsatz in der Zeitschrift Minerva (Okt. Nov. und Dez.-Heft 1830), betitelt: „Die versuchte Aufregung in Holstein und Schleswig," welche Lornsen die Ehre anthat, ihn „genial" und seine Schrift eine „merkwürdige" zu nennen, welche über die Gegenschrift eines Landraths Rumohr witzelt, daß sie keinen Rumor machen werde, und unumwunden eingestand, daß der Hof Holstein noch keine Verfassung im Sinne des Art. 13 der Bundesakte gegeben habe, daß Holstein, gegen die Bestimmungen der Bundesakte, noch heute ein Oberappellationsgericht entbehre, — warf schiefe, ungünstige Lichter auf Lornsen, ließ den Gemeinplatz hereinspielen, daß die Preßfreiheit und die freie Sprache des Bürgers ihre Grenzen habe, und kopulirte ihn gleich mit dem weiteren, daß diese Grenzen enger für den Staatsbeamten, als für den seien, welcher es nicht ist. Als ob, wo die Preßfreiheit ihre gesetzlichen Grenzen habe, diese dem Staatsdiener nicht ebenso zu Gute kommen dürften und müßten, als den übrigen, nicht im Staatsdienst befindlichen Staatsangehörigen! Als ob ihm, einem modernen Papageno, der Mund von Amtswegen verschlossen wäre, bis die Dame der Nacht ihn wieder zu öffnen ihm erlaube! Als ob er seine Freiheit der Meinungsäußerung, diese edelste Perle des Menschseins, verkauft hätte für einige hundert oder wie viel Gulden, Thaler oder Mark!

Lornsen hatte, ehe er der Verabredung mit seinen Freunden Folge gab, und insbesondere, ehe er die von ihm verfaßte Schrift verbreitete, der Regierung offen und ehrlich sein Beginnen in einem an den Präsidenten der schleswig-holstein-lauenburgischen Regierung gerichteten

Schreiben gemeldet. Aber so wenig dieses als der im Ausdruck und selbst in den Sachen gemäßigte Inhalt der Schrift und Lornsen's bisheriges Leben konnten ihn vor schnell über ihn hereinbrechenden, strengen Maßregeln schützen.

In Kiel hatte man alsbald zahlreiche Unterschriften zu einer Petition um Verfassung gesammelt, die man aber, wahrscheinlich durch Intrigue im Sinne der Reaktion verleitet, nicht unmittelbar an den König, sondern an den Stadtmagistrat und die Bürgerrepräsentanten richtete, von welchen man sich versprach, daß sie dieselbe sich aneignen und amtlich kräftig unterstützen würden. Inzwischen wurde das Petitioniren in mehreren andern Städten der Herzogthümer thätig betrieben; durch den Druck der hundertjährigen unumschränkten Herrschaft aber von allem öffentlichem Handeln entwöhnt, wagten hier die Petitionäre nicht, ihre Petitionen eher abzusenden, als bis die Kieler die ihrige abgesandt hätten, denen man über die Zulässigkeit dieses Schrittes ein richtigeres Urtheil zutraute. Die Kieler Petition wurde aber gar nicht abgesandt, denn die Gegner im Rath und in der deputirten Bürgerschaft erhielten die Mehrheit, die Petition wurde zurückgehalten und die ganze Sache gerieth in's Stocken. Inzwischen hatte die Anfangs sehr bestürzte Regierung sich allmälig über den wahren Zustand der Dinge näher unterrichtet und erkannt, daß die reformirende Partei nicht so stark sei, wie man im ersten Schrecken geglaubt hatte. Lornsen hatte Befehl erhalten, sich unverzüglich auf seinen Posten nach Sylt zu begeben. Er kam dort am 13. November an und empfing, nachdem er sich in seinem neuen Amte vorgestellt, von seinen Freunden und Verwandten und Beamten die innigsten Glückwünsche.

Die Ruhe war nirgend unterbrochen worden. Man hatte sich nur des gottgegebenen Rechts mündlicher Verständigung in geschlossenen Räumen und ohne periodische Wiederkehr bedient, um gemeinschaftliche Bitten auf längst Verheißenes, durch die Zeit Gereiftes und durch

die Verhältnisse dringend nothwendig Gewordenes an die Regierung zu richten und ein von der Censurbehörde genehmigtes, also gebilligtes kleines Buch sollte der Vermittler ihres Verständnisses für die nächsten Umgebungen sein. Aber Lornsen selbst täuschte sich am wenigsten über die Gefahr, der er sich Preis gegeben. Wie der große deutsche Volksbefreier Hermann einst in Rom die Kunst seiner Gegner kennen gelernt, so Lornsen die der seinigen und seines Volksstammes im dänischen Kopenhagen.

Noch zitterte die Bewegung durch die Herzogthümer, noch schwebte man in Furcht und in Hoffnung, da brachte im Laufe des Monats November die Kopenhagener Kollegialzeitung Folgendes: „Kanzleirath Lornsen, der am 12. Oktober zum Landvogt auf der Insel Sylt ernannt wurde, hat, seit seiner Abreise am 18. desselben Monats, statt das ihm allergnädigst verliehene Amt anzutreten, an verschiedenen Orten in den Herzogthümern, und namentlich in Flensburg und Kiel, eifrige Bemühungen angewandt, um, auf strafbare Weise und seinen Pflichten als Beamter gerade entgegen, das Vertrauen zwischen der Regierung und den Unterthanen zu stören und die ruhigen Einwohner zu gemeinschaftlichen Schritten zu verleiten, welche zu den verderblichsten Folgen für die öffentliche Sicherheit und Ruhe führen könnten. Außerdem, daß eine von ihm herausgegebene Schrift von seinen Absichten und Schritten zeugt, wird Solches näher durch ein Schreiben an den Präsidenten der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei vom 5. November aufgeklärt, wobei er die benannte Schrift eingesandt, sowie durch einen Bericht des Amtmannes vom Amte Tondern, welcher zeigt, daß Kanzleirath Lornsen, weit entfernt, seine Absichten aufgeben zu wollen, den festen Vorsatz gefaßt hat, seine Amtsstellung zu mißbrauchen, um eine unruhige Stimmung bei den Einwohnern gedachter Insel hervorzubringen. Seine Majestät, welcher diese Thatsachen vorgelegt worden, haben unterm 15. d. M. beschlossen, daß das königl. schleswig'sche Ober-

gericht sogleich die Verhaftung des Kanzleiraths Lornsen und dessen Hinbringung in sichere Verwahrung auf die Festung Rendsburg veranstalten soll, sowie auch das besagte Obergericht die genaueste Untersuchung wider den Kanzleirath Lornsen in Anleitung seiner obenerwähnten gesetzwidrigen Schritte, und in Uebereinstimmung mit dem Ergebnisse dieser Untersuchung das weitere Nöthige gemäß dem Gesetz und Rechte vorzunehmen hat."

Gemäß dieser Bekanntmachung erschienen denn am 23. November der Justizrath Dröhde, der Amtssekretär Boie und ein Tondern'scher Polizeidiener bei Lornsen, um ihn in Verhaft zu nehmen. Lornsen ertrug dieses gefaßt und benutzte noch die letzten Augenblicke seiner Anwesenheit auf der Insel, um die Gemüther wegen der gegen ihn getroffenen Maßregel zu beruhigen.

Nach der Festung Rendsburg gebracht, ward Lornsen alsbald der Gegenstand einer Untersuchung, welche von der auf allerhöchsten Befehl ernannten außerordentlichen Kommission, bestehend aus den Obergerichtsräthen Thomsen und Nissen und dem Sekretär Federsen, mit alle dem Nachdrucke gegen ihn geführt ward, welchen man in Deutschland bei politischen Prozessen gewöhnt ist. Auch Lornsen's Freunde mußten in Bezug auf die ihnen gemachten Anschuldigungen dieser Kommission Rede stehen. Lornsen's Arrest war streng; die gegen ihn geführte Untersuchung dauerte über ein halbes Jahr. Als die Akten geschlossen waren, erfolgte ihre Einsendung zum Spruche an das Obergericht in Schleswig.

Am 31. Mai 1831 erhielt Lornsen sein Urtheil. Ohne Entscheidungsgründe und ohne Anführung eines Gesetzes lautete es auf Amtsentsetzung als Landvogt der Insel Sylt, auf einjährigen Festungsarrest des ersten Grades und auf Erstattung sämmtlicher Untersuchungskosten, wie es im Urtheile heißt: „wegen Handlungen, welche hätten gefährlich werden können." Man sieht: der im Artikel der Kopen=

hagener Kollegialzeitung gebrauchte Ausdruck: „zu gemeinschaftlichen Schritten zu verleiten, welche zu den verderblichsten Folgen für die öffentliche Sicherheit und Ruhe führen könnten," war nicht ohne einen gewissen Nachhall im Urtheil geblieben. Den Titel „Kanzleirath" ließ man Lornsen.

In Folge des gegen ihn erlassenen Urtheils ward Lornsen am 2. Juni 1831 nach der Festung Friedrichsort gebracht, im November desselben Jahres jedoch, auf sein Ansuchen, zurück nach der Festung Rendsburg. Ein Strom von Schmähungen und Verläumdungen ergoß sich unterdeß gegen ihn. Außer der schon erwähnten Rumohr'schen, erschien auch eine Schrift Witt's von Dörring gegen Lornsen und die von ihm unternommene Verfassungsarbeit. Aber der edle Mann äußerte nicht einmal ein gehässiges Wort über das, was man ihm that. Am 1. Juni 1832, als Lornsen seine Strafe verbüßt hatte, erhielt er die Freiheit wieder und seine Freunde veranstalteten ihm ein Festmahl. Das Andenken an das trübe Vergangene war auf einige Stunden durch die herzliche, theilnahmvolle Gegenwart und die Aussicht auf eine günstigere Zukunft in den Hintergrund getreten. Kurz darauf reiste Lornsen seiner Heimath zu, wo ihm Jeder auf Sylt, wie überall, wohin er kam, ein Herz voll Liebe und Hochachtung entgegentrug. Im September 1832 las man in öffentlichen Blättern, Lornsen, der sich noch auf der Insel Sylt aufhalte, werde sich nach Kiel begeben, und, wie es heiße, dort advociren. Aber dieser Plan, wenn er überhaupt vorhanden gewesen, kam nicht zur Ausführung.

So stark auch Lornsen's Körper in früherer Zeit gewesen war, so hatte seine Gesundheit doch in späteren Jahren bedeutend gelitten. Um diese wiederherzustellen, hielt er einen mehrjährigen Aufenthalt in einem wärmeren Klima für nothwendig. Aber auch die Vernichtung seiner Wirksamkeit, seine Amtsentsetzung und Bestrafung, ließen ihm wünschenswerth erscheinen, aus seinem Vaterlande sich zu entfernen. Er wollte zugleich

fort, „weil,“ wie er schrieb, „es ihm unerträglich sei, als müssiger Zuschauer im Lande zu leben.“

Am 6. Oktober 1833 reiste Lornsen von Morsum nach Sylt ab. In der Nähe von Föhr traf er ein Schiff, das nach Amsterdam segeln sollte. Hier angelangt, fand er bald ein Schiff, welches nach Rio de Janeiro ging. Am 20. Dezember 1834 war er an dem Ort seines neuen Aufenthaltes und seiner alten Wirksamkeit. Denn auch in der tropischen Welt, die ihn jetzt umgab, in der Hoffnung der Wiedergenesung, unter tausend Eindrücken, welche er vorher nicht hatte ahnen können, dachte er seines Vaterlandes Schleswig-Holstein und arbeitete für dasselbe. Konnte er es nicht mehr als praktischer Staatsmann, in unmittelbarer Verhandlung mit dem Volke und für das Volk, so that er es als Schriftsteller. Die Saite, die er in seiner ersten kleinen Schrift angeregt hatte, sollte, ein reiches Tastenwerk, sich ausklingen, und an der Hand der Geschichte, pragmatisch, die Gerechtsame seines Vaterlandes, Dänemark gegenüber, nachzeigen.

Noch während seiner Gefangenschaft und jetzt während seines Aufenthalts in Brasilien hatte Lornsen die Genugthuung, daß die Regierung einigermaßen dem Einflusse wich, welchen in den Herzogthümern das durch Lornsen reger gewordene öffentliche Interesse und in Dänemark die beispiellos glücklichen Wirkungen der freien Verfassung in Norwegen geltend gemacht hatten. Der König-Herzog gab im Jahr 1831 seinen sämmtlichen Unterthanen in den beiden Herzogthümern, wie im Königreich Dänemark „eine den Zeitumständen und Verhältnissen angemessene Verfassung,“ um in jenen „den Sinn und Eifer für das gemeinsame Wohl noch mehr zu beleben,“ und im Jahr 1834 eine Verordnung wegen näherer Regulirung der ständischen Verhältnisse Schleswig-Holsteins. „Sollten wir,“ lauteten die Schlußworte dieser Verordnung, „zur vollkommneren Erreichung unserer landesväterlichen Absicht für die Zukunft eine Veränderung in den wegen Anordnung und Regulirung

der ständischen Verhältnisse erlassenen Vorschriften nöthig finden, so werden wir dies als einen nach Maßgabe unseres allgemeinen Gesetzes wegen Anordnung von Provinzialständen vom 28. Mai 1831 zu behandelnden Gegenstand betrachten und die solche Veränderung betreffenden Gesetzentwürfe der ständischen Versammlung zur Berathung vorlegen lassen, ehe wir darüber unsern allerhöchsten Beschluß fassen." Man sieht, es waren nur berathende Stände, welche in's Leben treten sollten; also auf eine Repräsentativverfassung nur eine kleine Abschlagszahlung! Aber welche Mühe hatte diese schon nöthig gemacht! Dabei hatte der König den Unterthanen das Recht der Petitionen an die Stände, den Ständen aber das Recht der „Vorschläge und Anträge, der Bitten und Beschwerden, welche auf das spezielle Wohl des ganzen Herzogthums oder einen Theil desselben Beziehung haben," ertheilt: ein Umstand, auf den Volks- und Verfassungsfreunde gleichfalls damals großes Gewicht legten. Aber viel spätere Ereignisse haben gelehrt, daß dieses Gewicht zu groß angeschlagen gewesen sei.

Im Frühjahr 1835 befand sich Lornsen wohler, aber doch nicht wohl genug, um die Rückreise antreten zu dürfen. Besser stand es um ihn im Frühjahr 1837. Er verließ also Rio de Janeiro und ging über Marseille, nach einem kurzen Aufenthalte in der Provence, nach der Schweiz. In der Mitte Septembers 1837 war er in Genf. Hier fand er die erwarteten Briefe aus der Heimath, aber nicht das in denselben, was er so sehnlich wünschte. Er hatte eine geliebte Schwester gehabt, diese war erkrankt und der Wunsch, sie wieder zu sehen, hatte ihn weit aus der neuen Welt zurück in die alte geführt. Nun erfuhr er die Nachricht von ihrem Tode. Tief ward er dadurch erschüttert. Einsamer als je stand er da. Sein Werk für das Vaterland war vollendet. Die Schwester, die Zeugin seiner Jugendfreuden, die Trösterin in seinen Leiden, war dahin. Der Vater stand am Rande des Grabes. Er selbst fühlte sich siecher.

Am 16. September 1837 schrieb er von Genf aus

an Heinrich von Gagern, mit dem er in Jena studirt hatte. Der Eingang des Briefes lautete: „Vor zwanzig Jahren, lieber Gagern, verbanden wir uns für die Sache Deutschlands und der Freiheit. Wir beide sind unsren Gelübden treu geblieben, und haben für diese Sache gehandelt und geopfert. Mir ist es nicht gegeben, das Werk, was ich in meinem Lande mit Erfolg begonnen, zu vollenden, ungeachtet alle meine seitherigen Bestrebungen darauf gerichtet waren. Seit langen Jahren an einer schlimmen Flechtenkrankheit leidend, gegen welche ich vergebliche Hilfe unter einem milden Himmel gesucht, werde ich jetzt unterliegen und in wenigen Wochen in das Grab sinken. In dieser Lage wende ich mich an dich, deinen Beistand für meine Sache in Anspruch zu nehmen, die zugleich die Deinige, weil die des gemeinsamen Vaterlandes und der Freiheit ist, für welche wir uns verbunden haben."

Der Brief geht dann mit der Bemerkung: „Das Verfassungswerk ist in unserm Schleswig-Holstein wegen der Verhältnisse zu Dänemark mit besonderen Schwierigkeiten verbunden," zur ausführlichen Darlegung dieser Schwierigkeiten über. Er enthält den Beweis, wie so ganz dieser Gegenstand Lornsen's klaren, überschauenden Geist bis zum letzten Augenblick seines Lebens erfüllte. Dem Inhalte des Briefes selbst in seinen geschichtlich-staatsrechtlichen Ausführungen kann hier nicht gefolgt werden. Er ist ein gedrängter Auszug des Werkes: „Die Unions-Verfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins" und beider Inhalt wurde in den letzten Jahren, wo die Angelegenheiten Schleswig-Holsteins einen neuen Aufschwung genommen, in Adressen, Reden, Druckschriften und Landtagsverhandlungen mannigfaltig erörtert.

Nachdem Lornsen den Inhalt des Manuskriptes angegeben und den Wunsch geäußert, der Herausgabe seines umfänglicheren Werkes, für das Volk „die sämmtlichen Hauptergebnisse des Buches in einem kurzen, bündigen und ergreifenden Vortrage auf höchstens drei Druckbogen zusammen zu fassen, um solchergestalt sicher zu

sein, alle Stände in einer Richtung und für ein Ziel zu vereinigen," dabei aber angeführt, daß er jetzt nicht im Stande sei, diese Arbeit zu unternehmen, besprach er die Frage: wem er die Herausgabe des Werks übertragen solle? und bezeichnete es als eine besonders günstige Fügung, daß er den Dr. juris Beseler, seither Professor in Basel, nunmehr in Rostock, in der Schweiz antreffe. Diesen nahm er als Herausgeber seiner Schrift in Aussicht, berührte aber mit der zartesten Rücksicht die Nachtheile, welche diese Herausgabe für Beseler, bei der von diesem betretenen Laufbahn haben könnte; Rücksichten, über die sich jedoch, wie die Folge zeigte, Beseler selbst hinwegsetzte, der dem Vertrauen, das Lornsen in ihn gesetzt hatte, in vollem Maße ent- entsprach. „Zwar verfechte ich," fuhr Lornsen fort, „in meiner Schrift die Sache Deutschlands, indem ich Schleswig, das größtentheils von einer deutschen Bevölkerung bewohnet ist, Holstein und somit Deutschland zu retten, indem ich ein deutsches Land, Holstein, aus einer schmachvollen Stellung in eine ehrenvolle zu heben suche. Aber diese Rücksicht wiegt bei unsern Regierungen den Vorwurf nicht auf, daß ich in der Schrift, wie überhaupt, die Sache der Freiheit vertrete, so insonderheit auch bei Erörterung der Erbfolgefrage die Volks- und Landesrechte gegen die einseitige Regulirung der fürstlichen Erbrechte in Schutz nehme. Das Ergebniß dieser und ähnlicher Erörterungen war dann der Antrag an v. Gagern, in Gemeinschaft mit dem Professor Beseler der Herausgabe des Manuskripts sich zu unterziehen und als Herausgeber sich namhaft zu machen. Er (Lornsen) könne sich nicht anders vorstellen, als daß ihre beiderseitigen Beschlüsse für den Druck ausfallen würden. Der Inhalt des Manuskripts könne ihnen unmöglich Bedenklichkeiten erregen. Dabei willigte jedoch Lornsen in alle Milderungen und Veränderungen des ersten Kapitels, die sie zweckmäßig fänden, und bat ausdrücklich um Verbesserungen in Ausdrücken. Ebenso willigte er darein, daß in den Einzelheiten Umgestaltungen der Form

vorgenommen und Ergänzungen, welche mit dem Geiste und Inhalt des Buches übereinstimmen, eingeschaltet würden. Er könne aber nicht seine Zustimmung dazu geben, daß mit dem Inhalte selbst Veränderungen vor sich gehen, außer was das erste Kapitel anbetreffe.

Lornsen's letzte Worte in dem Briefe waren: „Ich erinnere noch schließlich daran, wie man es mir zum Vorwurf gemacht hat, daß ich, nachdem ich so entschieden für die Sache des Landes aufgetreten war, nachmals für dieselbe weiter nichts gethan habe. Es haben aber seitdem alle meine Bestrebungen dieser Sache gegolten und es liegt jetzt an Euch, mein Andenken durch die Herausgabe des Buches gegen diesen unbegründeten Vorwurf sicher zu stellen.“

Ein von Lornsen am 2. Oktober 1837 in Genf aufgerichtete „Vollmacht, Auftrag und Bitte“ für von Gagern, Justizrath und Professor Hegewisch in Kiel und Professor Beseler ließ sich wiederholt über die Angelegenheit — die Herausgabe des mehrgedachten Manuskripts — aus. Er willigte darein in Abänderungen der drei ersten Kapitel des Manuskripts, welche seine Freunde etwa nöthig erachten könnten, doch also, daß der Gegenstand nach wie vor derselbe bleibe. Ebenso vervollständigte und ordnete er einiges Andere. In einem noch späteren Briefe an Professor Beseler willigte Lornsen im äußersten Falle in die anonyme Herausgabe der Schrift, und bestimmte, daß, falls der zeitige Druck nicht zu erlangen sei, der holsteinischen und schleswigschen Ständeversammlung eine Abschrift eingesandt werden solle. Ebenso gab er noch die Erlaubniß zu einigen Weglassungen.

Es hat etwas Rührendes, dieses Zurückweichen vor Verhältnissen oder Ansichten Dritter und das Dreingeben eines geliebten Wunsches. Aber daneben lebte in ihm das Vollgefühl des Werthes der That, die er durch sein geschichtliches und staatsrechtliches Werk vollführte; ein Vollgefühl, welches aus Freundesbrust in Freundesbrust gegossen, und durch den Schatten des nahenden Todes

von der Eitelkeit der Welt und gewöhnlicher Selbstschätzung abgetrennt, keiner Mißdeutung unterliegen kann.

Beschäftigt mit den Angelegenheiten seines Vaterlandes und darin die Erhebung in einem kummer- und schmerzvollen Dasein suchend, lebte Lornsen noch einige Monate lang bis zum 10. März 1838, wo sein Tod in einem Landhause zu Pressy am Genfersee erfolgte.

Lornsen, so schien es, war in den politischen Salons, auf dem großen Weltmarkte der Staatsereignisse vergessen; man durfte ein vornehmes Ignoriren auf seinen frühen Sarg werfen. Desto lebhafteren Wiederhall erregte sein Hingang in den Herzogthümern. „Lornsen war,“ so hieß es in einer dort erscheinenden Zeitschrift, „ein Mann von hellem Geiste, von seltener Willenskraft und von tiefem Gemüth, ein ächter Sohn Germaniens. Ihm galt nicht Nutz und Gewinn, nicht Glanz und Titel, ihm galt nur die schöne That. Ihm waren wohl Viele während seines Lebens nicht geneigt, er aber hat Vielen zum Wohle gelebt. Im Volke Schleswig-Holsteins lebt die Liebe zu ihm, wie zu keinem andern.“ Noch schöner, — wahrhaft meisterhaft — äußerten sich über Lornsen die Kieler Blätter, welche das Blatt, worin sie seinen Tod gemeldet, (wohlverdienter als es in hundert andern Fällen geschehen,) mit einem schwarzen Rand versehen hatten. „Der Adel seiner Seele, die Kraft seines Geistes, die Tiefe seines Gemüthes offenbarten sich im kleinen Kreise, seine Thatkraft wählte keinen Schauplatz, sein Sieg blieb halb ohne Kranz, seine Niederlage nahm ihm Alles bis auf den Ruhm. Du Kämpfer ohne Schwert, du Feldherr ohne Heer, du Feind ohne Haß im Herzen, die Fackel, die du angezündet und kühn am Höchsten gestellt hast, leuchtet fort, ob du auch geschieden. Dein Name kann nimmer verlöschen in Schleswig-Holstein, dein Wort nimmer verhallen. Wie deine mild-ernsten Züge dem, der sie gesehen, für immer in die Seele eingeprägt sind, wie ihn dein leuchtender Blick, deiner Worte gewaltiger Schall sein Lebenlang begleiten, so ist deine That, unscheinbar nach Außen, innerlich groß, eingegraben in

dieses Volkes lebendiges Gedächtniß, und verwebt in die wachsende Geschichte dieses Landes." Andere öffentliche Nachrichten über Lornsen hoben noch besonders hervor die Reinheit der Gesinnung, die ihn leitete und seine große Gabe der Beredsamkeit. „Lornsen's Beredsamkeit" heißt es da, „war in Wahrheit unwiderstehlich, die verschiedenartigsten Menschen wußte er zu elektrisiren, diesen durch die Klarheit seiner Gründe, jenen durch die Wärme seines Gefühls für seine Pläne bestimmend. Hätte Lornsen die Gelegenheit gehabt, oder sich bereitet, vor großen Volksversammlungen zu reden, so hätte er eine weit ernstlichere plötzliche Aufregung in seinem Vaterlande erzeugen können; aber er vermied dieß, weil er das Volk im Ganzen für zu wenig vorbereitet hielt zur politischen Wirksamkeit und nur durch die reinsten moralischen Mittel siegen wollte." Im Verlauf dieses Aufsatzes ist Lornsen mit dem deutschen Hermann verglichen worden, einem Helden, mit dem auch, wenn wir ihn uns recht denken, Gestalt und Haltung Lornsens vielfach übereinstimmten; anderwärts verglich man ihn mit Johann Huß, indem er vielleicht für Holstein um hundert Jahre zu früh aufgetreten wäre. Doch setzte man mit Grund hinzu: „wenn anders eine Bestrebung verfrüht genannt werden mag, welche jedenfalls manche verwandte Ideen in befreundeten Geistern wirken und den nur dadurch zu beschaffenden Umschwung der Dinge in der folgenden Generation vorbereiten konnte."

Schweizererde bedeckte längst die Reste Lornsen's, als sein von ihm so treu gepflegtes Werk: „Die Unions-Verfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins," (Jena, Friedrich Frommann, 1841) veröffentlicht wurde. Gagern verschuldete diese späte Veröffentlichung, aber nicht in rückhaltlicher Absicht. Professor Beseler in Rostock hatte die Herausgabe besorgt und als Herausgeber sich auf dem Titel genannt. Aus der Vorrede erfuhr man unter Anderm, daß Lornsen an die Ausarbeitung seines Werkes die letzten sieben Jahre seines Lebens gesetzt, daß er es im Gefängniß begonnen, in Amerika

fortgeführt, auf dem Todbett vollendet hatte. Das Vermächtniß Lornsens wurde in seinem Sinne vollendet. Das Werk erschien so, wie es aus Lornsen's Feder hervorgegangen.

Nach der Bemerkung, daß in demselben Lornsen's ganze Persönlichkeit, mit seinen Tugenden und, wenn man wolle, mit seinen Fehlern, dem Leser entgegen trete, und nach der Charakteristik Lornsen's, welcher ich bereits in dem Eingange dieses Aufsatzes eine Stelle angewiesen, fuhr Beseler in seiner Vorrede wie nachsteht fort: „Eine solche Persönlichkeit darf es verlangen, daß sie ungeschwächt und unbeschnitten der Nachwelt überliefert werde, und wahrlich wir Deutschen haben keinen solchen Reichthum an politischen Charakteren, daß wir einen so bedeutenden nicht voll und abgeschlossen hinstellen sollten. Der Charakter des Mannes aber zeigt sich in seinen Thaten, und dieses Werk ist eine That. Lornsen begann es ohne gelehrte Vorbildung in der Geschichte und dem Rechte, das er bearbeiten wollte; nur die Ueberzeugung, daß es für sein schleswig-holsteinisches Land und dessen gerechte Sache nothwendig sei, führte ihn zu diesen Studien. Aber sein staatsmännischer Blick beherrschte bald das Material.“— Und dann: „vor allem muß ich den Wunsch aussprechen, daß Niemand über dieses Werk urtheilen wolle, der es nicht ganz und im Zusammenhange gelesen hat. Eine so scharf gezeichnete Persönlichkeit, wie Lornsen's, steht oft im schroffen Widerspruch mit Andern; Einzelnes reizt und verletzt; nur der ganze Guß darf hier entscheiden.“ Beseler rechnete dann namentlich zu den „harten Worten und Angriffen“ des Buches, Lornsen's Auftreten gegen den Etatsrath Falck in Kiel, aber mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß es nur der Sache gegolten.

Die deutsche Kritik begegnete Lornsen's Werk mit Achtung und Anerkennung. — —

Es gibt Männer, aber wenige, deren geistige Tüchtigkeit von einer so thätigen Willenskraft getragen ist, daß wir kaum uns überzeugen können, sie würden jemals

aus dem Leben, dieser süßen Gewohnheit des Daseins und Wirkens, bleibend scheiden. Im Gegentheile: wenn die Fahne sich entrollt, um welche sie einstmals gestanden, wenn das Hifthorn erklingt, dem sie gehorcht, der Ruf erschallt, den sie mitgerufen, dann glauben wir sie aus dem Schatten, der sie umhüllt, und wäre es der Schatten des Grabes, auf's Neue hervortreten zu sehen. Sie sind wieder da; sie wirken, sie kämpfen wieder. Der Sieg welcher errungen wird, hat ihren ersten Jubel, die Niederlage, welche statt des Sieges auf ihr Haupt und das ihrer Freunde fällt, ihre letzte Klage im Gefolge. Der Jubel aber ist nicht der ihre, die Klage nicht die ihre; sie empfinden zunächst nur für die Sache; Jubel und Klage ist nur der Rosen- oder der Cypressenkranz, den sie um die Sache winden. Ein solcher Mann war Lornsen. Lang war er todt, als die Verfassungskämpfe der Herzogthümer und der Drang, deutsch zu sein und zu bleiben, mit erneuter Kraft entbrannte und das „Schleswig-Holstein meerumschlungen" durch alle Gauen des großen Vaterlandes tönte. Da war es nicht blos Lornsen's zürnender Geist, den Beseler am Ende seiner Vorrede heraufbeschwor, sein „Wehe!" auszurufen über Diejenigen, „welche in neuester Zeit (1840) darüber eins sind, die heiligen Bande, welche Natur und Geschichte zwischen Schleswig und Holstein geknüpft haben, freventlich zu zerreißen," — nein, es war auch Lornsen's freundlicher, fröhlicher Geist, der, wo Männerwille und Männerbegeisterung sich geltend machten, aus dem Geisterreiche entboten, unsichtbar dem Rufe folgte und seine besten Wünsche dem Gedeihen des Vaterlandes als wehendes Banner voraus flattern ließ.

Die Männer des Volks

dargestellt

von

Freunden des Volks.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

IV. Band 2. Lieferung.

Friedrich von Schiller von Dr. Georg Zimmermann. Ludwig von Vincke und dessen Sohn Georg Ernst Friedrich von Vincke von Friedr. von Schönthal. Leberecht Uhlich von Friedrich Otto.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

Druck von Streng u. Schneider in Frankfurt a. M.

Friedrich von Schiller.

Von

Dr. Georg Zimmermann.

Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben.
Das allein veraltet nie.

Schiller.

Friedrich von Schiller.

(Geboren am 11. Nov. 1759 zu Marbach, gestorben am 9. Mai 1805 zu Weimar.)

Schiller's väterliche Ahnen waren ehrsame Bauern und Bürger. Sein Vater, ein gesunder, tüchtiger Kopf und ein treues deutsches Herz in rauher und knorriger Form, wurde frühzeitig als geborner Soldat auf die kriegerische Laufbahn geführt und fand dort Gelegenheit, seinen Drang nach höheren Dingen zu befriedigen. Er nahm als Wundarzt am österreichischen Feldzuge Theil, ließ sich dann in dem freundlichen Städtchen Marbach am Neckar nieder und verheirathete sich, wurde aber durch Dürftigkeit, Thatkraft und Kriegsmuth aus der Enge des häuslichen Lebens hinausgetrieben und ließ sich bald nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges als Fähndrich und Adjutant anwerben. Da er sich als ein thätiger und zuverlässiger Mann bewährte, der überdies, so oft die Waffen ruhten, mit unermüdlichem Fleiße an seiner Geistesbildung arbeitete, so avancirte er noch während des Krieges zum Hauptmanne und erhielt später den Majorstitel. Seine Gattin, die Tochter eines Marbacher Bürgersmannes, blieb im älterlichen Hause zurück und besuchte ihn nur von Zeit

zu Zeit in den Winterquartieren. Unmittelbar nach einem solchen Besuche gebar sie, unter den frischen Eindrücken des Feldlagers, am 11. November 1759 den Dichter, dem vor allen andern der Beiname des Kriegerischen gebührt. Ahnungsvoll betete der Vater, als er die Nachricht empfing, zu Gott, er wolle doch dem Neugeborenen an Geistesstärke das zulegen, was er aus Mangel an Unterricht nicht habe erreichen können. Und das Flehen des Gerechten fand Erhörung. „Dank Dir, gütigstes Wesen,“ rief später der entzückte Greis aus, „Dank dir, daß du auf die Bitten der Sterblichen achtest!“

Erst nach dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens kehrte der Hauptmann zum häuslichen Heerde zurück, und bis dahin wuchs der kleine Friedrich unter der ausschließlichen Leitung und Pflege der Mutter heran. Sie war die Weiblichkeit, die Häuslichkeit, die Mutterliebe selbst, und ihre Milde und Weichheit prägte sich in der Seele, wie in den Zügen des zartgebildeten Knaben aus, der ihr Ebenbild war. Die Tiefe und Innigkeit ihres Gemüthes eilte der Entwicklung ihres Verstandes weit voran. Sie spielte die Harfe und dichtete; die geistlichen Gesänge eines Uz und Gellert waren ihre getreuen Begleiter durch das Leben. Ihr Glaube wurzelte unerschütterlich im Lutherthume, und hierin stimmte sie mit ihrem Gatten vollkommen überein. Wenn die Mutter es sich angelegen sein ließ, den Kindern an den Sonntagsnachmittagen den Text der Predigt zu erklären, so versäumte es der Hauptmann nicht, im Kreise der Familie aus der Bibel vorzulesen.

Nicht lange nach dem Friedensschlusse wurde der Vater nach dem Dorfe Lorch versetzt, in die ernste Stille eines von Nadelhölzern eingeschlossenen Wiesengrundes, von wo sich die Aussicht nach einer Reihe von Bergen eröffnete. Zeitlebens hing das Herz des Dichters an dieser Gegend. In Lorch empfing er seinen ersten Unterricht durch den Prediger Moser, dessen Redlichkeit und Sanftmuth in ihm den Entschluß er-

weckte, sich dereinst dem geistlichen Stande zu widmen. Die liebenswürdige Milde und Güte, das feine Wahrheitsgefühl des Knaben ließen die sittliche Größe und Schönheit des Mannes schon damals in zarter Knospe erblicken. Er wäre vielleicht unter der liebevollen Pflege der Mutter und der älteren Schwester verweichlicht worden, hätte ihn nicht der Zorn des Vaters und die Nahrungssorgen auf den Stirnen der Aeltern frühzeitig an den schweren Ernst des Lebens gemahnt.

Durch die Versetzung des Hauptmanns nach Ludwigsburg, die im J. 1768 erfolgte, kam Schiller in die dortige lateinische Schule. Der Rektor war ein steifer, pedantischer Schuldespot, der die Lektüre der römischen Dichter blos zur Aufspeicherung von Phrasen, Figuren und Redeblumen benützte, und sich wohl hütete, seine Zöglinge in den Geist der Alten einzuführen. Durch seine Mißhandlungen zwang er dem Knaben, den Fleiß der Furcht ab, während ihn der lutherische Geistliche, der ihm den Religionsunterricht ertheilte, durch die Härte der Dogmen und der Disciplin peinigte. Als der Vater im Jahr 1770 auf die Solitude bei Stuttgart berufen wurde, um die dortigen Gartenanlagen und Baumpflanzungen zu überwachen, blieb Friedrich, von der Familie fern, in Ludwigsburg zurück und wohnte zwei Jahre lang bei seinem Professor. Nach Ablauf dieser Zeit erwartete ihn die klösterliche Abgeschiedenheit und Strenge des Seminariums, das ihn zum Prediger bilden sollte. Da trat wie ein „ungeheures Schicksal" der Herzog Karl in den Kreis seiner Hoffnungen herein. Er wünschte die Aufnahme des talentvollen Knaben in die militärische Pflanzschule auf der Solitude, wo er unentgeldlich unterrichtet und verpflegt werden sollte, und der Wunsch des Despoten war Befehl! Der Vater wagte es nicht, die unwillkommene Gnade abzulehnen. Da der Herzog Schiller'n die Wahl seines Berufes überließ, so ergriff dieser von den Fächern, für die man sich auf der Schule ausbilden konnte, die Rechtswissenschaft.

Die Zöglinge der Anstalt zerfielen in zwei Klassen, in Adelige und Bürgerliche, und nachdem sie sich bis auf dreihundert vermehrt hatten, trennte man jede Klasse wieder in drei Abtheilungen. An der Spitze jeder Abtheilung stand ein Hauptmann mit zwei Unteroffizieren; jede Klasse kommandirte ein Major, das Ganze ein Oberst; Sergeanten hielten Anfangs durch Prügel die Mannszucht in den einzelnen Abtheilungen aufrecht. Der Ruf des Kommando's bestimmte die Zeit des Essens, des Schlafens, des Unterrichtes und der Andacht. In jeder Bewegung mußte ein gleiches Tempo herrschen, die Kleidung war streng regulirt, die Paradeanzüge ängstlich abgestuft, das Maß des langen falschen Zopfes, der nie fehlen durfte, genau vorgeschrieben. Allmählig nahm man alle Fächer, mit Ausnahme der Theologie, in den Unterricht auf; die Zahl der Lehrer wuchs bis auf Fünfzig an, und die Zöglinge wurden nach den Lehrgegenständen in 24 Divisionen eingetheilt. Der Herzog beaufsichtigte die Anstalt, nachdem sie zu Ende des Jahres 1775 nach Stuttgart in die Nähe des Schlosses verlegt worden war, in eigener Person und wohnte dem Unterrichte täglich bei. Eine Gallerie führte ihn leicht in jeder Stunde vom Schlosse zu den Zöglingen. Er war häufig bei ihrem gemeinschaftlichen Mahle zugegen und tafelte gewöhnlich in ihrer Nähe. Er gönnte ihnen manche Zerstreuungen, unterhielt sich oft mit ihnen und bot ihnen bei Festen die Gelegenheit, sich mit ihren Talenten zu zeigen. War nun der Druck der Disciplin für die Jugend eine kaum erträgliche Last, so diente er doch auch dem Geiste des Guten. Die Zöglinge schlossen sich inniger an einander an und lernten das Glück der Freundschaft doppelt schätzen. Sodann wurde durch die Trennung der Aufsicht von dem Unterrichte der Stellung des Lehrers alles Gehässige genommen, und die Schüler gaben sich ihm leicht mit arglosem Vertrauen hin. Da die meisten Lehrer überdies den ältesten Schülern im Alter wenig

überlegen waren, so waltete oft zwischen beiden Theilen die herzlichste Freundschaft.

Schiller machte tüchtige Fortschritte in der lateinischen und französischen Sprache und blieb auch in der griechischen nicht zurück; aber desto weniger wollte es in der Rechtswissenschaft, die er schon im fünfzehnten Lebensjahre zu studiren anfing, mit ihm vorangehen. Dies rührte hauptsächlich von der mächtigen Anregung her, die er schon damals durch die Lektüre der Dichter empfangen hatte. Die erhabene Sprache, die feierliche Andacht und glühende Vaterlandsliebe unseres Klopstock, dem wir neben Lessing die Erhebung aus sklavischer Nachahmung der Franzosen, die Reinigung von hohler Phrasenpracht und steifer Regelrichtigkeit der Verse und Gestalten verdanken, riß den jugendlichen Sinn unwiderstehlich mit sich fort. Nicht geringer war die Einwirkung der lutherischen Bibel auf seine Anschauungen, seine Gemüthsentwickelung und seinen sprachlichen Ausdruck. Dazu kam trotz des Verbotes der vaterländischen Dichter auf der Anstalt die frühzeitige Bekanntschaft mit Gerstenberg, Lessing, Leisewitz und Goethe. Er vermochte dem Drange nach eigenen Schöpfungen nicht länger zu widerstehen und beklagte es nur, daß ihm die militärischen Argusaugen selten eine Stunde der ungestörten, freien Sammlung des Geistes gönnten. Seine dichterischen Meister leiteten ihn allmählich auf das eigentlichste Feld seines Wirkens, auf die Tragödie hin, die ihm als die Darstellung der mit den Schicksalsmächten ringenden Freiheit das treffendste Bild seines eigenen Lebens darbieten mußte. Seine ersten Versuche athmeten den Titanenmuth eines Geistes, der die Bestimmung zu großen Thaten in sich spürt und sich zur Opposition gegen das Herkommen der Gesellschaft rüstet.

Als nach der oben erwähnten Verlegung der Schule auch die Medicin in den Kreis der Lehrgegenstände aufgenommen wurde, bot ein Aufruf des Herzogs unserem Dichter den willkommensten Anlaß, die verhaßte

Rechtswissenschaft abzuschütteln und sich einem — wie er glaubte — erquickenderem Studium zuzuwenden. Noch erfreulicher mußte ihm aber der Weg erscheinen, der ihn dahin führen sollte, — der Weg eines philosophischen Jahrescurses. An seinem angestrengten Fleiße erkannte man die geistige Befriedigung, die ihm die Wissenschaft der Wissenschaften gewährte. Vor Allem zog ihn die Psychologie an, die er zweimal hörte. Nächstdem studirte er die Moral, in der ein Ferguson und Garve seine Führer waren, am eifrigsten. Sein Geist empfing eine entschieden speculative Richtung; er reifte sogar als Denker schneller, wie als Dichter.

Eine neue Periode seines Dichterlebens begann mit der Bekanntschaft Shakespeare's, die er im sechszehnten Lebensjahre machte. Lange Zeit verdrängte dieser gewaltigste aller Dichter alle übrigen aus seinem Herzen; er kannte kein Ziel seines Strebens mehr, als dieses Vorbild. Daher kam es, daß er sich mit unbeschreiblichem Eifer in dramatische Versuche warf. Seine lyrischen Gedichte waren roh und zum Theil sehr düster. Was Schiller als Dichter leistete, war übrigens damals so wenig, als späterhin, das leichte Erzeugniß augenblicklicher Begeisterung, die Poesie fiel ihm „aus den Wolken, aus dem Schoose der Götter" schon in der kräftigsten Jugend nur selten zu. Vielmehr gehörte er zu denen, die dem Himmelreiche Gewalt anthun müssen, um es zu ergreifen. Erst durch mühsames Nachdenken, durch wiederholtes Studium der Vorbilder erlangte er die Fähigkeit, seinen Ideen die Form zu geben. Dies erklärt sich freilich großentheils aus dem Ernste und der Tiefe seines Geistes, der die Gestalt um so schwerer gewann, je mehr sie etwas Wahres und Ewiges ausdrücken sollte. Aber nicht wenig trugen zu jener Langsamkeit des Producirens auch die klösterliche Abgeschiedenheit der schönsten Lebensjahre, in denen er sich vergebens nach weiten, freien Anschauungen sehnte, und das allzufrühe philosophische Nachdenken bei, zumal da die Spe-

culation jener Zeit, der es nicht an verständigem Scharfsinne, aber an genialer Erhebung fehlte, wenig dazu geeignet war, einen Dichter zu begeistern. Außerdem ist der Umstand nicht zu übersehen, daß Schiller in seiner Jugend mit den griechischen Dichtern so gut wie gar nicht bekannt wurde, daß ihm also die Offenbarung der reinsten und vollendetsten Schönheit in den entscheidendsten Jahren der künstlerischen Entwickelung versagt blieb.

Indessen befestigte sich die Selbstständigkeit seines Geistes in jeder Beziehung. Der fortdauernde Druck konnte ihn nur im Widerstande bestärken und neue wunderbare Kräfte in ihm hervortreiben. Es dünkte ihm unerträglich, dem albernen Schlendrian seiner Vorgesetzten sich gefangen zu geben. Er war fest entschlossen, sich in keine Fesseln zu schmiegen, so lang sein Geist sich frei erheben könne. Er war stolz und muthig in dem Bewußtsein, eine ganz andere Welt in sich zu tragen, als sie von der armseligen, geknechteten Wirklichkeit ihm geboten werden konnte. In seinen religiösen Ueberzeugungen fühlte er sich gebrochen; die Philosophie kämpfte in ihm mit der strenggläubigen Ueberlieferung, die ihm der Geist der Familie theuer, der Unterricht verhaßt gemacht hatte. Oft hüllte banger Zweifel seine Seele in Nacht ein, oft rang sie in ihrer Angst nach Erleuchtung von Oben. Zwischen dem Aberglauben und dem Unglauben in die qualvolle Mitte gedrängt, setzte er sein einziges Vertrauen auf Gott und flehte ihn um Ruhe an, damit er fähig sei, ihn und seinen Gesandten zu erkennen; denn dies allein sei die Wahrheit, die das Herz stärke und die Seele erhebe. Er eilte in das Gotteshaus; er hoffte, im Gebete die Stärke des früheren Glaubens wieder zu erlangen. Vergeblich! Schon hatte der Zweifel zu tiefe Wurzeln in ihm gefaßt, schon hatten Voltaire und Rousseau zu mächtig auf ihn eingewirkt. Es dauerte nicht lange, so fühlte er den Boden der Ueberlieferung unter sich zertrümmert, so klammerte er sich, um nicht rettungslos in einen Ab-

grund zu stürzen, an die Philosophie fest, die seinen innern Menschen wieder herstellen, ihm die heiligsten Ueberzeugungen in verjüngter Gestalt zurückgeben sollte. Indem er sein ganzes Vertrauen auf den freien Gedanken setzte, errichtete er sich ein kühnes Gebäude der Theosophie, von dem wir in den philosophischen Briefen noch eine großartige Ruine erblicken. Mag er nun späterhin selbst auf diese Stufe seiner geistigen Entwickelung als auf eine Periode jugendlicher Verirrung und phantastischer Träumerei heruntergesehen haben, so läßt es sich doch schwerlich in Abrede stellen, daß in jenen kühnen Aphorismen, die zwar nicht durch das eiserne Band des Systems, aber desto inniger durch die lebendige Einheit des Individuums aneinander gereiht sind, ein weit tieferer Gehalt verborgen liegt, als in seinen späteren philosophischen Schriften, in denen doch meistens die Kantische Bedächtigkeit seinen Aufschwung hemmte. „Du mußt wetten, du mußt wagen," sagt der hohe Meister selbst, „nur ein Wunder kann dich tragen in das schöne Wunderland." So gelangt auch der Denker zu weit großartigeren Resultaten, wenn er dem Fluge der Genialität vertraut, als wenn er, in beständiger Furcht vor den Fußangeln der Ueberschreitung, langsam einen Schritt auf den andern folgen läßt. Auch in ihm muß es auf einmal und unerwartet Licht werden durch den Blitz der Begeisterung, der in ihn hineinschlägt, noch ehe ihn das Auge gesehen haben kann.

In der Zeit, wo die oben bezeichnete Revolution in der Seele des 18jährigen Jünglinges vorging, richtete sich sein freier und großer Sinn hauptsächlich an zwei Schriftstellern auf, an Plutarch und an Rousseau. Plutarch's biographische Portraits, die zwar hinsichtlich der geschichtlichen Wirklichkeit manche Zweifel erregen, aber dessenungeachtet die wahren Genienbilder des griechischen und römischen Geistes aufstellen, sind ganz geeignet, ein jugendliches Herz mit dem erhabensten Glauben an menschliche Größe und Tugend zu durchdringen. So erhoben sie denn auch unseren Dichter

über die platte Generation der Gegenwart und machten ihn zum Zeitgenossen einer bessern, kraftvollern Menschheit. Rousseau, der, wie Schiller sagt, „aus Christen Menschen wirbt," war ein Abgott seiner Jugendjahre.

Wie tief unser Dichter damals in dem Vertrauen auf die ihm inwohnende ursprüngliche Kraft sich eingewurzelt hatte, beweisen seine eignen Worte: „Nein! nein! Ein Mann muß nicht straucheln. — Sei, wie du willst, namenloses Jenseits — bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu. — Sei, wie du willst, wenn ich nur mich selbst mit hinübernehme. — Außendinge sind nur der Anstrich des Mannes. — Ich bin mein Himmel und meine Hölle." Die Glückseligkeit achtete er mehr für eine persönliche Eigenschaft, als für eine Gunstbezeigung des Geschickes, und näherte sich so dem Gedanken seines späteren Schülers Novalis: daß Schicksal und Gemüth zwei verschiedene Namen für denselben Begriff seien.

Die Sehnsucht nach politischer und religiöser Freiheit, der Drang, das Joch verjährter Vorurtheile und Mißbräuche abzuwerfen, bewegte damals ganz Deutschland und vorzüglich Würtemberg, wo der Liberalismus an dem Dichter Daniel Schubart einen kühnen und genialen Sprecher fand. Die Theilnahme für diesen Mann erreichte auch in der Karlsschule einen hohen Grad, als er im Jahr 1777 auf den Asperg wandern und seitdem dort eine Reihe von Jahren, ohne Verhör und Rechtsspruch schmachten mußte. Einige kraftvolle Dichtungen Schubart's, vorzüglich die Fürstengruft, machten auf Schiller einen starken Eindruck. Er besuchte den Sänger der Freiheit einigemal in seinem Kerker, und der Gefangene begrüßte das aufgehende Licht mit glühender Begeisterung; er pries Schiller'n besonders darum, weil er dem gekrönten Laster muthig zürne, weil er es für köstlicher halte, Menschen zu lieben, als zu überfliegen. Er meinte: außer ihm wisse er kaum einen jungen deutschen Mann, „dem heilige Geniusfunken aus der Seele, wie Lohe vom Opferaltar emporstiegen." Uebrigens ging

Schiller im Streben nach der Freiheit seinen eigenen Weg; er wurde von den Zeitereignissen, selbst von dem nordamerikanischen Freiheitskampfe, wenig berührt und las wahrscheinlich gar keine Zeitungen.

Die zarten Empfindungen, die besonders durch den Umgang mit der Mutter und Schwester in ihm geweckt worden waren, traten bei dem vordringenden Heroismus des Jünglings allmählig in den Hintergrund, ohne jedoch zu erlöschen. Sein Herz hatte Raum für die innigste Freundschaft. Eine milde Wehmuth beschlich ihn nicht selten in einsamen Stunden; ja es fehlte sich nicht, daß er bei dem Uebermaß von Kraft und Anstrengung, das er noch in zarter Jugend aufgeboten hatte, in Ermattung und selbst in Lebensüberdruß zurückfiel, wie sich denn eine solche Stimmung in einem Schreiben des Jahres 1780 ausspricht: „Ich bin noch nicht ein und zwanzig Jahre alt; aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat für mich keinen Reiz mehr. Ich freue mich nicht auf den Tag meines Austrittes aus der Akademie in die Welt, mit jedem Schritte, den ich an Jahren gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit. Je mehr ich mich dem reifern Alter nähere, desto mehr wünschte ich, als Kind gestorben zu sein."

Während nun Schiller in dieser Zeit unablässig an seinen Räubern arbeitete, finden wir ihn zugleich in den meisten Lehrgegenständen, die ihm in der Schule vorgetragen wurden, eifrig arbeitend und mit gutem Erfolge voranschreitend. Dieß gilt besonders auch von dem Studium der Medicin, die dem Dichter wegen ihrer häufigen Berührung mit philosophischen Fragen ein bedeutendes Interesse einflößte. Freilich war er nicht dazu geschaffen, den durch die Erfahrung gegebenen Stoff dieser Wissenschaft durch ausdauernde Pünktlichkeit der Beobachtung sich anzueignen und festzuhalten, vielmehr drängte ihn der Geist, sobald er einiges Material erworben hatte, dasselbe mit kühner Schnelligkeit für den Bau seines speculativen Systemes zu verwenden. Er wollte der Na-

tur Gesetze vorschreiben und nicht abwarten, bis sie ihm die ihrigen verkündigt haben würde.

Die Räuber wurden 1777 begonnen und 1780 beendigt. Schiller schrieb mit anhaltendem Eifer daran, doch unter den mannigfaltigsten Störungen und in beständiger Angst, entdeckt zu werden, zumal da der Herzog bisweilen in eigener Person visitirte. Einige Namen und Charaktere des Stückes entlehnte er aus seinen Umgebungen in der Akademie. Man fühlt es auch einem Schweizer, Roller, Grimm und Spiegelberg wohl an, daß sie aus dem Leben gegriffen sind. Das Drama ist ein getreues Abbild Schiller's und seiner Jugendgenossen. Man ersieht daraus, wie groß die allgemeine Erbitterung der Schüler über den unnatürlichen Zwang der Disciplin, wie glühend und wie excentrisch die Begeisterung für ein freies und naturgemäßes Leben gewesen sein muß. Für Schiller selbst war die Dichtung das einzige Mittel, sich gegen Verzweiflung zu schützen; ein Ausbruch seiner eingepreßten, gigantischen Natur. Daß er im Karl Moor sich selbst gezeichnet habe, erkennt man auf den ersten Blick. Selbst in den Raisonnements des Franz Moor stellt sich, freilich zur abscheulichsten Carricatur verzerrt, die diabolische Seite seiner damaligen Weltansicht dar, die bei aller phantastischen Idealität und poetischen Mystik doch auch mit den trüben Massen des Materialismus zu ringen hatte. Das Drama ist ein Sturmlauf gegen die gesellschaftliche und staatliche Ordnung jener Zeit. Als es Schiller schrieb, meinte er, es müsse so ausfallen, daß es vom Schinder verbrannt werde.

Gleichzeitig mit der Vollendung der Räuber schlug Schiller'n die Stunde der Befreiung aus den bisherigen Fesseln; er verließ die Akademie am 15. Dezember 1780. Das Amt eines Regimentsarztes, das ihm nunmehr übertragen wurde, bot ihm einen spärlichen Gehalt und einen Wirkungskreis, in dem sich sein Genius nicht lange gefallen konnte. In der steifen und abgeschmackten Feldscheeruniform, im pedantischen Schmucke des langen, dicken Zopfes, in den engen Beinkleidern und ausgestopften Kamaschen, die

ihn fast an der Bewegung hinderten, bot er in der That einen humoristischen Anblick dar. Schiller war damals ein sehr großer Mann, von grader Statur, die Arme und der Hals sehr lang, die Brust herausgekehrt und gewölbt. Seine Haltung hatte etwas Steifes, seinen Bewegungen fehlte es an aller Eleganz. Die breite Stirn, die gebogene, spitze Nase, die rothen, fast zusammengehenden Braunen über den tiefliegenden dunkelgrauen Augen, die dünnen Lippen, von welchen die untere energisch hervorragte, das starke Kinn, die bleichen, sommerfleckigen Wangen, das buschige, dunkelrothe Haar gewährten ein häßliches Ansehen; aber der Ausdruck einer überwiegenden Geisteskraft und eines leicht erregbaren, starken Affektes lag auf allen Zügen und imponirte dem Betrachtenden. —

Schiller faßte seinen Beruf Anfangs mit Liebe und Energie in's Auge, ließ aber bald, da er sich von seiner praktischen Untüchtigkeit überzeugte, die Flügel hangen. Sein Leben begann unordentlich und wüst zu werden; ein wilder Freiheitsdrang riß ihn ungestüm mit sich fort und stellte ihm Sitte, Gesetz und Zucht wohl gar als Gegenstand eingerosteter Vorurtheile dar. In seinem kleinen ärmlichen Zimmer gleicher Erde sah es gewöhnlich höchst burschikos und nichts weniger, als anständig aus. Flaschen, Bücher, Kleider lagen in romantischer Verwirrung durcheinander und boten der Kritik des aufwartenden Grenadiers tausend schwache Seiten dar. „Leicht bei einander wohnen die Gedanken; doch hart im Raume drängen sich die Dinge." In der Wahl seiner Genüsse verfuhr Schiller damals ohne allen Geschmack; sein Gefühl für sinnliche Schönheit hatte er noch gar nicht ausgebildet. Er hatte bis dahin in einer abstrakten Welt gewohnt, und als er in der wirklichen zu leben anfing, griff er ohne Geschick nach den nächsten Ergötzungen, die sich ihm anboten. Es lag etwas Hastiges in der Art, wie er die versäumte Jugend vor ihrem völligen Entschwinden zu ergreifen und einzubringen strebte, und ohnehin zog der Geldmangel um seine Wünsche sehr beengende Schranken. Auf den Umgang mit Frauen verstand er

sich gar nicht. Mit den Freunden, die seinen überlegenen Geist anerkannten, lebte er im freiesten und herzlichsten Verkehre; der Ton, in dem er sich mit ihnen unterhielt, war derb und ganz der Sturm- und Drangperiode angemessen. Schiller's Benehmen erregte durch Ungeschicklichkeit, mitunter selbst durch Rohheit, manchen Anstoß; aber ein Trinker, wie man ihm nachredete, war er nicht. Die Schulden, in die er sich stürzte, erklären sich hauptsächlich aus der Unfähigkeit, mit dem Gelde umzugehen. Er war besser, als sein Ruf; die Welt hat an graden und genialen Naturen immer etwas zu mäkeln, und in Stuttgart gab Alles auf ihn Acht, nachdem er einmal die Räuber und die Anthologie herausgegeben hatte. Manche brachte er wohl auch durch seinen Stolz, den er offen zur Schau trug, gegen sich auf. So pflegte eine Frau von ihm zu sagen: er schreite einher, als wenn der Herzog der geringste seiner Unterthanen wäre.

Sogleich nach seinem Austritte aus der Akademie legte Schiller mit kritischem Bewußtsein die Feile an sein Drama. Er hatte, seinem Geständniß zufolge, drei Gründe, den Abdruck desselben zu wünschen: einmal den Mangel an Geld, sodann die Begierde, das Urtheil der Welt kennen zu lernen, und endlich die Nothwendigkeit, bei Zeiten sich der Poesie zu entlasten, damit sie ihm später bei einer medicinischen Professur nicht hinderlich würde. Da sich aber kein Buchhändler dazu verstehen wollte, das verlangte Honorar von fünfzig Gulden an das Werk zu wagen, so ließ es Schiller auf eigene Kosten drucken und borgte die hierzu erforderliche Summe. Diese erste Ausgabe erschien (1781) zu Frankfurt und Leipzig ohne Namen des Verfassers. Bald wurde der Dichter von allen Seiten mit Ausdrücken des Lobes und der Bewunderung überhäuft. Mit Freuden ergriff er die Aufforderung des vielvermögenden Reichsfreiherrn von Dalberg, der damals Intendant des Mannheimer Theaters war, die Räuber gegen ein bestimmtes Honorar für die Bühne umzuarbeiten und der Theaterdirektion in Verlag zu geben. Er hoffte, sich auf diesem

Wege in jenem Lieblingsaufenthalte der dramatischen Muse eine Freistätte bereiten zu können. Nach langen Verhandlungen mit Dalberg erhielt das Stück endlich die Gestalt, die der Theaterpraxis und Kassenpolitik behagte. Es war, wie Schiller selbst sagt, zu einem buntfarbigen Dinge, gleich den Hosen des Harlekin, geworden.

Unterdessen machte sich Schiller in demselben Jahre (1781) auch als Lyriker bekannt. Er gab in Stuttgart einen Musenalmanach unter dem Titel Anthologie heraus, für welchen außer ihm nur einige Freunde arbeiteten. Denn seine Fahne hatte, nach dem Ausdrucke eines Genossen seiner Jugend, etwas Unheimliches, Energisches, was sentimentale, weichliche, poetische Rekruten eher abschreckte, als anzog. Auch auf dem Titel der Anthologie stand sein Name nicht. Seine eigenen Gedichte, die er darin abdrucken ließ, verherrlichten in scharfen und schneidenden Ausdrücken Vernunft, Freiheit und Natur, sie erhoben ihre Donnerstimme gegen Dummheit, Vorurtheil und Eigennutz, die sich zum Untergange Rousseau's verbanden, sie malten in Zügen, die der Würtemberger leicht erkannte, das Leben und Schicksal des Tyrannen, sie verspotteten das kraftlose Alter, das der Jugend Gesetze vom Pulte aus diktiren will, sie machten gegen die heuchelnde Decenz jener Zeit das Recht gesunder Sinnlichkeit geltend. Mit solchen vulkanischen Ausbrüchen der Freiheit und Natur wechseln die zarteren Stimmen der Liebe und Freundschaft ab, aus denen uns der Geist der philosophischen Briefe anweht. Auf den Flügeln der Liebe fühlen wir uns zu Gott, zum Glauben an Unsterblichkeit emporgetragen. Wir erkennen sie als das vereinigende Band der Geisterwelt, als den Weg zur Vergöttlichung.

Im Januar 1782 reiste Schiller, ohne sich vorher bei dem Chef seines Regimentes beurlaubt zu haben, nach Mannheim, um der ersten Aufführung der Räuber beizuwohnen. An allen Straßenecken der Stadt war der Theaterzettel nebst einer Proklamation des

Dichters angeschlagen, in welcher er sich mit dem Publikum über die sittliche Tendenz des Stückes zu verständigen suchte, und namentlich den Umstand hervorhob, daß hier die weise Hand der Vorsehung auch den Bösewicht als Werkzeug ihrer Plane zu benutzen und den verworrensten Knoten des Geschickes zum Erstaunen aufzulösen wisse. Aus allen Städten der Nachbarschaft war man damals herbeigeeilt, um die Darstellung des Schauspieles durch die berühmtesten Künstler des Vaterlandes mit an zu sehen Diese Männer gehörten beinahe sämmtlich der Schule Eckhof's an, dessen Streben hauptsächlich darauf gerichtet war, die reine Naturwahrheit auf dem Theater einzubürgern. Schon in den ersten Nachmittagsstunden war das Haus von Menschen angefüllt. Die Aufführung gelang ganz vortrefflich, und der Beifall war außerordentlich. Der Dichter, von dessen Anwesenheit nur Wenige unterrichtet waren, schwelgte in stillem Entzücken. Er verließ Mannheim mit einer Brust voll großer, kühner Entwürfe, voll stolzen, muthigen Selbstgefühles. Mit welchem Ekel wandte er sich dagegen den medicinischen Geschäften wieder zu, wie unerträglich dünkte ihm jetzt die militärische Dienstregel, in die er sich schmiegen sollte!

Im ganzen deutschen Reiche aber erregten die Räuber ein unbeschreibliches Aufsehen. Schon im Februar 1782 waren die achthundert Exemplare der ersten Auflage vergriffen. Die zweite erschien nunmehr mit dem Namen des Verfassers und zeigte auf dem Titelblatte einen zornigen Löwen, mit der Aufschrift: „in Tyrannos." An manchen Orten wurde die Aufführung des Stückes von der Polizei verboten. In Stuttgart gerieth man über seine Erscheinung in nicht geringen Schrecken, zumal da mehrere Stellen sich leicht auf den Herzog und seine nächste Umgebung beziehen ließen. Der Herzog, ein blinder Verehrer der französischen Poesie, fand in dem Stücke nur revolutionäre Auswüchse und ästhetische Rohheiten. Er warnte den Dichter „väterlich" vor Verstößen gegen den bessern Geschmack und ver-

langte von ihm die Einreichung seiner poetischen Erzeugnisse vor dem Drucke, — ein Verlangen, das Schiller mit Entschiedenheit zurückwies.

Zu dem ungünstigen Eindrucke, den er hierdurch hervorrief, kam noch ein an sich geringer Zufall, der durch seine Folgen den Boden unter Schiller's Füßen gänzlich unterminiren mußte. Es befand sich nämlich in den beiden ersten Ausgaben der Räuber eine Stelle, in welcher Graubündten als das Athen der heutigen Gauner bezeichnet wurde. Dieser Ausfall galt nicht dem Kanton, sondern einem verhaßten Aufseher der Akademie, der dort geboren war. Nun fühlte sich aber ein Graubündtner durch die angebliche Verletzung seines Vaterlandes so beleidigt, daß er eine Beschwerde darüber in einem öffentlichen Blatte erhob. Auch wurde Schiller von einigen rachsüchtigen Schweizern oder auf Betrieb derselben förmlich verklagt. Der Herzog beschied ihn sogleich zu sich, schalt ihn auf's Derbste aus und bedeutete ihn, bei Strafe der Kassation und Festung, niemals wieder Komödie oder sonst etwas zu schreiben, sondern sich auf seine Medicin zu beschränken. Schiller'n schwebte das Schicksal eines Schubart, Rieger und Moser vor Augen! Doch selbst die bängsten Sorgen vermochten nicht sein Heldenherz zu überwältigen; er lachte der Gefahr und — schrieb am Fiesko weiter.

Nachdem unterdessen die Räuber in Mannheim fortwährend mit ungeschwächtem Beifalle aufgenommen worden waren, so äußerten einige Freunde und Freundinnen des Dichters den Wunsch, einer Aufführung des Stückes beizuwohnen, und forderten Schiller'n auf, sie zu begleiten. Er willigte um so lieber ein, als er bereits den Entschluß gefaßt hatte, durch Dalberg's Vermittelung den Abschied vom Herzoge zu erwirken und seinem Dichtergeiste die ersehnte Freistätte in der Pfalz zu eröffnen. Da der Herzog sich gerade auf kurze Zeit von Stuttgart entfernt hatte, so gewährte dies dem Dichter einen willkommenen Vorwand, abermals nicht um Urlaub bei

ihm nachzusuchen; er reiste jedoch mit Wissen und Willen seines Obersten. Dalberg gab ihm keine feste Zusage. Er wandte sich nochmals schriftlich an ihn, er wiederholte seine mündlich vorgetragenen Bitten und suchte zugleich um eine vorläufige Anstellung an dem Mannheimer Theater nach. Abermals erfolgte — zwar eine gnädige Antwort, aber kein bestimmtes Versprechen. Um das Maß der Bedrängniß voll zu machen, wurde auch noch das Geheimniß seiner Abreise durch die Plauderhaftigkeit der Freundinnen dem Herzoge verrathen. Der entrüstete Fürst beschied ihn abermals zu sich, gab ihm die strengsten Verweise und wiederholte nicht nur seinen früheren Befehl, sondern untersagte ihm auch alle Verbindung mit dem Auslande. Sodann diktirte er ihm einen Arrest von vierzehn Tagen.

Nachdem Schiller wieder auf freien Fuß gesetzt war, schrieb er an Dalberg und bat ihn auf's Dringendste, wenn er etwas für ihn thun wolle, damit zu eilen. Er fürchtete, wie Schubart, zu seiner besseren Ausbildung in die Schule zu Hohenasperg geschickt zu werden. Er sah keinen anderen Weg der Rettung vor sich, als die Flucht. Aber war er dem Herzoge, der Jahrelang als Wohlthäter an ihm gehandelt hatte, nicht zu Danke verpflichtet? Konnte der Despot es nicht seine Aeltern entgelten lassen, wenn er sich ohnmächtig fühlte, den Gegenstand seines Zornes, seiner Rachsucht zu erreichen? Hatte sein Vater sich nicht dafür verbürgen müssen, daß der Sohn sich ausschließlich den Diensten des Würtembergischen Hauses widmen und dieselben ohne Erlaubniß des Fürsten nicht verlassen werde?

Doch es gibt Lebenslagen, in denen wir keine Rücksichten nehmen dürfen, in denen der Genius, eingedenk des Spruches, daß uns die Haare auf dem Haupte gezählt sind, ohne rechts oder linkshin sich umzuschauen, nur das Nothwendige zu thuen hat, was ihm der Moment gebietet, und die Folgen dem überläßt, der das Ganze der Weltgeschicke ordnet. Die

Freiheit, den Stempel des göttlichen Ebenbildes, und den Geist, unser königliches Priesterthum hat Niemand preiszugeben, und sollte auch das Herz dabei brechen. Schiller's ganze Zukunft schwebte auf der Schneide eines Messers; es handelte sich um alle Heiligthümer seines Daseins. Denn Schubart's Loos hatte ihm bewiesen, daß man in den Kerkern auch die Geister morden kann! Hier galt es kein Bedenken, kein Besinnen! Wie Tell, mußte Schiller den gewagten Sprung thun, um der lauernden Tyrannenmacht zu enteilen!

Vorsichtig, fast ängstlich traf er die Anstalten zur Flucht. Er vertraute alle seine Sorgen dem treuen Herzen eines Musikus, Andreas Streicher, an, der schon lange mit der innigsten Verehrung und Liebe an ihm hing und ihm das Anerbieten machte, die Reise mit ihm zu theilen. Außerdem wurde die älteste Schwester des Dichters von dem Vorhaben in Kenntniß gesetzt und durch sie späterhin auch die Mutter in das Geheimniß gezogen. Vor dem Vater hielt man die Sache geheim, damit er nöthigenfalls auf sein Ehrenwort versichern könne, von dem ganzen Anschlage nichts gewußt zu haben.

Sobald einmal der Entschluß zur Flucht in Schiller'n feststand und der Plan derselben entworfen war, so nahm er, bei zurückkehrender Heiterkeit des Gemüthes, seinen Fiesko wieder auf, der ihm zunächst in der Welt forthelfen sollte. Unterdessen traf man in Stuttgart, wie auch in der ganzen Umgebung der Stadt, alle möglichen Vorbereitungen zum Empfange des russischen großfürstlichen Paares. Eine außerordentliche Menge von Fremden fand sich ein, um die Festlichkeit mit anzusehen. In der ersten Hälfte des Septembers 1782 bewillkommte man endlich die erwarteten fürstlichen Häupter. Dies war der Moment, den Schiller ohne Zaudern ergreifen mußte. Noch einmal ging er nach der Solitude, um die Seinigen zu sehen, um die Mutter zu beschwichtigen. Als die treffliche Frau ihn empfing, war sie vor der

inneren Bewegung unfähig, ein Wort hervorzubringen. Später entfernten sich beide, und Schiller kehrte nach einer Stunde ohne die Mutter mit verweinten Augen zu der Gesellschaft zurück.

Einige Tage darauf, während eine große Parforcejagd bei der Solitude die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, wurden die Anstalten zur Flucht getroffen. Sie sollte in der Nacht vom 22. bis 23. September, bei der allgemeinen Beleuchtung der Solitude stattfinden. Es traf sich nämlich glücklicher Weise, daß in dieser Nacht das Regiment, zu welchem Schiller gehörte, nicht auf die Wache ziehen sollte, daß also voraussichtlich die Thore der Stadt von solchen Soldaten, die ihn nicht kannten, besetzt wurden. Die Vorbereitungen zur Abreise verzögerten sich dadurch, daß dem Dichter beim Einpacken Klopstock's Oden in die Hände fielen und eine derselben ihn zur Nachahmung begeisterte. Abends 9 Uhr fand sich Schiller in der Wohnung des ehrlichen Streicher ein, und um 10 Uhr bestiegen sie den Wagen. Am Thore, zu dem sie hinausfuhren, stand ein bewährter Freund als Lieutenant auf der Wache. Die Flüchtlinge gaben dem Unteroffiziere falsche Namen an; dann fuhren sie auf Umwegen um die Stadt, bis sie die Ludwigsburger Straße erreicht hatten. Als die Mitternacht herannahte, sahen sie den ganzen Himmel zur Linken in Flammen stehen. Dann leuchtete ihnen auf eine Entfernung von anderthalb Stunden die Solitude in prachtvollem Glanze entgegen. Schiller zeigte dem Freunde die Stelle, wo sich die Wohnung seiner Aeltern befand; dann aber fiel er mit dem Ausrufe: „O, meine Mutter!" auf seinen Sitz zurück.

Von Mannheim aus richtete er an den Herzog eine Vorstellung, der kein anderer Zweck zu Grunde lag, als die Familie sicher zu stellen und den gewaltsamen Schritt, so weit es nur möglich war, auf den Boden der Rechtmäßigkeit hinüber zu spielen. Er sagte darin: die Verzweiflung habe ihn gezwungen, diesen schrecklichen Ausweg zu suchen; das Verbot der Heraus-

gabe literarischer Arbeiten und des Verkehrs mit dem Auslande hindere ihn, wenn es nicht gemildert werde, an der Erfüllung seiner Pflichten gegen sein Talent und gegen die Welt und an der Fortsetzung einer Laufbahn, die ihn sicherlich zu einem bedeutenden Ziele führen und auch seinem fürstlichen Erzieher Ehre machen müsse; er habe das letzte Mittel ergriffen, das Herz seines Fürsten und Vaters zu rühren; aus Furcht, in Strafe zu fallen, wenn er das Verbot übertreten und dem Herzoge schreiben würde, sei er hierher geflüchtet, in der festen Ueberzeugung, daß nur das Bild seines Unglückes dazu gehöre, das Herz seines Herrn zur Gnade zu stimmen; werde ihm diese verweigert, so sei ihm hiermit jede Aussicht für die Zukunft versperrt. Die Bittschrift wurde dem Herzoge durch Schiller's Regimentschef zugestellt. Nach zwei Tagen schrieb der General an den Dichter zurück, er sei beauftragt, ihn wissen zu lassen, daß der Herzog jetzt sehr gnädig gesinnt sei, und er möge nur zurückkommen. Dieselbe Antwort erfolgte auf eine zweite Anfrage. Da man ihm aber inzwischen aus Stuttgart meldete, allgemeiner Vermuthung zufolge gehe der Herzog damit um, seine Auslieferung zu verlangen, so fand er es gerathen, sich auf sein Zimmer und die Wohnung eines vertrauten Freundes zurückzuziehen. In der letzteren las er einer Gesellschaft von Schauspielern, in der sich unter Andern Iffland, Beil und Beck befanden, seinen Fiesko vor, erntete aber damit nicht den erwarteten Beifall, sondern sah einen Zuhörer nach dem andern sich davonschleichen. Die Schuld dieses wahrhaft tragischen Erfolges beruhte lediglich auf Schiller's abscheulicher Deklamation. Denn am folgenden Morgen äußerte ein Kenner, der das Manuscript zurückbehalten hatte, Fiesko sei ein Meisterstück und eigne sich besser für's Theater, als die Räuber.

Briefe aus Stuttgart riethen ihm jetzt, sich auf einige Wochen von Mannheim zu entfernen, da doch vielleicht seine Auslieferung von Kurpfalz verlangt werden könne. Er zog mit Streicher nach Frankfurt und arbeitete

dort mit großem Eifer an seinem Drama Luise Millerin oder Kabale und Liebe. In großer Geldverlegenheit schrieb er an Dalberg und bat ihn um ein Anleihen von einigen hundert Gulden, mit dem Versprechen, innerhalb drei Wochen den Fiesko theaterfertig zu liefern und dann seine Schuld abzutragen. Der Reichsfreiherr ließ ihm schreiben: er könne ihm keinen Vorschuß leisten, weil Fiesko in der gegenwärtigen Gestalt sich für das Theater nicht eigne; die Umarbeitung müsse erst vollendet sein, bevor er sich weiter erklären könne. Der unglückliche Dichter faßte sich sogleich, er klagte nicht, er schritt zur That. Er beschloß, die umgestaltende, vollendende Hand an seine Tragödie zu legen, um sie dennoch auf's Theater zu bringen oder einem Buchhändler zu verkaufen. Er wählte zum stillen Sitze dieser Beschäftigung die Umgegend Mannheim's wo er die Hilfe seiner Freunde in der Nähe hatte. Streicher, in dessen ursprünglichem Plane es gelegen hatte, seine Reise weiter nach Hamburg fortzusetzen, wollte den Gefährten im Elende nicht verlassen. Glücklicher Weise langten auch, als die Noth den höchsten Gipfel erreicht hatte, die begehrten Hilfsgelder seiner Mutter an. Ohne sich lange zu bedenken, fuhren die Freunde auf dem Marktschiffe nach Mainz, und ergriffen dann die Wanderstäbe, um die Reise zu Fuße weiter fortzusetzen. In Nierstein labten sie sich an dem kräftigen, heiteren Wein, den sie von der besten Sorte sich reichen ließen, und legten dann rüstig einherschreitend, die letzte Station bis nach Worms in einer Tour zurück. Am folgenden Tage trafen sie mit Mannheimer Freunden in Oggersheim zusammen, und hier beschloß Schiller zu bleiben. Hier arbeitete er denn auch mit dem angestrengtesten Fleiße an Kabale und Liebe fort; Streicher's Klavierspiel trug dazu bei, seine dichterische Begeisterung lebendig zu erhalten. Erst nach einigen Wochen begab er sich an die Umgestaltung des Fiesko. Oggersheim's flache sandige Umgegend, die trübseligen Herbsttage, die Abgeschiedenheit von gebildeten Menschen, die Noth-

wendigkeit, sich vor der Abenddämmerung von Mannheim entfernt zu halten, das Alles vereinigte sich, dem Dichter einen öden und langweiligen Aufenthalt zu bereiten. Dennoch scheint er sich damals eine heitere Laune bewahrt zu haben. Für die äußere Existenz sorgte Streicher dadurch, daß er sich den Rest des Geldes, das für seine Reise nach Hamburg bestimmt war, von seiner Mutter nachschicken ließ. Unter solchen erträglichen Umständen gelang es denn auch Schiller'n, in den ersten Tagen des Novembers mit seinem Fiesko fertig zu werden, und er beeilte sich, das Manuscript seinem Gönner in Mannheim zu übersenden. Aber nach langem vergeblichem Harren erhielt er zu Ende des Monates den Bescheid, man könne auch von der neuen Bearbeitung keinen Gebrauch machen und ihm folglich keine Vergütung dafür bewilligen. Dagegen gelang es dem Dichter, einen Verleger zu finden, der ihm den Fiesko drucken ließ und ihm zur rechten Zeit — denn die Geldnoth der Freunde war wieder mächtig gewachsen — ein Honorar von eilf Louisdor bezahlte. Sodann beschloß er, da er gar keinen Grund mehr haben konnte, länger in Mannheim und der Umgegend zu verweilen, und da er seinen dortigen Aufenthalt immer noch nicht für sicher hielt, einen Plan, den er in der jüngsten Zeit entworfen hatte, ohne Verzug in Ausführung zu bringen. Schiller hatte in Stuttgart einen Zögling der Akademie, Wilhelm von Wolzogen, kennen gelernt und ein inniges Freundschaftsbündniß mit ihm geschlossen. Der junge Mann hatte ihn mit seiner Mutter bekannt gemacht, einer Wittwe, die sich häufig in Stuttgart aufhielt, um ihre dort studirenden Söhne in der Nähe zu haben. Sie hatte ihm schon früher, als er ihr den Vorsatz zur Flucht anvertraute, ihr Familiengut Bauerbach bei Meiningen zur Freistätte angeboten. Jetzt ergriff er die Gelegenheit, den Vorschlag der wohlwollenden Frau zu benutzen, und setzte sie von seinem Entschlusse in Kenntniß. Die Abreise ward auf den letzten Novem=

der festgesetzt. Bei schneidender Kälte und tiefliegendem Schnee kam der Dichter, der sich nur mit einem leichten Ueberrocke bedecken konnte, in Begleitung einiger Freunde nach Worms, von wo ihn die langsame Post weiter führen sollte. Am Abend trennte er sich endlich von dem Manne, der bis dahin mit namenloser Treue sein schweres Schicksal mit ihm getheilt hatte.

Am siebenten Dezember kam Schiller in Bauerbach an. Das Gut lag am Fuße eines Berges, auf welchem die Ruinen eines alten Schlosses emporragten, in einem von düsteren Fichtenwäldern und fernen Bergen eingeschlossenen Thale. Weithin war die Gegend von tiefem Schnee bedeckt. Die Natur stimmte zu dem Gemüthe des Dichters; auch in ihm war es rauh und schroff geworden, der Menschenhaß war auch bei ihm eingekehrt. Kein Wunder! Er hatte mit glühendster Liebe die halbe Welt umfaßt und am Ende die Entdeckung gemacht, daß er einen Eisklumpen in seinen Armen halte. Er fühlte sich wohl unter den einfachen Landleuten; er befand sich wieder, wonach sein Herz sich längst gesehnt hatte, in dem stillen Frieden idyllischer Natur; die Tage von Lorch kehrten in seiner Erinnerung zurück. Er lebte fast unbekannt, unter angenommenem Namen, und beschäftigte sich beinah ausschließlich mit seinen dichterischen Arbeiten. Doch unterbrach er sich gern darin durch Briefe voll des tiefsten Gefühles an seine Wohlthäterin, an Frau von Wolzogen, deren Blicken es nicht entgehen konnte, daß seine begeisterte Hingebung nicht ihr, sondern ihrer eben aufblühenden Tochter Charlotte gelte. Seine Neigung steigerte sich bald zur Leidenschaft. Er fand das Mädchen noch ganz, wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reifste, empfindsamste Seele, den reinen Spiegel ihres Gemüthes noch durch keinen Hauch des allgemeinen Verderbens getrübt. Die süße Liebe, die ihn quälte, ließ ihn Dichterglanz und Unsterblichkeit vergessen; er wurde weich und träumerisch; ein ermattender, betäubender Frühling von Lust und Sehnsucht durchathmete seine Seele. Er ließ das Schwert

des Geistes, mit dem er bis dahin gestritten hatte, willenlos aus der Hand gleiten. Frau von Wolzogen beobachtete mit schweren Sorgen die stets mächtiger emporsteigende Flamme der Leidenschaft; sie befand sich selbst in ganz beschränkten Verhältnissen, Schiller's Zukunft war in Nebel eingehüllt, wohin sollte seine Liebe führen? Sie verschwieg ihm ihre Bedenklichkeiten nicht. Unterdessen hatte er im Februar 1783 seine Luise Millerin glücklich vollendet, und gegen Ende des März begann er seinen Don Karlos zu dichten, um in diese Schöpfung die ganze Gluth seines liebenden Herzens auszuströmen. Denn die Liebe, die er Charlotten nicht gestehen durfte, trug er auf Don Karlos über; der von ihm selbst geschaffene Freund, der Gegenstand seiner platonischen Liebe, in dem er sich doch nur die eigne Seelenschönheit verkörperte, in den er sich so tief hineinlebte, daß er für ihn „zitterte, aufwallte, verzweifelte," dieser Freund stellte sich ihm als sein Geliebter, oder — als sein Mädchen dar, mit dem er, wie er sagte, um Bauerbach herumschwärmte, nach Meiningen hin, wo seine Charlotte wohnte. Jetzt also diktirte dem Dichter ein neuer Genius, und der mächtigste, der im Reiche des Schönen gebietet, es diktirte ihm die Liebe seine Bilder, seine Worte. Die Hingebung an ein weibliches Wesen entzauberte in ihm neue, wunderbare Kräfte, die bisher, ihm selbst verborgen, in ihm geschlummert hatten. Zwar durchweht in Kabale und Liebe ein Hauch, wie aus einer fremden Welt, die mit nicht blos dichterischer Theilnahme gepflegte Gestalt der Lady Norfolk. Es ist Franziska, die liebenswürdige Geliebte des Herzogs, zu welcher der Dichter manchmal, nicht ohne tiefere Bewegung des Gemüthes, sein Auge erhoben hatte, die ihm selbst nicht abgeneigt war. Es ist Franziska, deren Bild nach der Flucht ihn lebendiger beschäftigen und den strengeren Zügen der Britin sich mildernd einprägen mochte. Allein solche Ahnungen zeigten ihm das Wesen der weiblichen Natur blos aus der Ferne; sein Herz hegte damals noch keine Wünsche und konnte sie nicht hegen. Der Dichter, unter

dem noch der Boden des ganzen Daseins zitterte, konnte es nicht im Traume sich einfallen lassen, ein Verhältniß der Liebe zu begründen. Jetzt in der friedlichen Stille seines Zufluchtsortes, in einem Alter, das solche Empfindungen zur leidenschaftlichsten Gluth zu entfachen pflegt, traten bei Lottens Anblick alle Bedenklichkeiten in den Hintergrund; der kühne Mann, mit der großen Zukunft im Herzen, gab die Hoffnung nicht auf, und er mochte es sich in Stunden der Begeisterung zurufen: daß dem Genius die Welt gehöre!

Indessen empfand es Schiller immer drückender, wie viel ihm an Aufmunterung und Anregung für sein dichterisches Schaffen durch das Einsiedlerleben abgehe; es drängte ihn mit Ungestüm hinaus in die Welt, zu gleichstrebenden Geistern; es mußte ihn endlich aufreiben, daß er fast nur aus sich selbst und seinen Büchern zu schöpfen hatte. Während er nun mit mancherlei Plänen und Entwürfen wegen der Veränderung seiner Lage umging, erhielt er zu seinem größten Erstaunen eine Aufforderung von — Dalberg, ihm Kabale und Liebe für die Bühne zu bearbeiten. Die Verhältnisse hatten sich nämlich für den Dichter wesentlich geändert. Denn der Herzog drückte, obgleich er sich über Schiller's Undankbarkeit beschwerte, doch die unzweideutige Absicht aus, sein Vergehen zu ignoriren; eine Sinnesänderung, zu der die allgemeine Anerkennung und der Stolz des Fürsten auf einen solchen Zögling ohne Zweifel das Meiste beitrugen. Obgleich Schiller damals dem Freiherrn von Dalberg gleichgültig und ausweichend, ja mit einem Anfluge von Ironie antwortete, so ließ sich derselbe doch nicht abschrecken, sondern setzte seine Korrespondenz fort und legte es dem Dichter nahe, wieder in Mannheim zu wohnen. Auf den Rath der Frau von Wolzogen entschloß er sich endlich im Juli, vorläufig dorthin zu reisen und sich mit Dalberg zu besprechen. Er gedachte, bald nach Bauerbach zurückzukehren.

Wie mußte ihm das Herz vor Freude schlagen, als er in Mannheim wieder mit dem treuen Streicher zu-

sammentraf! Aber aus dem geräuschvollen Leben, das die Stadt ihm darbot, sehnte er sich bald nach dem friedlichen Landsitze und seiner träumerischen Ruhe zurück, bis er die Nachricht erhielt, daß ein früherer Bewerber Charlottens nach Bauerbach gekommen sei, um dort längere Zeit zu verweilen. Es war für ihn der Cherub mit dem flammenden Schwerte. Sollte er nun Bedenken tragen, auf Dalberg's Vorschläge, die ihn an Mannheim fesseln wollten, einzugehen? Er machte sich also anheischig, vom ersten September an ein Jahr lang für das Theater zu arbeiten, behielt sich jedoch vor, während der heißesten Sommerzeit an einem anderen Orte wohnen zu dürfen. Er sollte bis zur erwähnten Frist außer der Bearbeitung des Fiesko und der Luise Millerin ein neues Drama liefern und dafür einen Gehalt von dreihundert Gulden beziehen, von denen ihm sogleich zweihundert ausbezahlt wurden. Auch bewilligte man ihm die Einnahme einer von ihm selbst zu bestimmenden Vorstellung seiner Stücke, — eine Vergünstigung, auf die er später gegen die feste Gesammtbesoldung von fünfhundert Gulden verzichtete. Endlich sollte ihm das Eigenthumsrecht an seinen Dramen verbleiben.

Der Dichter sah sich nun seiner schwersten Sorgen entlastet; er hoffte, bald seine Schulden abtragen zu können und dann ein ganz neues Leben anzufangen. Sein Lebenswandel ordnete und befestigte sich immer mehr; die Eindrücke von Bauerbach umschwebten ihn als Engel und schützten ihn gegen Verführungen. Wie hatte er an sittlicher Zartheit zugenommen, wie hatte er so manches Derbe und Rauhe seiner Natur abgelegt, wie hatte er die aufsprudelnde Sinnlichkeit gebändigt, seitdem er in die Schule der Frauen gegangen war! Er warf sich nun mit dem vollen Feuer des jugendlichen Geistes in die Umarbeitung des Fiesko; noch niemals mochte er sich so lebendig, so thatenlustig gefühlt haben! Aber kaum hatte er die Hand an's Werk gelegt, als ihn ein kaltes Fieber an das Lager fesselte. Erst nach drei

Wochen fühlte er sich stark genug, das Nächste zu thun, was ihm am Herzen lag, nämlich seiner Freundin nach Bauerbach zu schreiben. Die Erinnerung an die dort verlebten Tage waren der einzige Trost, der ihn in seiner Krankheit aufrichtete. Er blieb längere Zeit zu aller Arbeit unfähig. Ja den ganzen Winter hindurch wich das Fieber nicht von ihm. Seine Genesung wurde durch Besuche, Bekanntschaften und Zerstreuungen aller Art, am meisten aber durch allzufrühe Anstrengung des Geistes erschwert. Denn um mit Anstand leben und seine Schulden bezahlen zu können, um namentlich im Stande zu sein, das entsetzliche Drängen des Herrn von Dalberg und die Erwartungen des Mannheimer Publikums zu befriedigen, mußte er im kranken Zustande arbeiten und sich dabei durch künstliche Mittel aufrichten. Ganz Deutschland verließ ihn damals, aber sein Streicher nicht!

Fiesko kam endlich im Januar 1784 zur Aufführung, fand aber, wie sehr auch einzelne Stellen zur Bewunderung hinrissen, im Ganzen durchaus nicht denselben Beifall, wie die Räuber. Man vermißte die unmittelbare Begeisterung, die urkräftige Naturgewalt der ersten Dichtung; man fühlte es heraus, daß der Genius bei der zweiten mit gebrochenen Kräften gerungen, daß er sich auf die Krücke des berechnenden Verstandes hatte stützen müssen. Auch hatte das Publikum kein Organ für die Seele des Stückes, für die altrömische Republikanertugend. Dagegen wurde Fiesko in Berlin in Zeit von drei Wochen vierzehn Mal verlangt und gespielt. Noch im März fand sodann die Vorstellung von Kabale und Liebe in Mannheim statt. Nach Beendigung des zweiten Aktes erhoben sich die Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise und brachen einstimmig in ein stürmisches Bravorufen und Händeklatschen aus. Man glaubte, nun wieder die volle Gewalt des Genius zu empfinden, der sich in den Räubern angekündigt hatte. Seit seiner Rückkehr von Bauerbach hatte Schiller die aus leicht erklärlichen Gründen in's

Stocken gerathene Korrespondenz mit seinen Aeltern wieder angeknüpft. Die Mutter schrieb ihm schon im September 1783, seit seiner Entfernung sei sie um zehn Jahre älter geworden. Ein schleichender Kummer untergrub ihre Gesundheit. Schmerzliche Krämpfe warfen sie auf das Krankenlager. Diese Leiden und die Dürftigkeit der Familie waren Schuld daran, daß eine von Schiller so innig ersehnte Zusammenkunft mit den Seinigen nicht statt finden konnte. Dazu kam, daß sich der Vater ohne Urlaub vom Herzoge nicht entfernen durfte. Auf seinen Vorschlag, Schiller möge unmittelbar oder durch ihn den Herzog um Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath bitten, konnte der Dichter ohne schwere Verletzung seines Ehrgefühles nicht eingehen. Der gute Vater, der aus der Ferne so viel für ihn that, als ihm sein kärgliches Einkommen verstattete, gab unter diesen Umständen die Hoffnung auf, ihn so bald wieder bei sich zu sehen. Aus den Briefen, die er damals an ihn schrieb, spricht die treueste, ehrlichste Liebe. In den gelindesten Ausdrücken ermahnte er ihn zur Ordnung und Sparsamkeit, zur Beschränkung seines übermäßigen Selbstvertrauens und forderte ihn namentlich auf, zur Medicin zurückzukehren und in Heidelberg zu promoviren. Schiller bat auch in einem rührenden Briefe den Herrn von Dalberg um einen Vorschuß auf ein Jahr, damit er dort seine Fachstudien vollenden könne, wurde jedoch auch diesmal abgewiesen.

Nach längerem Hin- und Herschwanken in seinen poetischen Entwürfen, dem sich noch die störende Neigung zum philosophischen Denken zugesellte, ergriff Schiller endlich im Juni den Don Karlos wieder, den er bereits aufgegeben hatte. Um seine Phantasie zu zügeln und seinen Geschmack zu schulen, las er in Stunden der Erholung in den französischen Tragikern. Wie weit mußte ein Dichter von der reinen Kunstschönheit noch entfernt sein, wenn er glaubte, durch den hohlen Rednerpomp und die frostige Zierlich-

keit dieser Hofpoeten aus der Rokokozeit die wahre Anregung zu empfangen!

Doch arbeitete er sich mit solchem Feuer der Begeisterung und mit so glänzendem Erfolge in die Tragödie hinein, daß sein Selbstvertrauen mit jeder Zeile, jedem Worte zunahm. Er fühlte sich, nachdem er das bürgerliche Schauspiel hinter sich gelassen und die Höhe des Kothurns wieder erschwungen hatte, seinem eigentlichsten Elemente zurückgegeben. Er wagte den Ausspruch: auf diesem Gebiete könne er vielleicht von Niemanden erreicht werden. In der That! er hatte ein Recht dazu, in einem höheren Tone von sich und seinen Leistungen zu reden. Denn unter dem Schreiben wurde es ihm klar, daß er jetzt erst zum Manne geworden sei. Die weiche Sehnsucht und Milde einer aufknospenden Jünglingsnatur, die als ein Erbtheil von Bauerbach sich in der Gestalt seines Karlos fortsetzte, wich dem stahlfesten Heroismus seiner im Feuer der Leiden geprüften Seele. Er hatte sich selbst zum tragischen Helden umgeschaffen, und die gebietende Hoheit, die ihm von der Stirn leuchtete, prägte er wie ein olympisches Siegel den Charakteren seiner Dichtung, vor allem aber dem Marquis Posa auf, der jetzt erst in das Drama aufgenommen wurde, um die neue Lebensstufe des Dichters zu vertreten.

In diesen Zeiten der idealen Noth und Verklärung pochte unerwartet die ungestüme Presserin, die Noth an die Thüre des Dichters. Ein Mann in Stuttgart, der ihm für eine Schuld gebürgt hatte, war, von den Gläubigern auf's Aeußerste gedrängt, nach Mannheim geflohen und dort der Obrigkeit in die Hände gefallen. Schiller war in seiner Verzweiflung ungerecht genug, den Vater um eine Summe von dreihundert Gulden anzusprechen, und noch ungerechter, ihm Vorwürfe zu machen, als er sie ihm verweigern mußte. Der biedere alte Mann erwiederte ihm mit einer Liebe und Würde, die ihn nur tief beschämen konnte. Da von Dalberg wieder nichts zu erwarten stand, so nahm Schiller die

Hilfe eines unvermögenden Mannes, des Baumeisters Anton Hölzel an, der das erforderliche Geld herbeischaffte. Um aber die Verpflichtung, die er sich hierdurch auferlegte, baldigst erfüllen zu können, sah er sich genöthigt, eine neue Quelle des Erwerbes zu suchen, und so brachte er einen schon längst entworfenen Plan in Ausführung. Er gründete eine Zeitschrift für die Interessen des Theaters und überhaupt für die höheren Angelegenheiten der Menschheit, unter dem Namen der Rheinischen Thalia. In der Ankündigung führte er eine stolze und kühne Sprache: er schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten diene, das Publikum sei ihm nunmehr Alles, ihm allein gehöre er ganz an; nur vor diesem Tribunale werde er sich stellen; es sei der einzige Gegenstand seiner Furcht und seiner Verehrung; etwas Großes wandle ihn bei dem Gedanken an, keine Fesseln zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele.

Dieser republikanisch derbe Ton, in dem sich der Dichter damals aussprach, hielt ihn jedoch bald nachher nicht ab, in Darmstadt dem großmüthigen Beschützer der Kunst und allgemein verehrten Fürsten, Herzog Karl August von Weimar den ersten Akt des Don Karlos vorzulesen und von ihm den Titel eines Rathes anzunehmen. Er konnte es sogar nicht verbergen, daß er auf diese Standeserhöhung, die er einem Fürsten verdankte, stolz war, und er hatte gewiß alle Ursache, Gewicht darauf zu legen. Denn jetzt erst fühlte er wieder einen Boden positiver, historischer Lebensverhältnisse unter seinen Füßen; er wußte sich wieder als Bürger eines bestimmten Staates und durfte doch wenigstens hoffen, auf dem Wege, der ihm einmal geöffnet war, zu einer gesicherten Existenz zu gelangen. Mit solchen Gedanken kehrte eine langentbehrte Ruhe bei ihm ein; es war ihm zu Muthe, als hätte er doch jetzt etwas auf der Welt, das ihm eigen angehöre. Sein Auftreten im bürgerlichen Leben gewann an Energie, an Selbstvertrauen.

Unterdessen war ihm sein bisheriger Aufenthalt immer mehr verleidet worden. Obgleich es ihm nicht an freundschaftlichem Umgange, selbst mit Solchen fehlte, die ihn durch höhere Geistesbildung fesseln konnten, so ließ ihn doch das Ganze seiner Umgebungen leer und kalt, und er sehnte sich oft in das traute Bauerbach zurück. Dazu kam das Zerwürfniß mit den Schauspielern, die er in seiner Thalia nicht schonte, und die leidige Stelle als Theaterdichter, die ihn von Tag zu Tag mehr anekelte. Er mußte es sich eingestehen, daß seine höheren Ansichten von der Bühne sich nicht durchführen ließen. Auch hatte ihn die bisherige Erfahrung hinlänglich über die unsichere Stellung eines Schriftstellers aufgeklärt, der in jener Zeit von literarischen Arbeiten leben wollte. Er beschloß also, seine bisherige Stellung aufzugeben, künftighin nur in den geweihtesten Momenten zu dichten und sich dagegen mit ganzer Seele dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen, um sich eine ehrenvolle politische Laufbahn zu eröffnen. Er traute sich die Kraft zu, mit ungewöhnlich raschen Schritten den Weg zu diesem Ziele zu durchmessen.

Seine Gedanken verweilten schon seit längerer Zeit voll hoffender Sehnsucht in Leipzig. Im Juni 1784 hatte er von dort her ein Paket erhalten, welches Geschenke, Bildnisse und Briefe ihm völlig unbekannter Verehrer und Verehrerinnen, unter Anderen jenes Körner enthielt, der durch seinen Sohn Theodor allgemein bekannt geworden ist, und dieses überraschende Ereigniß hatte zunächst eine lebhafte Korrespondenz mit den neuen Freunden herbeigeführt. Jetzt aber, wo er nichts sehnlicher wünschte, als Mannheim zu verlassen und in einem anderen Aufenthalte ein ganz neues Leben anzufangen, wandte er sich an sie in der Absicht, bei ihnen seine künftigen Tage zu verleben. Durch ihre Vermittelung und die thätige Theilnahme des Buchhändlers Schwan wurde es dem Dichter möglich gemacht, von Mannheim loszukommen, und im März 1785 reiste

er nach Leipzig, nachdem er von Streicher Abschied genommen hatte, um ihn niemals wieder zu sehen!

In Leipzig bezog der Dichter ein kleines Stubenstenzimmer, bei seiner Armuth heiter und behaglich, der wiedergewonnenen Freiheit, der Freundschaft und Dichtkunst in tiefster Seele sich erfreuend. Schon in der ersten Woche seines dortigen Aufenthaltes machte er eine große Menge von Bekanntschaften. Er liebte das Gewimmel der Menschen, und sein liebevolles, offenes Gemüth schloß sich gern und leicht an sie an. Es wohnte in ihm eine ächt süddeutsche, schwäbische Natur. Doch unterschied er die Menschen mit scharfem Blicke und ließ sich durch den Schwarm zudringlicher Bewunderer nicht aus dem Geleise der Lebensklugheit bringen.

Die zuversichtliche Hoffnung auf eine baldige Befestigung seiner äußeren Lebensverhältnisse gab ihm denn auch in dieser Zeit den Muth ein, an seine Vermählung mit einem Mädchen zu denken, das allmählig Charlotten, den Gegenstand unerfüllbarer Wünsche, in ihm verdrängt und oft, wenn er an Don Karlos dichtete, seiner Begeisterung kühnere Schwingen geliehen hatte. Er wandte sich an den Buchhändler Schwan und warb um die Hand seiner Tochter Margaretha. Sie war ein sehr schönes Mädchen, mit großen, ausdrucksvollen Augen, von seltener Lebendigkeit des Geistes und ausgezeichneter Bildung, aber mehr für die Welt, für die Kunst, als für die stille Häuslichkeit geschaffen. Die Gelegenheit, die ihr im väterlichen Hause oft geboten wurde, ihre Vorzüge geltend zu machen, raubte ihr die Kindlichkeit, die Unbefangenheit, den Frühlingshauch der weiblichen Seele. Als der Dichter sie kennen lernte, war sie neunzehn Jahre alt. Er gewann ihre Liebe, und der Herzog von Weimar, dem er sich zuerst darüber anvertraute, freute sich der getroffenen Wahl. Beim Scheiden gab ihm Margaretha ein Andenken und verabredete einen Briefwechsel mit ihm. Als der Dichter jetzt um sie anhielt, berief er sich auf seinen fürstlichen Gönner und stellte die Begründung einer äußern Existenz

durch die Rückkehr zur Medicin in Aussicht. Aber Schwan gab, ohne mit seiner Tochter auch nur ein Wort von der Sache gesprochen zu haben, einen abschlägigen Bescheid, und der Briefwechsel der Liebenden wurde rasch abgebrochen.

Gegen Ende des Sommers zog Körner nach Dresden, wohin er als Appellationsrath berufen war, und im Oktober folgte ihm Schiller nach. Dort vollendete er seinen Don Karlos. Mit besonderer Liebe arbeitete er daran, wenn er bei dem Dorfe Loschwitz im lieblichen Elbthale einen Weinberg Körner's bewohnte. Hier verlebte er im Familienkreise des Freundes die schönsten Tage. Und an Körner selbst fand er wirklich einen Freund im vollsten Sinne des Wortes, wie er eines solchen damals bedurfte. Ohne zu imponiren und imponiren zu wollen (denn vielleicht ging seine Bescheidenheit über das Maß hinaus) war dieser Mann die gediegene Treue und Zuverlässigkeit selbst, ein unbefangener und kühner Verstand; in seinem ganzen Wesen lag eine schöne Mischung von Feuer und Kälte. Es verband sich in ihm philosophische Freiheit in der Beurtheilung Anderer mit dem zartesten moralischen Gefühle und einer instinktartigen Güte.

Eine unglückliche Liebe, die den Dichter wieder zu peinigen anfing, scheint ihn allmählig mit dem Gedanken vertraut gemacht zu haben, auch die friedliche, schöne Freistätte in Dresden zu verlassen und sich im August 1787 nach Weimar zu begeben, wo er, im gefeierten Wohnsitze unserer geistigen Heroen, sich eine neue Erhebung seines Genius versprechen durfte. Unterdessen war Don Karlos und mit ihm die erste Periode seines Dichterlebens zum Abschlusse gekommen; es war ihm gelungen, in dieser Schöpfung den tiefsten Gehalt seiner Weltansicht niederzulegen. Zwar fehlte es einem Produkte, an dem er so lange Zeit, an so verschiedenen Orten, in so wechselvoller Stimmung gearbeitet hatte, nothwendig an dem Gesammtgepräge künstlerischer Einheit und Vollendung, und man fühlte ihm keinesweges

die stille Seligkeit eines ungestört und ungebrochen schaffenden Geistes an, der mit jedem Moment seiner Selbstoffenbarung freier aufathmet und endlich auf den Gipfeln entzückender Befriedigung schwelgen darf. Vielmehr mußte die Ungleichartigkeit der Darstellung und Haltung, das Schwanken zwischen urkräftigem Heldensinne und hinschmelzender Sentimentalität, zwischen rhetorischem Pathos und schlichter Herzenssprache, zwischen lebensvoller Anschaulichkeit der Phantasie und prosaisch-berechnendem Theaterverstande immer deutlicher hervortreten, immer rücksichtsloser getadelt werden. Dessenungeachtet war der Sturm des Beifalls, mit dem die Nation das Gedicht begrüßte, durch keine Protestation der Kritiker zu bändigen und zu bannen. Denn Schiller hatte darin dem Herzen seines Volkes erst die rechte, volltönende Sprache geliehen; er hatte als der Prophetenmund des Jahrhunderts geredet. Wer ihn hörte, der glaubte sich selbst, die Stimme seines eigenen Geistes zu vernehmen; er war Allen Alles geworden. Bei dem erhabenen Anblicke seines Sängers mochte es damals unserem Volke nicht anders zu Muthe sein, als den alten Bewohnern Athen's, wenn der olympische Perikles feierlich gemessenen Schritts, im stolzen Faltenwurf des Mantels, über den Marktplatz auf die Rednerbühne wandelte, dann erst zu den Unsterblichen betete, daß ihm unter ihrem Beistande kein unpassender Ausdruck entfallen möge, und nun die Donner des Wortes rollen und die Gedankenblitze leuchten ließ. Wie in Jenem gewissermaßen die männliche Athene auftrat, so schritt die Heldengestalt des Dichters, „des Königs Geist in Waffen," als der Schutzgott Deutschland's über die Bretter. Er verkündigte den Seinigen ein Reich der Freiheit in der Wahrheit, ein Reich des Rechtes und der Liebe, in dem auch der geringste Bürger zur Anerkennung seines unendlichen, unveräußerlichen Menschenwerthes gelangen, in dem wir alle uns als Brüder, als Mitglieder eines Weltstaates umarmen sollten. In dieser Einheit sollten alle Unterschiede der Stände, der Nationen, der Lebensbe-

ziehungen überhaupt aufgehen; sie sollten nicht eingerissen werden, nicht einem schwindelnden revolutionären Drange Platz machen, sondern im großen, heiligen Ganzen zu Ehren kommen und zu Ehren dieses Ganzen dasein. So entwarf der erhabene Mann das Bild des Gottesreiches auf Erden, das, wenn auch in Knechtsgestalt verhüllt, von den Geistern der Finsterniß geschmäht, verfolgt, gefesselt und gekreuzigt, doch, wenn die Zeit erfüllt ist, von den Todten aufersteht und seine Verherrlichung und Verklärung feiert!

Nachdem aber Schiller hiermit das große Werk vollbracht hatte, die ganze Fülle seiner sittlich-politischen Ideen einer Schöpfung einzuprägen, in der die Erreichung dieses Zweckes jeder anderen künstlerischen Rücksicht weichen mußte, so gebot ihm der Genius, auf der ruhmvoll durchmessenen Bahn einzulenken und seine fernere Entwickelung einer strengen Zucht der Bildung zu unterwerfen. Er konnte sich den Anforderungen des Gedankens, dem Drange nach philosophischer Wahrheit nicht länger entziehen; er mußte, vom Geiste der Reflexion fortwährend in seinen poetischen Anschauungen unterbrochen und gestört, erst diesen ungestümen Mahner befriedigt haben, bevor er, in sich beruhigt und versöhnt, zur Dichtkunst zurückkehren durfte. Zugleich aber war er in das Lebensalter eingetreten, das den Mann auf die Erfassung und Durchdringung der Weltverhältnisse hinweist; er mußte sich in das weite Reich der Wirklichkeit vertiefen, um den Stoff zu erbeuten, ohne den auch die genialste Phantasie unausbleiblich in sich selbst versinkt und verkümmert. Schon hatte er in seinem Geisterseher ein Gebäude aufgeführt, das ihn selbst an einzelnen Stellen durch die derbe, markige Gestaltung der Wirklichkeit in Erstaunen setzen mußte, ohne daß ihm ein minder freier Anhauch, als aus dem Don Karlos, daraus entgegengeweht wäre! Er stand mit dieser Dichtung, die ein Torso blieb und bleiben mußte, bereits auf der Brücke zur klaren, festen Gegenständlichkeit poetischer Darstellung, die er in seinen nachfolgenden Dramen mit dem ganzen Auf-

gebote seiner Kraft erstrebte. Vorerst aber mußte er das Auge an eine scharfe und in's Einzelste gehende Beobachtung gewöhnen, um allmählig die Fähigkeit zu erlangen, unbewußt auch die kleinsten Züge der Erscheinungswelt in sich aufzunehmen und in der Dichtung wiederzugeben, deren Aufgabe es nicht ist, die Wirklichkeit aufzulösen, sondern sie zu erfüllen. Eine solche Selbsterziehung für die Erfassung der Realität ließ sich nun bei der Beschränktheit seiner Lebensverhältnisse, die es ihm nicht vergönnten, seinen Blick durch weite Reisen zu schärfen und auszudehnen, nicht anders bewerkstelligen, als durch das einzige Studium, das er, ohne Nachtheil für seinen Genius, ergreifen konnte, um sich eine bürgerliche Existenz zu erwerben, nämlich durch das Studium der Geschichte. Seine dramatischen Arbeiten hatten ihn ja schon auf historische Stoffe hingeleitet, sein eigenes Leben ließ ihn öfter den Pulsschlag der Weltgeschichte empfinden, in Kabale und Liebe war er unabsichtlich zum Geschichtschreiber seiner Zeit geworden, und was konnte ihn mächtiger zum Studium der Vergangenheit antreiben, als die Beschäftigung mit der Idee des Staates und der Freiheit, deren Heiligthum er im Don Karlos aufgeschlossen hatte? Sein für die Tragödie geschaffener Geist mußte überdies vor Allem sich danach sehnen, das Menschengeschick, das ihm bisher fast nur in der Enge des eigenen Daseins kund geworden war, in dem großen Spiegel der Weltentwickelung anzuschauen und für sein Herz, das der ganzen Menschheit schlug, auch wirklich eine ganze Menschheit zu finden. Mächtig mußte es ihn drängen, die ganze Gattung in sich aufzunehmen, um sein eigenes Ich zum Stellvertreter derselben zu erweitern. In diesem Sinne haben wir seine geschichtlichen Studien als einen Alexanderzug für die Weltpoesie zu betrachten.

Schiller's nächster Gedanke in jener Zeit, wo er von Dresden nach Weimar überzog, war aus den oben angedeuteten Bestimmungsgründen der: seine ganze Kraft dem Studium der Geschichte zuzuwenden und sich

dadurch den Weg zu einer akademischen Professur zu bahnen. Die berühmte Stadt nun, die schon damals durch Karl August und dessen Mutter Amalia zum Mittelpunkte der deutschen Literatur und zum Wohnsitze unserer größten Dichter erhoben worden war, bot ihm zunächst nicht so viel Anregendes und Erhebendes dar, als er sich erwartet hatte. Goethe war in Italien, die Herzogin bereitete sich zu einer Reise vor, der Herzog, oft abwesend, mochte zu jener Zeit auf Schiller'n weniger achten, und ein näherer Umgang mit Herder kam nicht zu Stande. Nur mit Wieland gestaltete sich ein Verhältniß herzlicher Freundschaft. Im Ganzen war es für Schiller ein Glück, daß ihn Studien und Geldverhältnisse zu einer eingezogenen Lebensweise nöthigten. Denn obgleich sich der Kreis seines Umganges allmählig erweiterte und erhöhte, so hatte er doch außer Wieland, von dem ihn der Unterschied der Jahre und der Weltansicht doch wieder entfernt hielt, keinen Menschen, an den sein Herz sich anschließen konnte, und der allgemeine Gesellschaftston, in welchem Kritik und Reflexion vorherrschten, ließ ihn kalt.

Da führte ihn der Schutzgeist seines Lebens in der Person Wilhelm's von Wolzogen, den er in Meiningen fand, nach Rudolstadt in den Kreis der Familie von Lengefeld. Die edele Bildung und und feine Sitte dieses Hauses, dabei die unverfälschte Natürlichkeit, die Empfänglichkeit für das Schöne und Edele zogen das Herz des Dichters, der sich hier ganz ohne Rückhalt aussprechen und sein individuelles Wesen frei entwickeln durfte, mächtig an; doch ein Magnet bannte es fest für alle Zeiten, es war Charlotte, die jüngere Tochter. Gestalt und Gesichtsbildung des einundzwanzigjährigen Mädchens waren anmuthig, in ihren Zügen wohnte die reinste Herzensgüte, aus ihrem Auge sprachen Wahrheit und Unschuld. Gesinnung und Geistesrichtung waren ideal; mäßig, aber treu die Neigungen. Sie hatte Talent zum Landschaftzeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur, und Reinheit und Zart-

heit in der Darstellung. Auch drückte sie ihre Empfindungen oft in anmuthigen Gedichten aus. Als Schiller sie kennen lernte, war ihr Herz durch eine unglückliche Liebe gebrochen. Zu ihrer Erheiterung sollte sie sich eine Zeit lang in Weimar aufhalten. Der Dichter näherte sich ihr mit zarter Schüchternheit; seine Liebe war mild, besonnen, ohne Gluth der Leidenschaft. Charlotte blieb nicht ungerührt. Im Mai (1788) folgte er ihr in das Rudolstädter Thal, wo ihre Familie, eine halbe Stunde vor der Stadt eine Wohnung für ihn gemiethet hatte. Von seinem Fenster aus konnte er dort den Lauf der Saale durch das Grün der Wiesen und den Schatten uralter Bäume verfolgen; am jenseitigen Ufer des Flusses erhoben sich waldige Berge, an deren Fuße sich freundliche Dörfer hinzogen, und auf der andern Seite ragte das Schloß von Rudolstadt auf erhabenem Gipfel, schön gelegen, empor. Im Umgange mit der Geliebten, ihrer Schwester und Mutter gab sich Schiller der heitersten Laune hin; es waltete zwischen ihm und den Frauen das freundlichste Einverständniß; man fühlte sich durch seine Gegenwart in eine heitere Idealwelt versetzt. Er verband hohen Ernst mit geistreicher Anmuth; seine Offenheit und Reinheit bezauberte die Herzen. Wenn er im Laufe des Tages sich gewöhnlich zurückzog, um an seinem Abfall der Niederlande oder an seinem Geisterseher, zu arbeiten, fand ihn der Abend bei seinen Freundinnen.

Im Lengefeldischen Hause war es, wo er Goethe'n nach dessen Rückkehr von Italien kennen lernte; aber beide Geister blieben damals noch einander fremd. Ihr beiderseitiges Streben hatte bisher wenig Verwandtes gehabt, und wenn Goethe, heiter in sich abgeschlossen, im sicheren Bewußtsein vollbrachter Leistungen, bei noch lebendiger Schöpferkraft und im Besitze der reinsten Kunstbildung, vom Leben wenig mehr zu fordern hatte, gährte es in Schiller's Genius noch von dem heißen Drang nach großen Thaten, während sein äußers Dasein in größter Ungewißheit schwebte. Schiller zwar

hätte Anfangs gern dem hohen Manne die Hand geboten; aber die Gemessenheit Goethe's schreckte ihn sogleich zurück.

Mit Charlotten und ihrer ältern Schwester las Schiller die Griechen, und so führte ihn die Liebe zuerst in den Tempel der ächten Schönheit ein, die ja nur die sichtbare Liebe selbst ist. Jetzt erst, wo sein eigenes Wesen sich aus der Erhabenheit zur freien Schönheit umbildete, wehte ihn der Hauch jener niealternden Jugend an, die einst unter dem Himmel von Hellas erblüht ist. Doch gebührt Wieland'en das Verdienst, ihn schon vorher und mit allem Nachdrucke auf das Studium der Alten hingewiesen zu haben. Die höhere Kunst-Offenbarung, die dem Dichter jetzt zu Theil wurde, legte er in seinem Lehrgedichte: die Künstler nieder, das er zu Rudolstadt im Herbste 1788 begann und zu Weimar im Februar des folgenden Jahres vollendete. In dieser Dichtung liegen die Keime zu allen wissenschaftlichen Entwickelungen, die er später über das Wesen der Schönheit und der Kunst gegeben hat. — Bei seiner geringen Kenntniß des Griechischen mußte sich Schiller freilich damit begnügen, sich und seinen Freundinnen die Werke der Alten aus französischen Uebersetzungen vorzulesen. Am meisten beschäftigte er sich damals mit dem Euripides, der denn auch vollkommen dazu geeignet war, ihn bei seinem Uebergange aus Verstandesreflexion und Rhetorik in die unmittelbare Anschauung lebendiger Schönheit zu begleiten.

Er hatte nicht ohne Grund gehofft, in Rudolstadt als ein zweiter Orest seinen Hain der Diana zu finden. Sein ganzes Wesen gelangte dort zu einem tiefen Frieden, zur Versöhnung mit sich selbst und mit der Welt, und die Unholdinnen, die ihn bis dahin verfolgt hatten, entwichen vor der Nähe jener heilbringenden Göttinnen, die den schwergeprüften Flüchtling in ihren Schutz nahmen. —

Als ihn der Winter nach Weimar zurückführte, sonderte er sich noch mehr, als er es früher gethan

hatte, von den Menschen ab; er suchte oft die einsame Natur auf, um den Gedanken an die entfernte Freundin nachzuhängen. Eine lebhafte Korrespondenz mit den Schwestern war seine Erholung, sein Trost.

Aus den schönen Träumen, in die ihn die Aussicht einwiegte, den künftigen Sommer wieder in seinem Rudolstädter Thale zuzubringen, rüttelte ihn die Nachricht auf, daß er — als Professor der Geschichte nach Jena berufen sei. Da er selbst für diese Berufung gar keinen Schritt gethan hatte, so versetzte ihn die unerwartete Kunde davon in einen Schrecken, der nicht eben der freudigste war. Jetzt hörte man ihn klagen über den Verlust der Unabhängigkeit, der ihm bevorstehe, über die zerschlagene Hoffnung auf einen poetischen Sommer. Jetzt versprach er sich auf einmal von dem Katheder, den er doch bisher als das Ziel seiner Wünsche betrachtet hatte, wenig Glück und große Unannehmlichkeiten. Da man mit der Professur zunächst keinen Gehalt verbinden wollte, so betrachtete er um so mehr die Uebernahme dieser Stelle als eine heroische Resignation, die nur die Bedeutung für ihn haben könne, ihm eine sorgenfreie Zukunft anzubahnen. Und dies war denn auch der Gesichtspunkt, aus dem er die Sache ansehen und sich in das Unvermeidliche fügen lernte. —

Im Mai 1789 trat Schiller sein Lehramt an. Die Verhältnisse in Jena hatten sich damals so günstig gestaltet, wie es auf Akademien nur möglich ist. Im geselligen Verkehre waltete eine große Freiheit und Duldsamkeit; es konnte sich Jeder nach der Eigenthümlichkeit seiner Ansichten, Neigungen und Gewohnheiten entwickeln und geltend machen. In Bezug auf religiöse und politische Ueberzeugungen waltete kein Zwang; man begrüßte mit einem edlen Enthusiasmus das aufgehende Licht der Wahrheit, das damals Reinhold als Prediger der Kantischen Lehre verkündigte, und der Geist des großen Königsberger Denkers regte die jüngeren Kräfte der Hochschule zu einer freien, schöpferischen Auffassung der Wissenschaften an. Die akademische Jugend

wandelte, unbekümmert um politische Tagesfragen und praktische Lebensbeziehungen, durch die heiteren Gefilde der Idee und bewegte sich mit ihren Neigungen und Bestrebungen um diesen Mittelpunkt. So sammelte sich in ihr der Brennstoff an, der bald nachher durch Fichte's glühende Beredsamkeit zur hellauflodernden Flamme entzündet werden sollte. Alles drängte im Reiche des Wissens nach Fortschritt, Leben, Freiheit hin. Der Mensch wagte auf sein ureigenstes Besitzthum zu vertrauen, und „griff denkend in seine Brust!"

Schiller'n kündigte unter den Studirenden ein Ruf an, wie er nicht leicht wieder einem Professor vorausgehen wird. Er war der Liebling, der Abgott der deutschen Jugend geworden. Kein Wunder also, daß seine ersten Vorlesungen mit stürmischen Beifalle begrüßt wurden, daß er bald auch als akademischer Lehrer Alles neben sich überstrahlte. Derselbe Genius, der seine Schriften durchwehte, mußte ja auch in seiner Rede leben; an einer Fülle der großartigsten Gedanken, der kühnsten Bilder konnte es ihm auch hier nicht fehlen, und wenn dem äußerlichen Vortrage das unangenehme Organ, der schwäbische Dialekt und selbst der rhetorische Pomp störend entgegen traten, so leistete dafür die große Gewandtheit im wissenschaftlichen Gespräche, die sich auf dem Katheder geltend machen mußte, und die aus den Tiefen des Herzens strömende Begeisterung den vollkommensten Ersatz.

Doch sei es, daß unseren Dichter die trockenen Vorstudien, die ihm das akademische Amt zur Pflicht machte, allzusehr zurück schreckten, sei es, daß er es mit seinem Drange nach völliger Unabhängigkeit unvereinbar fand, sich in die feste Ordnung eines bürgerlichen Berufes zu fügen, sei es, daß ihn die durch seine Anstellung nur erhöhten Nahrungssorgen niederdrückten (denn er bezog keine Kollegiengelder), sei es, daß ihm die kleinliche Pedanterie und selbst der armselige Brotneid einzelner Amtsgenossen verstimmte und anwiderte, — kurz! in Schiller erwachte alsbald wieder die kaum niedergekämpfte Ueberzeugung, daß er seinen Lebensberuf gänzlich ver=

fehlt habe. „Welcher böse Genius," rief er aus, „gab mir ein, mich in Jena zu binden! Ich bin hier ohne allen Zweck und Nutzen!" Desto inniger lebte sich denn sein liebevolles Gemüth in das mit Charlotten angeknüpfte Verhältniß hinein, und er suchte in ihr seinen ganzen Muth zum Leben, seine fast schon verglimmende Begeisterung wieder. Unfähig, den schmerzvoll-seligen Empfindungen, die sein Innerstes für sie durchstürmten, länger Widerstand zu leisten, brach er endlich das lange Schweigen und bekannte seine Liebe. Die Einwilligung Charlottens empfing er mit dem Entzücken einer reinen, himmlischgestimmten Seele, die sich nun erst selbst gefunden hat, nun erst ihrer selbst gewiß ist. Von nun an war er in allem Dichten und Denken untrennbar mit der Geliebten verbunden; bald hatten sich die Seelen mit einander verwachsen, und Liebe und Begeisterung waren in dem Innern des Dichters nicht mehr von einander zu trennen. Schwieriger war es, die Zustimmung der Mutter zu erlangen; doch wirkte ein kleiner Jahresgehalt, den ihm der Herzog bewilligte, und namentlich die Vermittelung des Kurmainzischen Coadjutors Karl Theodor von Dalberg, den wir mit seinem schon öfters genannten Bruder nicht verwechseln dürfen, zu Gunsten des Dichters. Am 20. Februar 1790 wurde er mit Charlotten getraut.

Die Ehe führte unsern Dichter zu seiner Jugend zurück und flößte ihm wieder den lebendigen Sinn für die geselligen Freuden ein, denen er seit dem Eintritte in die akademische Laufbahn und schon vorher fast ganz entfremdet worden war. Es fing in seinem Herzen wieder zu knospen und zu grünen an, als ob ein zweiter und schönerer Frühling der Poesie in ihm erwachen sollte. Aber es sollten noch Jahre darüber verfließen, bis diese schönen Erwartungen, denen er im ersten Rausche einer beglückten Liebe sich hingab, in Erfüllung gingen. Noch ruhte die Last des historischen Studiums und der amtlichen Thätigkeit zu schwer auf seinen Schultern, als daß er es vermocht hätte, sich zu einer neuen poetischen

Schöpfung zusammenzunehmen, und nachdem er sich dieser Hindernisse einigermaßen entledigt hatte, so machte wieder das philosophische Streben seine Rechte mit einer Stärke geltend, die kein anderes Interesse aufkommen ließ. Schiller's Anlagen waren zu vielseitig, um ihm die Beschränkung auf ein einziges Gebiet zu gestatten, und zugleich doch nicht so günstig entwickelt, daß sie sich leicht zu einem gemeinschaftlichen Wirken concentrirt hätten. Er mußte zuerst eine Kraft nach der andern ausgebildet haben, bevor er sie alle in der bedeutendsten zusammenfassen konnte. Daher finden wir denn auch, daß in seiner historischen und sodann in seiner philosophischen Periode der dichterische Genius allmählig entschlummerte und Schiller sogar an der Existenz desselben zu zweifeln anfing. Er mußte sich eine Zeitlang auf die Poesie des unmittelbaren Lebens beschränken, die ihm durch die Ehe dargeboten wurde. Charlotte erhöhte ihm den Reiz des Daseins durch Empfänglichkeit und Hingebung, durch fröhlichen Sinn und ächt-weibliche Sanftmuth.

Was nun die geschichtlichen Werke Schiller's betrifft, unter welchen außer dem schon erwähnten Abfall der Niederlande hauptsächlich die Geschichte des dreißigjährigen Krieges hervorzuheben ist, so walteten in ihnen dieselben Grundideen, die uns, nur in jugendlicherer und kühnerer Gestalt, als die belebende Seele seiner Dramen begegnet sind. Er ging von der Ueberzeugung aus, daß die **Freiheit des Willens** der Geschlechtscharakter der Menschheit sei, und erkannte in der Uebung dieses Vermögens nach den ewigen Gesetzen der Vernunft unsere eigentlichste Bestimmung. Damit hing denn bei ihm der Glaube an den unendlichen Werth und die absolute Berechtigung jedes menschlichen Individuums zusammen, und er vermochte keine staatliche und gesellschaftliche Institution anzuerkennen, die mit jenen Majestätsrechten der Menschheit im Widerspruche stehe. Er sah in der ganzen Weltgeschichte einen fortwährenden Kampf der Freiheit und des Lichtes mit der Herrsch-

sucht und Verfinsterung und kehrte die Waffen seines Zornes hauptsächlich gegen diejenigen, die den Geist in seinen innersten Heiligthümern beeinträchtigen wollen, gegen die geistlichen Despoten, gegen die Frevler an der **Gewissensfreiheit!** Er nimmt für kein Volk, für keine Religion, für keine Persönlichkeit Partei; er hat nur dies Eine im Auge, und predigt es mit nie ermüdender Feuerzunge, daß der Mensch im Menschen zur freien Entwickelung kommen, daß ein Staat der Menschheit gegründet und gegen alle Angriffe der Selbstsucht, der Beschränktheit und der Schwäche sicher gestellt werden solle. So erscheint er auch hier, gleich seinem Marquis Posa, als ein Abgeordneter der ganzen Menschheit.

Diese erhabene weltbürgerliche Gesinnung, die oft durch geistreiche Sprüche und kühnes Rednerspiel die Darstellung der Begebenheiten unterbricht, machte es ihm zu einer Sache der Unmöglichkeit, bei dem blos Thatsächlichen der Weltgeschichte stehen zu bleiben. Wir reden hier nicht von todten, trockenen Notizen, wie sie die bloße Gelehrsamkeit aufzuspeichern pflegt; denn damit würde sich auch ein Geist von geringeren Fähigkeiten nicht begnügt haben. Wir reden von jener unmittelbaren, fast kindlichen Auffassungs- und Erzählungsweise, in der sich gewissermaßen die Naturseele der Begebenheiten selbst ausspricht und die Poesie des Weltgeschickes wie aus einem krystallenen Spiegel uns anblickt. Zu dieser mährchenartigen Stufe des dämmernden geschichtlichen Bewußtseins wollte und konnte damals Schiller sich nicht zurückwenden. Er mußte, wie er geschaffen war, mit seinen grübelnden Gedanken an die Dinge herantreten und sie darauf beziehen, darnach beurtheilen. Nur die hervorragenden Spitzen der Ereignisse hatten, weil seine Ideenblitze sie treffen konnten, Reiz und Interesse für ihn. Was eigentlich die Aufgabe des Geschichtschreibers ist, — das Eigenthümlichste der Personen und Begebenheiten im Lichte des Allgemeinen, als des stets thätigen Gerichtes über das Besondere, erscheinen und sich reinigen zu lassen, die in den Vorgängen verborgen

waltenden Genien von ihren Hüllen zu befreien und in einem neuen, durchsichtigen Gewande zu zeigen, damit konnte oder wollte sich Schiller nicht leicht befassen. Anstatt zu seiner Belehrung den Orakeln des Weltgeistes zu lauschen, sah er die Geschichte fast nur darauf an, passende Exempel für seine politischen und sittlichen Grundsätze darin zu entdecken. Was nicht mit seiner Philosophie in ihrem individuellsten Ausdrucke übereinstimmte, das blieb ihm etwas Fremdes und Undurchdringliches und konnte eben nur von ihm auf die Seite gestellt und verworfen werden. So gelangte er denn durchaus nicht dazu, den Geistern der vergangenen Jahrhunderte die wahre Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und wenn man ihn einen rückwärtsgekehrten Propheten genannt hat, so kann diese Bezeichnung von seinen Geschichtswerken nicht gelten. Als Dichter trat er aber hier insofern fast ganz in den Hintergrund, als er das Ideal im Wirklichen meistens übersah und die gestaltlose Geistigkeit nur über den Dingen hinschweben ließ. Ebenso bemüht sich der Philosoph umsonst, hier den genialen Schwung der Briefe von Julius und Rafael oder die tiefsinnige Denkkraft der Künstler wiederzufinden. Hiernach beschränken sich die Vorzüge der Schiller'schen Geschichtswerke auf den Ausdruck einer erhabenen und reinen Gesinnung, auf den Gehalt einzelner, vornehmlich verständiger Betrachtungen, auf die Kraft und Fülle der Sprache. Für den Dichter selbst aber hatten sie die hohe Bedeutung, daß er durch sie mit Stoffen der Wirklichkeit bereichert, in der Beobachtung der Außenwelt geübt und nachdrücklich auf die Philosophie hingewiesen wurde.

Die große Revolution, welche damals in der wissenschaftlichen Welt durch die immer weitere Verbreitung des Kantischen Systems hervorgerufen wurde und ihren eigentlichen Heerd in Jena fand, war auch an Schiller nicht vorübergegangen, und schon vor seiner akademischen Anstellung konnte man aus einzelnen Stellen seiner Werke ersehen, daß er

sich bereits im Aether der Kantischen Ideen zu bewegen anfing. Je mehr ihn nun der Gang der politischen Ereignisse abstieß und sogar mit Besorgnissen erfüllte, desto inniger sehnte er sich danach, in den Tiefen des Gedankens eine bleibende Befriedigung und Ruhe für seinen Geist zu finden. Ohne sich seit seinem Abgange von der Schule viel mit philosophischen Schriften beschäftigt zu haben, trug er doch schon so viele Elemente der Speculation in sich, daß er sich als hinlänglich vorbereitet für das Studium Kant's betrachten durfte. Dazu kam denn noch der Umstand, daß er, in Folge seines unregelmäßigen Lebens, der nie ruhenden Sorgen, vorzüglich aber der oft bis in die tiefe Nacht hinein fortgesetzten Anstrengung des Geistes, im Anfange des Jahres 1791 von einem starken Fieber und einer darauf folgenden Brustkrankheit so heftig ergriffen wurde, daß er seitdem nie mehr völlig gesundete sondern stets „in Leiden bangte, kümmerlich genas." Er mußte von diesem Moment an des Glaubens leben, daß er den größten Theil seines irdischen Daseins hinter sich liegen habe, und sich mit um so größerer Entschiedenheit der Betrachtung des Ewigen zuwenden, die ihm in der Philosophie dargeboten wurde. Er wendete sich fortan dem Meister Kant als seinem Tröster im Leben, wie im Tode zu. Endlich glaubte er damals, da seine Dichterkraft durch das kritische Bewußtsein, das er von ihr erlangt habe, nicht wenig geschwächt worden sei, nur in der tiefern Erfassung dieses Bewußtseins zu seiner künstlerischen Wiedergeburt gelangen zu können. Er wählte unter solchen Umständen zuerst die Kritik der Urtheilskraft zu seinem Studium, zumal da er hoffen durfte, sie unter den Hauptwerken Kant's am leichtesten verstehen zu können. Dieses Buch handelt vom Schönen, vom Erhabenen und vom Dichtergeiste. Kant, dessen größte Stärke eigentlich darin bestand, daß er den Verstand der Vernunft gegenüber, und zwar fast nur durch den Verstand selbst, in seine Schranken zurückdrängte, ging, schon an der Schwelle des Greisenalters stehend, in jenem

Werke insofern weit über sich hinaus, als er mitten in seinen trockenen Untersuchungen sich, fast wider Willen, den tiefsinnigsten, genialsten Ahnungen überließ, die in der That ein fremdartiger Genius aus ihm zu verkündigen schien. Der Philosoph findet noch jetzt in einzelnen dieser Sätze Stoff genug, der einer höchst bedeutsamen Entwickelung fähig wäre. Einem gebornen Dichter mußte aber ein solches Werk von hohem Nutzen sein wegen der liberalen und großen Weise, in welcher hier das Verhältniß des Genie's zur Regel aufgefaßt ist. War Kant vielleicht selbst kein Genie, so besaß er doch die Fähigkeit, ein Genie zur Selbsterkenntniß zu bringen und hiermit auf den rechten Weg zu leiten. Alle kleinlichen Mäkeleien der Kunstrichter werden durch seinen Satz niedergeschlagen: „Genie ist die angeborene Gemüthsanlage, — durch welche die Natur der Kunst die Regel gibt.“ (Kritik der Urtheilskraft §. 46.)

Mit unglaublicher Kraft und Schnelligkeit warf sich nun Schiller, während er mit unaufhörlicher Kränklichkeit kämpfte, in das Studium Kant's und bald auch schon in eine kunstphilosophische Schriftstellerei hinein, die sich auf die Kritik der Urtheilskraft stützte. Er rang die neuen Eroberungen, die er auf diesem Gebiete machte, gewissermaßen dem ihn beständig umlauernden Tode ab, seinem Grundsatze getreu, daß man sich dem allwaltenden Geiste der Natur ergeben und wirken müsse, so lang man es vermöge. Endlich setzte ihn, wonach er sich so lange gesehnt hatte, noch im Jahre 1791 der Edelmuth des Herzoges Christian Friedrich von Augustenburg und des Ministers Grafen Ernst von Schimmelmann in den Stand, drei Jahre lang mit Ruhe seinen geistigen Beschäftigungen leben zu können. Sie boten ihm für diese Zeit ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an. Schon die außerordentliche Zartheit, mit der sie dies thaten, gestattete es Schiller'n nicht, das Anerbieten von sich abzulehnen. Der Weltbürgersinn, der sich in ihrem Briefe ausdrückte, mußte ihn begeistern. „Wir kennen,“ heißt es darin

unter Anderem, „keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur **Menschen, Ihre Brüder** vor sich, nicht eitele Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen.“ Zu diesem Beweise außerordentlicher Liebe und Verehrung kam im folgenden Jahre eine Auszeichnung, die damals nur wenige Deutsche erlangten; — Die Nationalversammlung in Paris ertheilte ihm das französische Bürgerrecht.

Im August 1793 trat Schiller mit seiner Gattin eine Reise in die Heimath an. Er fand in Heilbronn seine Aeltern, Schwestern und Jugendfreunde. Ein Brief, den er im Sinne eines dankbaren ehemaligen Zöglinges an den Herzog von Würtemberg schrieb, fand von Seiten des erkrankten Mannes keine Erwiederung. Aber Freunde hinterbrachten ihm die Aeußerung desselben: wenn Schiller in sein Land komme, so werde er ihn ignoriren. Als der Fürst bald nachher starb, erinnerte sich der Dichter nur noch der Wohlthaten, die er ihm erwiesen hatte, und mit Rührung betrachtete er sein Grabmal.

Wie wohlthätig die Eindrücke der Heimath auf seine Stimmung eingewirkt hatten, gab sich bei seiner Rückkehr nach Jena durch die große Ruhe und Milde seines Wesens zu erkennen; aber sein Körper zeigte sich hinfällig, einem Schatten ähnlich. Unterdessen war ihm hier ein neues Lebensglück bereitet worden. Wilhelm von Humboldt, den er schon seit einigen Jahren kannte, hatte sich blos in der Absicht, mit Schiller'n an einem Orte zu leben, in Jena niedergelassen. Beide Männer und ihre Frauen vereinigte ein Bündniß der edelsten Freundschaft für das ganze Leben. Schiller und Humboldt kamen in dieser Zeit täglich zweimal zusammen und unterhielten sich über Philosophie und Kunst oft bis tief in die Nacht hinein. Ihre Unterredungen hatten oft die Poesie des Alterthums zum Gegenstande.

Schiller entfaltete bei dieser Gelegenheit die ganze Fülle seines Talentes für das wissenschaftliche Gespräch.

Bald nachher gelang es ihm denn auch, sich die **Freundschaft Goethe's**, das köstlichste Besitzthum seines ganzen Lebens, zu erwerben. Der große Mann hatte längst den redlichen Ernst in Schiller's Bestrebungen und Leistungen zu schätzen gewußt. Die Verschiedenheit ihrer Lebensansichten hatte sie bis dahin von einander entfernt gehalten, und für Schiller's historische und philosophische Richtung konnte Goethe seiner ganzen Natur gemäß keine Sympathie haben. Ein wissenschaftliches Gespräch diente jedoch dazu, beide Heroen einander näher zu bringen, und Goethe mußte sich schon damals gestehen, daß Schiller Alle festzuhalten wisse, die in seinen Kreis einträten. So konnte denn die allmählige Befestigung eines Bundes nicht ausbleiben, der auf einem beständigen Fortschreiten geistiger Ausbildung und dichterischer Thätigkeit beruhte. Es war eine Zeit, in welcher sich beide aus ihren gegenwärtigen Sphären, Schiller aus der Philosophie und Goethe aus der Naturwissenschaft, nach der Dichtkunst zurücksehnten, und jeder von ihnen sich vollkommen dazu gerüstet hatte, das Höchste der künstlerischen Schönheit zu erstreben. So zog sich denn Schiller von der Speculation ganz zurück und lebte sich zunächst in die reiche Welt von Anschauungen hinein, die ihm durch Goethe geboten wurde. Er erquickte seinen Sinn an dem milden Frühlingshimmel, den der Wilhelm Meister seines Freundes über ihn ausbreitete, und konnte in der begeisterten Liebe, mit welcher er sich dieser Schöpfung hingab, den Ausspruch nicht unterdrücken, daß nur der Dichter der wahre Mensch und der beste Philosoph gegen ihn eine Carricatur sei.

Nach seiner Rückkehr aus Schwaben kündigte Schiller die Herausgabe einer neuen Zeitschrift, der Horen, an, die ihm nicht blos einen großen Einfluß auf die damaligen literarischen Verhältnisse gewährte, sondern auch zur Erhöhung seines Wohlstandes nicht wenig beitrug. Unter seinen Mitarbeitern befanden sich Goethe,

Friedrich Heinrich Jacobi, Wilhelm v. Humboldt und Fichte. In der Ankündigung bezeichnete er es als die ausschließliche Aufgabe der Zeitschrift, das zu befördern, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben sei, und dadurch eine gründliche Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes vorbereiten zu helfen. Außerdem bemerkte er noch, man werde hier darnach streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen und jener durch diese ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu verleihen; so weit es sich ausführen lasse, werde man die Ergebnisse der Wissenschaft von ihrer Schulform befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinne verständlich machen. Außer den Horen begann Schiller auch noch um dieselbe Zeit seinen Musenalmanach zu redigiren, an welchem sich Goethe, Herder, August Wilhelm Schlegel, Hölderlin u. A. betheiligten. Durch dieses ausschließlich der Poesie gewidmete Unternehmen wurden die Horen nach und nach in den Hintergrund gedrängt, bis sie endlich ganz aufhörten.

Bevor wir zur dritten Hauptperiode im Leben unseres Dichters übergehen, müssen wir seiner Leistungen auf dem Gebiete der Philosophie gedenken. Schiller faßte in seinen hierher gehörigen Abhandlungen, wenige höchst interessante Bemerkungen über das neuere Staatsleben, vorzüglich in seinem Verhältnisse zum antiken oder griechischen und römischen, abgerechnet, nicht, wie in seinen Geschichtswerken, die politischen Angelegenheiten der Menschheit in's Auge, sondern wandte seinen forschenden Geist dem Urbilde der Schönheit zu, wie es theils in den Schöpfungen der Künstler, theils in den menschlichen Persönlichkeiten sich darstellt. Da er jedoch keine Schönheit als eine solche erkannte, die nicht den ewigen Gehalt der Freiheit und Wahrheit in sich trägt, da er sie vielmehr nur als die sichtbare Gestalt des göttlichen Ebenbildes oder des Engels im Menschen betrachtete, so wurde er durch die Vertiefung in ihr eigenthümliches Wesen zu manchen Untersuchungen über die

sittliche Natur und ewige Bestimmung des Menschen hingedrängt, wobei seine Denk- und Gesinnungsweise hauptsächlich reichliche Nahrung in den Kantischen Schriften fand. Mit großer Vorliebe betrachtete er das gegenseitige Verhältniß, welches Schönheit und Sittlichkeit in der Erziehung und Bildung des Menschen behaupten, und legte seine hierauf bezüglichen Ansichten in einer Reihe von Briefen nieder, die sich durch sprachliche Fülle und Abrundung auszeichnen. Er entwickelte die Idee des Schönen am Gründlichsten in seinem geistreichen Aufsatze über Anmuth und Würde und bemühte sich außerdem, doch mit geringerem Erfolge, die Kantischen Andeutungen über das Erhabene weiter auszuführen. Für die philosophische Erkenntniß der Kunst und Kunstgeschichte bahnte er einen neuen Weg durch seine bedeutungsvolle Unterscheidung zwischen der naiven und sentimentalen, d. h. zwischen der griechischen und der neueren Poesie. Doch gingen ihm zur tieferen Bestimmung dieses Unterschiedes die erforderlichen Anschauungen der Literaturgeschichte ab. Im Allgemeinen steht er als Philosoph des Schönen, was die Gründlichkeit der Forschung und die Strenge des Systems, ja selbst, was den genialen Tiefsinn betrifft, hinter seinem großen Vorgänger, dessen Ideen er häufig nur in eine bilderreiche, rednerische Sprache einkleidet, weit zurück. Er besaß vielleicht dieselbe Schärfe des Verstandes, wie Jener, aber während diese Kraft von Kant in ihre Gränzen gewiesen wird und sich bis zu dem Punkte fortentwickelt, wo sie vor der Vernunft die Waffen strecken muß, so drängt sich Schiller's Verstand mit großer Kühnheit in die Regionen der Idee ein und umschreibt sie, ohne die Tiefe erreichen zu können, in glänzenden Gegensätzen und Unterscheidungen, deren imponirende Gewalt durch eingewobene Bilder noch verstärkt wird. Nur im Einzelnen, wenn er, vom wissenschaftlichen Denken ermüdet, sich der poetisirenden Phantasie hingibt, gelangt er — zwar nicht zur wissenschaftlichen Bestimmung, aber doch zu bedeutsamer Versinnlichung des eigentlichen Gehaltes, auf den

es ankommt. So liegen in seinen ästhetischen Schriften eine Menge vortrefflicher Bemerkungen zerstreut, aus denen man noch heutzutage sehr viel lernen kann, die sich aber weder zu einem System zusammenfügen, noch als Prophetenblicke des Geistes so großartig sind, daß wir sie mit den Gedankenblitzen eines Schelling oder mit den weltumfassenden Ideen in der Theosophie des Julius vergleichen dürften. Die eigentliche lebendige Offenbarung des Schönen wurde Schiller'n auch für die Erkenntniß erst dann zu Theil, als er den Boden der Poesie wieder betrat und seine philosophischen Errungenschaften in Lehrgedichten niederlegte. Wäre er auf dem Wege der philosophischen Briefe weiter fortgegangen, so stünde er ohne Zweifel als Philosoph eben so hoch, wie als Dichter! Aber er sollte einmal der vorherrschenden Verständigkeit des Zeitalters im Denken seinen Zoll entrichten! Uebrigens kann er nächst Kant als der Begründer der neueren Aesthetik oder wissenschaftlichen Betrachtung des Schönen angesehen werden.

Unter den Lehrgedichten zeichnen wir das Reich der Schatten oder, wie es später benannt wurde, das Ideal und das Leben, den Genius, das Glück, die Nänie und den Spaziergang aus. Im Reiche der Schatten enthüllt uns der Dichter in reicher Gedankenfülle und prachtvollem Strome der Rede die Welt der Schönheit als der reinen Form und Erscheinung des Geistes und preist das Leben in ihr als das allein beseligende. Im Genius erhebt er das unmittelbare und ursprüngliche Gefühl des Wahren und Guten über die begriffliche Auffassung des Systemes. Im Glück führt er den Gedanken aus, daß das Höchste ein freies Geschenk der Götter sei, und schildert die Macht, mit welcher der von den Unsterblichen begünstigte Mensch alle Herzen erobere. Man erkennt in diesem Bilde die mit verklärender Liebe wiedergegebenen Züge Goethe's, dessen olympischer Persönlichkeit gegenüber es für unsern Dichter gar keinen andern Ausweg gab, als ihn von ganzer Seele zu lieben und dadurch — sich anzueignen. Diese

schöne, neidlose Bewunderung und Hingebung durchströmt denn auch das Gedicht mit einer Frische und Fülle der Anschauung und des Empfindungsleben, die es dem Besten der griechischen Elegiendichtung an die Seite stellt. Schiller reinigt hier durch die unendliche Hingebung, die er dem Schönen entgegenbringt, sich selbst zur vollendeten Schönheit; denn was ist diese anders, als die Ausstrahlung entzückter Liebe, die im Anderen sich selbst begegnet? Die Nänie dagegen feiert in rührender Klage das kurze Leben, das frühzeitige Welken und Verschwinden der Schönheit und tröstet sich zugleich mit dem Gedanken, daß es auch etwas Herrliches sei, im Klageliede der Geliebten fortzuleben. Im Spaziergange endlich wird uns der Contrast zwischen der ewigen Unveränderlichkeit der Natur und dem ewigen Wechsel der menschlichen Zustände in lebendigen culturgeschichtlichen Uebersichten dargestellt. — Mehrere Lieder und Elegien, die Schiller in der dritten Periode seines Lebens gedichtet hat, und die zu seinen vortrefflichsten Schöpfungen gehören, bewegen sich so entschieden in demselben Ideenkreise, wie die Lehrgedichte, daß wir sie hier nicht übergehen dürfen. Es gehört dahin die Gunst des Augenblickes, die Dithyrambe und die vier Weltalter. In der Gunst des Augenblickes tritt eine Grundidee seiner spätern Weltansicht, zum Theil in engem Anschlusse an den Inhalt des Lehrgedichtes: „das Glück," nicht mehr didaktisch und reflectirend, sondern im Feuer der unmittelbarsten Begeisterung hervor:

„Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoos, das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick."

„Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt,"

„So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein."

Noch freier und kühner athmet diese Begeisterung in dem Dithyrambus, wo der Dichter alle die himmlischen Götter in seinem irdischen Wohnhause um sich versammelt sieht und sie, unfähig, die erhabenen Gäste zu bewirthen, um ihr unsterbliches Leben als Gastgeschenk anfleht.

„Die Freude sie, wohnt nur
In Jupiter's Saale;
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!“

Und gnädig erhören die Götter den flehenden Liebling:

„Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein;
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein!“

Die erhabene Sendung des Dichters, die ihn des Umganges mit den Göttern würdig macht, stellt uns Schiller vielleicht noch großartiger, als hier, in dem Gedichte: „die vier Weltalter“ dar, wo er den kühnen Ausspruch an die Spitze stellt, ohne die Leier sei auch beim Nektarmahle der Götter die Freude gemein, und sodann folgendes Bild des Sängers entwirft:

„Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige spiegelt;
Er hat alles geseh'n, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.“

„Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblick's flüchtig verrauschenden Schall.“

In solchen Stellen geht er an lebendiger Auffassung der Idee, die dem bloßen Verstande ewig unerreichbar bleibt, weit über die mühsam errungenen Ergebnisse seiner Abhandlungen hinaus. Wer in das Heiligthum seiner

Philosophie eindringen will, hat sich an seine Gedichte und an die mehrfach erwähnten philosophischen Briefe zu halten.

Kehren wir nun zu der Lebensgeschichte unseres Dichters zurück, so finden wir, daß sie von dem Momente an, wo er den Boden der Poesie wieder mit Entschiedenheit betritt, fast alles äußerliche Interesse verliert und mehr und mehr sich in eine bloße Geschichte seiner Productionen und seines Zusammenlebens mit Goethe verwandelt.

Die Rückkehr zur Dichtkunst war Schiller'n durch seinen bisherigen Entwickelungsgang bedeutend erschwert; er hatte, während er sich mit der Geschichte und Philosophie beschäftigte, die künstlerische Production beinahe ganz bei Seite gesetzt und der Ausübung eines oft ganz prosaischen Verstandes den größten Theil seines Fleißes und seiner Kräfte gewidmet. Seine Speculationen hatten sich auf dem Gebiete der Kunstphilosophie bewegt und ihn hier zu einer Art des Bewußtseins geführt, die dem schöpferischen Genius nicht gerade vorherrschend günstig sein konnte. Wäre es ihm vergönnt gewesen, auf dem Grunde einer lebensvollen und genialen Philosophie, wie die unserer gegenwärtigen Zeit ist, den wahrhaften Gehalt der Schönheitsidee zu durchdringen, so würde ohne Zweifel die Kraft der Dialektik ihn zur Unmittelbarkeit der poetischen Anschauung und Schöpfung selbst begeistert haben. Denn wie in der ächten Dichtung die Philosophie, so schlummert auch in der ächten Philosophie die Dichtung, und beide müssen wechselseitig einander fördern und erwecken, nicht stören und aufheben. Wenn also Schiller'n, wie er selbst und Goethe meinten, die Philosophie geschadet haben sollte, so möchte dies nur in dem Sinne anzuerkennen sein, daß er, weil ihm die eigentlichen Tiefen der Wissenschaft doch verschlossen blieben, durch das Speculiren den einseitigen, abstrakten Verstand nicht geläutert und verklärt, sondern in seiner prosaischen Anmaßlichkeit noch bestärkt hätte. Dies läßt sich auch, wenn man die ästhetischen Abhandlungen liest, zum Theile nicht in Abrede stellen. Doch geht aus der späteren Ge-

schichte des Dichters hervor, daß die Reflexion, die ihn früher hauptsächlich zur rhetorischen Unnatur verleitet hatte, durch die breite Entwickelung, die er ihr auf dem Boden der Wissenschaft gestattete, sich allmählig austobte und darum, als er zur Muse zurückkehrte, schon keine rechte Gewalt mehr über ihn hatte.

Indessen waren es die durch die Kunstphilosophie gewonnenen Ergebnisse, die unsern Dichter durch ihre Einseitigkeit vielfach so befangen machten, daß er noch lange Zeit mit sich zu kämpfen hatte und namentlich den wohlthätigen Einwirkungen Goethe's sich überlassen mußte, bis die ursprüngliche Kraft seines Genius sich wieder geltend machte und ihn auf den Weg des lebendigen künstlerischen Schaffens zurückführte. Er hatte zunächst durch seine streng-wissenschaftlichen Beschäftigungen das eingebüßt, was dem Dichter vielleicht von Allem das Unerläßlichste ist, den Sinn für die Beobachtung und Nachbildung des Individuellen, und statt sich in den Reichthum der lebendigen Erscheinungen zu versenken und ihn gereinigt und verklärt in der Dichtung auferstehen zu lassen, bemühte er sich jetzt, allgemeine Begriffe künstlich zu beleben und zur Gegenständlichkeit zu formen. Er hätte als Dichter in den Dingen selbst das Ideal anschauen und ihm durch seine Darstellung nur die durchsichtige Form geben sollen, und suchte statt dessen zu dem Ideale, das er im Voraus geschaffen hatte, eine Form, die ihm unter den bildenden Händen absterben mußte, weil sie eine künstliche, phantastische Schöpfung war, die nicht dem unmittelbaren Leben der Natur entquoll. Wie tief Schiller den hemmenden Einfluß dieser Richtung auf seine Productionskraft empfand, gibt sich besonders in den Lehrgedichten zu erkennen, in welchen er, nicht ohne tiefe Wehmuth, dem wissenschaftlichen Bewußtsein gegenüber die Natur, das Leben und die Empfindung erhebt. Er zerfiel auf diese Weise mehr und mehr mit sich selbst und begann bei der unendlichen Mühe, die ihn Anfangs die Ausführung seines Wallenstein kostete, an seinem Dichtervermögen zu verzweifeln. Den schweren Kampf,

der dadurch in ihm hervorgerufen wurde, erleichterte ihm das große Vorbild Goethe's, das er nun mit einer neidlosen Liebe, die vergebens ihres Gleichen suchen möchte, in sich aufnahm. Als ihm die wunderbare Welt des Wilhelm Meister sich aufschloß, als ihm hier ein unerschöpflicher Reichthum der frischesten und lebendigsten Phantasie entgegenströmte, da fühlte er wohl, daß es solchen überwiegenden Vorzügen gegenüber kein anderes Mittel der Rettung und Beruhigung gebe, als die Liebe, und so lebte er sich denn mit völliger Hingebung in den Geist hinein, der ihm fortan als die Quelle der wahren und ursprünglichen Schönheit dienen sollte. Wenn Goethe durch Schiller dazu angespornt und ermuthigt wurde, die Dichtung, die auch er hatte ruhen lassen, wieder aufzunehmen, wenn er dem Freunde das klarste Verständniß über seine Productionen verdankte, wenn er unter seiner Einwirkung sich ohne Mühe in den Ergebnissen der Philosophie orientirte, so erlangte Schiller durch ihn die ganze Wiedergeburt des schöpferischen Genius und würde ohne die Nähe und den Einfluß dieser durchaus dichterischen Persönlichkeit das Vortrefflichste, was wir von ihm besitzen, niemals zu Stande gebracht haben. Man könnte den Geist Goethe's als den Stoff betrachten, den Schiller, meistens unbewußt, in sich aufnahm und verarbeitete, und auf der anderen Seite Schiller's zweite und schönere Dichterjugend für die größte Schöpfung halten, die Goethe hervorbrachte. Durch diese wechselseitige Beziehung gewann denn auch ihre Freundschaft eine Festigkeit und Nothwendigkeit, die alle früheren Verhältnisse Schiller's weit in den Hintergrund drängen mußten.

Schon im Jahr 1790 wurde Schiller durch seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges veranlaßt, den Wallenstein zum Gegenstande eines Drama zu wählen. Die Ausführung dieses Planes wurde aber durch Krankheit und philosophische Studien von Jahr zu Jahr hinausgeschoben, obgleich er schon 1792 die Arbeit anfing und während seines Aufenthaltes in Schwaben einige

Scenen in Prosa entwarf. Nach seiner Rückkehr beschäftigten ihn die Horen und der Musenalmanach zu sehr, als daß er an die Fortsetzung des Wallenstein hätte denken können. Auch drängte sich eine Zeitlang der Plan zu den Malthesern dazwischen. Am meisten aber hemmte ihn die Unfähigkeit, das Gebiet des philosophischen Reflectirens zu verlassen und sich frischen Muthes in das unmittelbare Leben der Phantasie hineinzuwagen. Er fühlte es wohl, welch' ein Reichthum von Poesie sich unterdessen in den Tiefen seines Geistes gesammelt hatte; aber noch traute er sich die Kraft nicht zu, den verborgenen Schatz zu heben, und noch lagen seine Theorien als abwehrende Hüter vor dem Eingange. Er schwankte so lange hin und her, bis er nahe daran war, sich selbst aufzugeben. Es erforderte damals lange Ueberlegung und Berathung mit seinen Freunden, ehe er sich dazu entschloß, seine Thätigkeit künftig auf die Poesie zu concentriren. Goethe's mächtiger Zuruf begeisterte ihn endlich im März 1796 den Wallenstein mit Entschiedenheit wieder zu ergreifen und ihn zu beendigen, es koste, was es wolle. Freilich meinte er, nachdem er sich eine Zeitlang mit der Arbeit beschäftigt hatte, die widerspenstigste Masse unter den Händen zu haben, der sich nur durch heroisches Ausharren etwas abgewinnen lasse. Auch lag der Gegenstand, den er dramatisch entfalten sollte, seiner Empfindungsweise fern; es dünkte ihm völlig fremd, ja unheimlich, das buntfarbige Leben in reiner, unparteilicher Darstellung zu vergegenwärtigen, Tage lang bei der Zeichnung eines Charakters auszuharren, der dem seinigen nicht verwandt war oder in entschiedenem Gegensatze zu ihm stand. Er schwang sich erst während des Schaffens dazu empor, mit der allseitigen Liebe des Künstlers auch das Entlegenste zu umfassen. Jetzt gelang es ihm, sich in seine Gegenstände zu verwandeln, sich in ihnen zu vergessen, und so spürte er bald einen Anhauch von der Seligkeit des Schaffens, die uns nur aus dem Grabe des eigenen Ich entgegenweht. Er entledigte sich der

grausamen Pein, die ihn so lange gequält hatte, als er sich nur mit sich und seinen Ideen beschäftigt, als er jede Thätigkeit seiner Seele mit wachsender Aengstlichkeit beobachtete. Er genas in der Hingebung an die immer freier sich gestaltende Welt der Phantasie, die ihm ein Unterpfand der Versöhnung mit sich und dem Leben wurde. In dieser zunehmenden künstlerischen Selbstgewißheit glaubte er täglich zu erfahren, wie wenig der Dichter durch allgemeine, reine Begriffe gefördert werde. Er war manchmal unphilosophisch genug, alles systematische Wissen der Aesthetik für einen „Kunstgriff des Handwerkes" hingeben zu wollen. Im März 1799 lag endlich das erhabene Werk vollendet vor ihm, und am 20. April wurde Wallenstein's Tod zum ersten Male in Weimar aufgeführt. Als das Ganze im folgenden Jahre gedruckt erschien, konnte man schon aus dem großen und raschen Absatze ersehen, wie mächtig die Wirkung war, die es hervorrief. Es durchhauchte die Jugend mit einem edlen kriegerischen Geiste und erweckte durch das heimische Bild des deutschen Lebens, durch die wahrhaft nationale Luft, die den Leser und den Zuschauer daraus anhauchte, die längst erloschene Liebe zu dem theuren Vaterlande wieder, so viel Fremdartiges auch für ein deutsches Gemüth in der Weltansicht des Ganzen lag. Denn der finstere Hintergrund, aus dem die Tragödie hervortritt, ist die riesenmäßige Gewalt des allbezwingenden Schicksals. Der Held, eine durch Geisteskraft und äußere Stellung übermächtige Persönlichkeit, lehnt sich gegen die gesellschaftliche Ordnung, in deren zäher Herkömmlichkeit das Fatum seinen festesten Sitz behauptet, auf und bereitet sich dadurch den Untergang. Ehrbegierde und Rachsucht begegnen in ihm den Ideen des Weltbürgers; er will einen neuen Gang der Dinge herbeiführen und fällt, weil er das historische Recht verletzt, dem der Dichter nunmehr nicht, wie früher, das Naturrecht, sondern den Eigenwillen des in seinen Entwürfen maßlosen Genius gegenüberstellt, während sich seine ideale Liebe nicht mehr der bürgerlichen

Freiheit, sondern der schönen Menschlichkeit (in Max und Thekla) zuwendet. Das Letztere rührte von der großen Veränderung her, die in der sittlich-politischen Richtung Schiller's allmählig vorgegangen war. Manche Umstände hatten dazu beigetragen, seine Begeisterung für staatliche Ideale zu schwächen, und ganz besonders hatte ihn in dieser Hinsicht die Wendung der französischen Revolution umgestimmt. Das Sittlich-Schöne wurde ihm nun die Sonne, von der das Leben der Menschheit sein Gedeihen und Wachsthum empfangen sollte. Nachdem sein eigenes Dasein sich beruhigt und versöhnt hatte, ertrug er die Formen des Staates und der Kirche, gegen welche früher sein Titanenwiderstand gerichtet gewesen war, und fügte sich, wenn auch mit trauerndem Herzen, in das, was einmal nicht zu ändern stand; er beugte sich vor dem Geschicke, das ihm nach seinem jetzigen Standpunkte den Menschen und die Weltgeschichte mit unauflöslichen Banden zu umfangen schien. Er flüchtete sein von tiefen Wunden langsam genesendes Herz in den stillen Gottesfrieden der sanfteren menschlichen Gefühle, auf die selige Insel der Liebe, der Freundschaft, der bescheideneren Tugenden. Hier suchte er die kummerlösende Vergessenheit, die verjüngende Lethe auf; der Weg führte ihn unmerklich in das Reich der Schatten zurück, dem er auf die bunte, vielbewegte Oberwelt entronnen zu sein glaubte; er brach die Hesperidenäpfel des Friedens in dem Lande, wo das nie alternd lebt, „was sich nie und nirgends hat begeben." Die Freiheit schwebte ihm jetzt mehr als ein verklärtes Bild der Erinnerung in der Ferne; der müde Kämpfer pries den Frieden und seine Segnungen, er verherrlichte die Gesetzlichkeit, die Ordnung, die treue Pflichterfüllung im vorgeschriebenen beschränkten Kreise. Wie ein sterbender Schwan, vereinte er in seinem Gesange die süßesten, die mildesten Töne voll himmlischen Zaubers; er hauchte den ganzen Athem seiner Liebe den Engelsbildern seines Max und seiner Thekla ein, für die, wie für ihn, die Erde keinen Raum hatte. Denn wer spähete „auf allen

Länderkarten" das Paradies, den Wohnsitz für solche Seelen aus?

Noch in demselben Jahre, in welchem Wallenstein vollendet wurde, zog Schiller von Jena nach Weimar über. Er glaubte zwar von der dortigen Societät wenig Ersprießliches hoffen zu dürfen; er rechnete aber um so mehr auf die Einwirkung Goethe's, auf die Nähe des Theaters und auf eine reichere Fülle der Lebenswirklichkeit, die ihn umgeben würde. Das Zusammenleben mit Goethe namentlich sollte seiner Existenz einen ganz andern Schwung geben; denn er fühlte sich durch den Freund immer in die lebendige Welt hinausgetrieben, während er, so oft er von ihm entfernt war, in sich selbst zurücksank. Er fand in Weimar, was er nur wünschen konnte, geistvolle, anregende Menschen zum Umgange, ein höheres, edleres Gesellschaftsleben, in dem es ihm wohl wurde, allgemeine Liebe und Verehrung, vorzüglich von Seiten der Frauen, unter denen sich ausgezeichnete Persönlichkeiten befanden. Er bewegte sich in einem Elemente geistiger Aristokratie, das seinem stets auf das Erhabene und Würdige gerichteten Geiste in hohem Grade zusagen mußte. Karl August, der auf Schiller'n stolz war, behandelte ihn wie einen Freund; ebenso die Gemahlin und die Mutter des Herzogs. Mit Wieland, der sich ihm neidlos unterordnete, blieb er in freundlichem Verkehre; dagegen traten zwischen ihm und Herder Mißhelligkeiten ein, die endlich eine völlige Entfremdung zur Folge hatten. Herder vermochte es nun einmal nicht, sich vor irgend Jemanden zu beugen, und war auch in seiner Weise groß genug, um sich Schiller'n gegenüber für ebenbürtig halten zu dürfen. Er trug sogar manche Ahnungen in sich, die über Schiller's Gesichtskreis hinausgingen. Aber unser Dichter ist in jener Periode seines Glanzes und Ruhmes von einem allzugroßen Selbstgefühle nicht ganz frei zu sprechen, und man wünschte manchmal, er möchte den oben erwähnten Brief seines ehrlichen Vaters gründlicher beherzigt haben. In den Xenien (Gastgeschenken), die er früher in Gemeinschaft mit Goethe herausgab, die wir

aber wegen ihrer Mittelmäßigkeit gar nicht zur Sprache bringen wollten, hatte er sich manche Ausbrüche eines höchst rücksichtslosen Uebermuthes erlaubt, und man erschrickt wahrhaft, wenn man den feinfühlenden und gerechten Jean Paul den Eindruck seiner Persönlichkeit schildern hört: „Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremden zurückspringen.“ „Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, voll Edelsteine, voll scharfer, schneidender Kräfte — aber ohne Liebe.“ Schiller hatte allerdings etwas Imperatorisches und Ausschließliches in seinem Wesen, was ihn nicht in gleichem Maße, wie Goethe'n, zur vollkommenen Würdigung fremdartiger Individualitäten durchdringen ließ. Er maß die Welt zu einseitig nach seinem Genius ab und bewährte auch im Leben seinen Mangel an Objectivität, der ihm mit großem Unrechte als Lieblosigkeit ausgelegt wurde. Es war für ausgezeichnete Geister schwer, mit ihm zu leben; nöthigten sie nicht, wie der einzige Goethe, ihm die Huldigung ab, so verlangte er sie von ihnen, und in seiner Anerkennung wurde er immer sparsamer und abgemessener. Er schlug Männer, wie Schelling, die Schegel, Herder, Jean Paul, Fichte, bei Weitem zu gering an und rief sie zum Theil durch seine Schuld zu Gegenwirkungen auf, die ihn lange Zeit in der Anerkennung der literarischen Welt benachtheiligten und Goethe's Ruhm, mehr als er es verdiente, über den seinigen hinauswachsen ließ.

Uebrigens würde selbst das Verhältniß zu Goethe von geringerer Dauer und Festigkeit gewesen sein, wenn es dem letzteren in gleichem Maße, wie Schiller'n, an Beweglichkeit nnd Nachgiebigkeit gefehlt hätte. Goethe behauptet, er habe dem Freunde niemals widersprochen, sondern ihn sogar in seinen eigenen Angelegenheiten schalten lassen. Er nahm sogar Manches stillschweigend hin, was Schiller von ihm nicht würde ertragen haben. Schiller behauptete, soweit er dem überlegenen Dichtergeiste gegenüber mit Bewußtsein handelte, sehr entschieden seine Unabhängigkeit gegen ihn; er wollte sich

auch hier durchaus nichts vergeben und ließ ihn seine große Reizbarkeit empfinden. Daß Goethe Minister war, hatte auf die gegenseitige Haltung durchaus keinen Einfluß.

Unterdessen gelang es der frischen Begeisterung und dem rastlosen Streben unseres Dichters, in der Zeit vom Juni 1799 bis zum April 1801 zwei neue dramatische Meisterwerke zu vollenden, die Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. In Leipzig wohnte er am 17. September 1801 zum ersten Male einer Aufführung der Jungfrau bei. Als der Vorhang nach dem ersten Aufzuge gefallen war, erhoben die Zuschauer den begeisterten Ausruf: **„Es lebe Friedrich Schiller!“** und Pauken und Trompeten begleiteten stürmend und wirbelnd die wiederholte Huldigung. Nach der Beendigung des Stückes strömte Alles in Eile aus dem Hause, um dem Dichter beim Heraustreten seine Verehrung und Liebe zu beweisen, und als der Gefeierte erschien, da traten die Versammelten auseinander und ließen ihn mit entblößten Häuptern, während eine tiefe Stille eintrat, durch ihre lange Reihe dahingehen. Väter und Mütter hoben ihre Kinder empor und flüsterten ihnen zu: **„Das ist er!“** Das deutsche Volk erkannte wieder seinen Perikles, der es durch die olympische Donnerkraft des Wortes lenkte, den geweihten Prophetenmund, der ihm alle seine Heiligthümer offenbarte und auslegte, den Feldherrn des Geistes, der ihm die Schlachtfahne vorantrug, und zugleich den Engel des Friedens mit der Palme des Sieges und der Lilie der Verklärung.

Mit diesem Diplome der Unsterblichkeit, das ihm der Geist des deutschen Volkes damals ausstellte, verband sich im folgenden Jahre ein Adelsdiplom des Kaisers Franz II., das ihm der Herzog ausgewirkt hatte. „Sie werden wohl,“ schrieb der Dichter über dieses Ereigniß an Wilhelm von Humboldt, der damals in der Ferne lebte, „Sie werden wohl gelacht haben, da Sie von unserer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unserem Herzog, und da er geschehen

ist, so kann ich es mir um der Lolo und der Kinder willen auch gefallen lassen."

Betrachten wir nun die beiden Kronen, mit welchen Schiller damals das Wappenschild seines dichterischen Dynastenadels schmückte (der sich glücklicher Weise ebensowenig auf die Ahnenzahl seiner Ideen, als sein irdischer Adel auf eine legitime Reihe von Voraltern stützen konnten, so drängen sich uns folgende Bemerkungen auf.

In der Maria Stuart treten die allgemeinen staatlichen und religiösen Beziehungen der Weltgeschichte nur da hervor, wo sie dazu dienen, uns das innere Leben der Heldin zu enthüllen oder die Mächte, die von Außen auf sie einwirken, zu veranschaulichen. Die Entwickelung der Ereignisse erhält die Bedeutung, daß sie als der sichtbare Genius der in sich zerrissenen und der Selbstversöhnung zustrebenden Königin erscheint. Schiller entwirft uns in dieser büßenden Magdalena, die noch im Zustande der Erniedrigung, der Reue und Zerknirschung die Herzen unwiderstehlich fesselt, das Bild eines Weibes mit allen seinen Tugenden und Schwächen. Durch den höchsten Reiz einer zugleich üppigen und majestätischen Schönheit, durch den Zauber der Rede und die Anmuth des Umgangs, endlich durch das mitleiderflehende Leiden, das einen unnennbaren Schmelz der Verklärung über jeden ihrer Züge hinhaucht, reißt sie, der Lorelei des Mährchens vergleichbar, alle Männerherzen zur Liebe, zur Bewunderung, zur Anbetung hin und entzündet durch ihre zugleich überirdische und doch so ganz menschliche Erscheinung unbewußt und absichtslos; als eine Akte der Empörung, die Fackel des Bürgerkrieges. Im Kampfe mit der Bosheit ihrer Feinde, im Gegensatze zu der inneren Häßlichkeit ihrer Nebenbuhlerin, im gelassenen Anschauen einer selbstsüchtigen, verrätherischen Welt, gelangt sie zu immer tieferer Selbstbesinnung, zur Reinigung von irdischen Hoffnungen und Begierden, zur Befreiung von aller Menschenfurcht und betritt voll unerschütterlicher Zuversicht den Weg der Rettung, der sie

durch die irdische Vernichtung zur Auferstehung in Gott, zum ewigen Leben führt. So befreit die strafende Hand des Herrn, die sie in kindlich-frommer Liebe als die Hand des erbarmungsvollen Vaters erkennt, den angeborenen Engel ihres Herzens zu einem reinen und unvergänglichen Dasein. Ihre sinnliche Schönheit verwandelt sich nun in die Schönheit des Himmels, deren Prophezeihung sie gewesen war. —

Wie Maria Stuart, so athmet auch die Jungfrau von Orleans einen durchaus religiösen Geist, der sich hier, wie dort aus den Tiefen eines weiblichen Gemüthes entfaltet, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß er dort auf dem Wege natürlicher Entwickelung zu seiner Offenbarung gelangt und hier durch das äußere und innere Wunder sich hervorbringt, daß er dort die Verletzung rein menschlicher Pflichten im engen Anschluß an das einfache menschliche Gefühl abbüßt und hier mit dem menschlichen Gefühle in Konflikt geräth und über das Wesen, das ihm gehorchen will, das „Schuldig“ ausspricht, daß er dort nur durch die That sich lebendig erhalten kann und hier in der duldenden Ergebung seine Stärke beweist. Wenn es Schiller's Zweck in dieser Periode seines Schaffens überhaupt war, dem Drama durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung Luft und Licht zu verschaffen, so erreichte er diesen Zweck glänzender, als irgendwo, in der Jungfrau. Alles Sinnliche und Irdische dient hier nur dazu, ein Symbol des Ewigen zu sein; die wirkliche Welt tritt uns als der durchsichtige Leib einer Welt von geistigen Gestalten entgegen; in den menschlichen Begebenheiten spiegeln sich die unsichtbaren Reiche der Lichtgeister und Dämonen ab. Wie bei Calderon, bringt hier die Phantasie nur Krystallformen hervor, die bis in's Innerste von den Ideen durchsonnt werden. Daher dieses magische, geheimnißvolle Farbenspiel, diese Fremdartigkeit der Bilder und Töne, die der Dichter mit Recht als romantisch bezeichnet. Man muß sich über den Standpunkt der Wirklichkeit und Endlichkeit emporgeschwungen und die Idee

als das einzige wahrhafte Sein bereits erkannt haben, um die volle Wahrheit dieser köstlichen und einzigen Dichtung zu empfinden, die von jedem anderen Interesse, als dem poetischen und religiösen mit Entschiedenheit hinwegsieht. Die seichte Aufklärung und der nüchterne Verstand werden sich vergebens nach einem Anhaltepunkt darin umsehen. Damit soll indessen nicht behauptet werden, daß hier nicht den äußeren und inneren Naturgesetzen ihr Recht widerführe; der Dichter hebt das Natürliche nur innerhalb des Natürlichen selbst auf, nachdem er es vollkommen durchdrungen und veranschaulicht hat. Auch hier nimmt, wie in der Maria Stuart, die Gestalt der Heldin beinahe das ganze Gebiet der Tragödie ein, und die Nebenfiguren schweben nur als Abbilder ihres Genius und seines Schicksals, wie flüchtige Schatten an uns vorüber. Von ihr selbst aber durfte der Dichter im entzückten Anschauen der eigenen Schöpfung ausrufen:

„Und wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu;
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben,
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!"

Diesen beiden Dramen schlossen sich bald nachher zwei andere an, die Braut von Messina und Wilhelm Tell, von welchen jene in den ersten Wochen des Jahres 1803, dieser aber am 18. Februar 1804 beendigt wurde.

Schiller war, wie schon oben angedeutet wurde, in der dritten Periode seines geistigen Lebens vorzüglich darauf bedacht, die Tragödie über das Natürliche zu einem selbstständigen Dasein zu erheben. Es sollte darin alles Stoffartige vertilgt, jeder Bestandtheil nur das Glied eines idealen Ganzen werden. Diese Reinigung glaubte er nun am geeignetsten durch zwei Hilfsmittel vollbringen zu können, durch den Chor und das Schicksal. Beide haben wir als das doppelte Auge zu be-

trachten, in welchem der Geist der Braut von Messina sich ausdrückt. Was zunächst das Schicksal betrifft, so heftet sich dasselbe an den unnatürlichen Haß zweier Brüder, der durch einen entsetzlichen Fluch des Stammvaters hervorgerufen ist. Der Fluch aber ist die Folge eines Frevels, und so stellt sich der Untergang des Geschlechtes als Strafe für ein verübtes Verbrechen dar. Ganz im Sinne der Griechen, denen sich der Dichter hier überhaupt anschließt, wird dem Unglücklichen sein Schicksal vorherverkündigt, ohne daß er ihm entfliehen kann. Der freie Wille behält nur einen sehr engen Spielraum. Das Schicksal beschließt Alles und vollführt Alles, selbst durch die Gegenanstalten, die von den Menschen getroffen werden. Nur freie Unterwerfung kann es versöhnen. Das Erhebende der furchtbaren Tragödie liegt erst im Schlusse, wo der Unglückselig-Schuldige, auf dessen Haupt sich alle Frevel und Strafen seines Hauses zusammengedrängt haben, sich selbst verdammt und freiwillig dem Tode weiht. In dieser blutigen Buße soll sich uns die Heiligkeit des Sittengesetzes und eine Kraft offenbaren, durch welche die Kette des Geschickes gebrochen wird. Sodann sollen die feindlichen Brüder, auf ewig versöhnt und friedlich im Hause des Todes bei einander ruhen und der Mutter von ihrem Grabe aus als Götter den stärkenden Trost bieten. Wie Schiller selbst den Chor auffaßte, so war er ihm die verkörperte, in die Darstellung selbst aufgenommene, rein menschliche Theilnahme des Dichters. Er sollte die gemeine moderne Welt mit ihren gekünstelten Formen zur Wahrheit und Einfachheit der menschlichen Natur zurückführen. Er sollte durch Absonderung der Reflexion von der Handlung die Tragödie reinigen und zur freien Poesie erheben. Er sollte eine erhabene Ruhe in das Kunstwerk bringen.

Wenn sich Schiller in dieser Dichtung, die sich vorzüglich durch einzelne lyrische Stellen von der erhabensten Schönheit auszeichnet, von dem Boden der deutschen Nationalität und des modernen religiösen Bewußt-

seins weit entfernte und, durch einseitige Theorien verleitet, seinen Genius in Formen einzwängte, die mit der Dichtung der neueren Zeit im Widerspruche stehen, so kehrte er dagegen im Wilhelm Tell zu seiner eigentlichsten Natur zurück und vereinigte in dieser letzten Schöpfung, die er vollenden sollte, noch einmal in voller Jugendkraft der Begeisterung alle die außerordentlichen Vorzüge, die wir bisher an ihm bewundert haben. —

In Wilhelm Tell tritt wieder, wie in Don Karlos, die Idee des Staates, des Rechtes und der Freiheit in den Vordergrund; doch findet sie jetzt einen ganz anderen Ausdruck, als in jenem Drama. Der Dichter bleibt nicht in ihrer innerlichen, individuellen Gestaltung befangen, sondern führt sie aus seinen Betrachtungen heraus in eine reiche, lebendige Welt des wirklichen Daseins, die er mit der Kunst des vollendeten Meisters darstellt. Sodann aber unterscheidet sich Wilhelm Tell hinsichtlich des politischen Standpunktes von Don Karlos, wie von den dramatischen Jugendwerken Schiller's überhaupt, wesentlich dadurch, daß in den letzteren das Bestehende umgestoßen und dagegen im Tell erhalten werden soll. Die schlichten Schweizer Landleute folgen nicht einem Ideale der Freiheit und des Menschenrechtes, sondern fassen nur die bestehenden Zustände und alten Gewohnheiten in's Auge. Sie gehören noch ganz der Natur an und sind mit ihr verwachsen; sie haben sich noch nicht zur sittlichen Selbstbestimmung aus freier Vernünftigkeit entwickelt, sondern treffen im Allgemeinen das Wahre durch Instinkt. Dieser Instinkt treibt sie dazu an, ihren Naturstand gegen fremde Unnatur, ihre geschichtlichen Rechte gegen freche Willkür zu vertheidigen. Es ist denn auch nicht die Verletzung allgemeiner Rechte, sondern die Beeinträchtigung von Privatrechten und die empörende Mißhandlung Einzelner, die das ganze Volk, aber erst allmählig, zu den Waffen ruft, nachdem es dazu hingedrängt worden ist, über das Allgemeine nachzudenken und sich auf seine ererbten politischen Rechte zu besinnen. Dennoch läßt sich von

Zeit zu Zeit die Stimme der idealen Freiheit vernehmen, die gleich einer prophetischen Offenbarung aus den Tiefen eines hochherzigen Enthusiasmus für die angefochtenen heiligsten Güter emporsteigt, z. B. in den berühmten Worten Stauffacher's.

„Nein, eine Gränze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein and'res mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt — Wir steh'n vor unser Land,
Wir steh'n vor uns're Weiber, uns're Kinder!"

Eine Stelle, die man, um Schiller's politischen Standpunkt in den späteren Jahren seines Lebens nicht einseitig aufzufassen, mit dem ganzen Geiste des Wilhelm Tell und namentlich auch mit folgendem vortrefflichen Gedichte zusammenhalten muß, das er an seinen Freund, den Kurfürsten-Erzkanzler von Dalberg richtete:

„Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme schürt,
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert,
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkühr an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen, —
Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen."

„Doch wenn ein Volk, das fromm die Heerden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet, —
Das ist unsterblich und des Liedes werth.
Und solch ein Bild darf ich dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Große ist dein eigen."

Noch haben wir einer anderen Eigenthümlichkeit zu gedenken, durch welche sich Wilhelm Tell an die Dramen der Jugendzeit anschließt und eine gegensätzliche Stellung zu den übrigen Tragödien der dritten Periode erhält. Die ganze Entwickelung der Ereignisse gründet sich hier nämlich auf den natürlichen Gang der menschlichen Verhältnisse, und es steht weder das Schicksal, noch die Vorsehung als sichtbar einwirkend im Hintergrunde. Die Erhöhung und Verallgemeinerung des schlichten Idylls beruht theils auf den großartigen, allerdings von dem Geiste der innigsten Religiosität durchdrungenen Ueberzeugungen der menschlichen Persönlichkeiten, theils auf den weltgeschichtlichen Begebenheiten, an welche die Vorgänge der abgeschlossenen Schweizerthäler im Ganzen höchst glücklich angeknüpft werden. Ueber die durchgehende künstlerische Vollendung des Tell, über die Verklärung des Stoffes, die hier dem Dichter ganz anders, als in der Braut von Messina, gelungen ist, über das ganze freie, frische Dasein der Gestalten wollen wir uns ebensowenig verbreiten, als über die ächt-menschliche und nationale Gesinnung, die jeden Vers der Dichtung glühend durchathmet, und über die wundervolle Sprache, in welcher der tiefste Gehalt eines durch alle Bildungsstufen hindurchgeschrittenen Geistes wie durch den Mund eines unschuldigen Kindes sich ausspricht. In der That ist Tell der reinste und vollkommenste Ausdruck der wiedergewonnenen Naivität, der zweiten und höheren Kindheit unseres Dichters, durch die ihm ein Himmelreich auf Erden erschlossen wurde. — Lasset uns aber noch eine Stelle, einen Spruch in dem letzten Werk unseres Dichters und Propheten, unseres gemeinschaftlichen treuen Freundes, der uns nie verlassen wird, so lange noch ein Laut der deutschen Sprache erschallt, laßt uns ihn aufschlagen und im Grunde unserer Seelen beherzigen. Er ist köstlicher, als alle goldenen Worte der sieben Weisen Griechenland's. Es ist **Schiller's letzter Wille!**

„Die angebornen Bande knüpfe fest,
An's **Vaterland**, an's theure schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwaches Rohr, das jeder Sturm zerknickt!"

Und daran schließt sich von selbst das letzte Stammeln des sterbenden Attinghausen: **„Seid einig — einig — einig!"** —

Kehren wir nun noch einmal zu der Lebensgeschichte unseres Dichters zurück, so finden wir ihn während der ersten Monate des Jahres 1804 bei beständigem Fortarbeiten am Tell und ununterbrochener Kränklichkeit durch das Gedeihen seiner Schöpfung beglückt und durch Goethe's Beifall ermuntert. Eine Reise nach Berlin, wo er am 1. Mai anlangte, trug nicht wenig zur Erheiterung und Erhebung seines Herzens bei. Die Liebe und Verehrung, mit der man ihm dort entgegen kam, war ohne Gränzen. Der geniale Held, Prinz Ludwig Ferdinand lud ihn zur Tafel; die edele Königin Luise drückte ihm den Wunsch aus, er möchte sich an ihre Hauptstadt fesseln lassen. Bald nach seiner Rückkehr erhielt er auch vom Könige Friedrich Wilhelm III. die Aufforderung, seinen bisherigen Aufenthalt mit Berlin zu vertauschen, und das Anerbieten eines Gnadengehaltes von 3000 Thalern. Zugleich war ihm eine Stelle in der Akademie zugedacht. Aber er hatte verschiedene Gründe, den ehrenvollen Ruf von sich abzulehnen, einmal die Rücksicht auf seine fortwährende Kränklichkeit, sodann die Wünsche seiner Gattin und endlich die Zufriedenheit mit seinen socialen Verhältnissen, die er, als ein Freund des Südens, nicht mit einem Aufenthalte im höhern Norden, mit ungewohnten, meist künstlicheren Zuständen, zumal bei seinem vorgerückten Alter, vertauschen mochte. Karl August erleichterte ihm seinen Entschluß dadurch, daß er seinen festen Gehalt auf 800 Thaler erhöhte. Schiller's Werke trugen außerdem so bedeutende Honorare ein, daß

er nunmehr bei nur mäßigem Fleiße vortrefflich bestehen konnte.

Die letzte That des Geistes, an welche Schiller Hand anlegte, und in deren Vollbringung er durch den Tod überrascht wurde, war sein Demetrius. Durch einen Krankheitsanfall, den er nach seiner Rückkehr aus Berlin erlitten hatte, war seine Gesundheit völlig untergraben worden. Seine Gesichtsfarbe fiel in's Graue; sein fester, aufrechter Gang wurde unsicher, seine stolze, militärische Haltung gebeugt. Der strenge Winter machte es ihm sodann unmöglich, sich zu erholen, und in der Mitte des Januars befiel ihn ein Fieber. Nach seiner Genesung besuchte er Goethe'n, der gleichzeitig mit ihm erkrankt war. Sie umarmten sich lange und schweigend und knüpften dann rasch eine erheiternde geistige Unterhaltung an, ohne daß Einer der Krankheit des Anderen Erwähnung that. Schon in den ersten Tagen des Februars begannen die Anfälle des Fiebers sich bei Schiller'n wieder einzustellen; er fühlte sich bis auf die Wurzeln erschüttert, und sein Muth sank immer tiefer. Er ahnte allmählig die Nähe des Verhängnisses, das sobald schon sein Haupt umdunkeln sollte; doch hoffte er, noch einmal die Schweiz, die Heimath seines Tell, zu sehen. Später zog ihn die Sehnsucht nach dem friedlichen Bauerbach, zu seinen Schwestern nach Meiningen und Schwaben, an das weite, unendliche Meer, das Bild seines freien, schrankenlosen Geistes. Eine unaussprechliche Milde durchdrang sein ganzes Wesen; wie in einer unangreifbaren Burg wohnte der Gottesfriede in ihm. An seiner Geduld, seinem Gleichmuthe erkannte man den Helden, der in der Waffenrüstung sterben wollte. Die Liebenswürdigkeit des Kranken bezauberte die Herzen. Noch einmal — auf wenige Tage — siegte der mächtige Geist über die Gewalt der Natur, der sein Körper schon fast erlegen war. Gegen Ende des März schrieb er wieder an seinem Demetrius: „Ich habe mich mit ganzem Ernste endlich an meine Arbeit, den Demetrius, angeklammert und denke, nun nicht mehr

so leicht zerstreut zu werden. Es hat schwer gehalten, nach langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen wieder Posto zu fassen, und ich mußte mir Gewalt anthuen. Jetzt aber bin ich im Zuge." Die Ahnung des Todes trat jetzt bei ihm in den Hintergrund; sobald er seinen Geist wieder stark fühlte, wähnte er, auch die leibliche Gesundheit zurückempfangen zu haben. Die Natur, die langersehnte, die er wieder besuchen durfte, kündigte ihm den baldigen Frühling an; seinen Blicken schien sich ein neues Leben zu eröffnen. Er zeigte sich wieder bei Hofe und im Theater. Er schrieb wieder an Freunde und Verwandte, unter Anderen an Wilhelm von Humboldt, der damals in Rom lebte: „Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge." „Ich wünschte, mir anschaulich zu machen, wie Sie in Rom leben, und worin Sie leben. **Der deutsche Geist** sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, Deutsch zu empfinden und zu denken. Frau von Stael hat mich bei meiner Anwesenheit in Weimar auf's Neue **in meiner Deutschheit bestärkt**, so lebhaft sie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unsrigen fühlbar machte." Am 29. April ergriff ihn im Theater ein so heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten; er fiel wieder in sein früheres Leiden zurück. Am 6. Mai Abends begann er oft abgebrochen, doch immer noch mit Klarheit zu sprechen. Am folgenden Abende rief er im Schlafe aus: „Ist das euere Hölle, ist das euer Himmel?" erwachte dann und blickte mit sanftem Lächeln aufwärts. Den 8. Mai brachte er meistens still und oft schlafend zu. Als man ihn des Abends fragte, wie es um ihn stehe, erwiederte er: „Immer besser, immer heiterer!" Er ließ sich

den Vorhang öffnen, um die Sonne zu sehen, und verweilte freundlichen Blickes in ihrem Anschauen. In der folgenden Nacht rief er Gott mehrmals an, ihn vor langem Todeskampfe zu bewahren. Am Morgen des 9. Mai schlief er bis gegen zehn Uhr. Dann verließ ihn die Besinnung, er phantasirte: „Wer lös'te die Kanonen? — Wer commandirt den linken Flügel? — Siehst du? — Die Kettenkugeln reißen ganze Glieder nieder! — Wie prächtig sieht das Regiment aus — weiß und blau! — Sind sie im Lager? — Das ist lustig! — Singt noch einmal den Rundgesang!" — Manchmal durchlief er starren und irrenden Blicks die Umstehenden; er kannte Niemanden mehr. Seine Augen lagen tief im Kopfe. Gegen drei Uhr des Nachmittages wandelte ihn vollkommene Schwäche an; allmählig schwand ihm der Athem. Plötzlich zuckte es wie ein Blitz über sein Angesicht; das Haupt sank zurück; die Ruhe eines Engels umschwebte seine Züge. Das große Herz, in dem ein ganzes Weltall Raum gefunden, hörte auf für diese Erde zu schlagen. Der Schatten des gereinigten Geistes entwandelte auf die glänzenden Gefilde der mangellosen Freiheit, Schönheit und Liebe.

Der Schmerz, den die Nachricht vom Tode des Dichters in ganz Deutschland verbreitete, war unbeschreiblich; noch niemals ist in unserem Vaterlande ein Verlust so tief und so lange betrauert worden. Erst jetzt erkannte man die unermeßliche Gewalt, die sein Geist auf das ganze Leben des Volkes, des Jahrhunderts ausgeübt, erst jetzt empfand man, wie tief er in die deutschen Herzen sich hineingelebt hatte. Es erhob sich bei der so plötzlich eingetretenen, unausfüllbaren Leere eine allgemeine Weheklage, wie einst in Korinthos, als die Nachricht vom Tode des großen Pan, des allumfassenden Naturgeistes, eintraf. Den stärksten zugleich und süßesten Mund des Gesanges, das Orakel der tiefsten Weisheit und reinsten Tugend hatte die Hand des Todes geschlossen; der Herold der Freiheit und der Menschenrechte, der Bannerträger des Muthes in der Schlacht der Geister war dahin; das

hellste Licht des deutschen Geistes war erloschen, als das Reich der Finsterniß uns schon mit seinen dichtesten Schatten zu umlagern begann.

Auf Goethe'n, der mit Schiller zugleich erkrankt war und alle Mühe hatte, sich selbst aufrecht zu erhalten, lastete eine trübe, bange Ahnung. An dem Abende, als Schiller starb, wurde ein Freund, der sich bei Goethe befand, hinausgerufen, um die Nachricht für ihn zu empfangen, kehrte aber nicht mehr zu ihm zurück. Auch hatte sonst kein Mensch den Muth, ihm die unausbleibliche Kunde zu bringen. Da er nun die Hausgenossen in Verwirrung sah und ihr ängstliches Ausweichen gar wohl bemerkte, so sagte er endlich: „Ich merke es wohl, Schiller muß sehr krank sein," ohne jedoch eine Erklärung zu verlangen. Er blieb den ganzen Abend in sich gekehrt; in der Nacht hörte man ihn weinen. Am folgenden Morgen fragte er eine Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Sie vermochte kein Wort hervorzubringen, sie schluchzte laut. „Er ist todt?" fragte Goethe mit fester Stimme. „Sie haben es selbst gesagt!" gab die Freundin zur Antwort. „Er ist todt!" wiederholte er und bedeckte sich die Augen mit den Händen. Auch in den nächsten Tagen wagte Niemand in seiner Nähe das Gespräch auf Schiller zu lenken; er selbst vermied es.

Die Beerdigung mußte, obgleich sie auf den Morgen des 12. Mai bestimmt war, wegen der Schnelligkeit, mit welcher die Leiche in Verwesung überging, schon in der vorhergehenden Nacht stattfinden. Als der Zug um ein Uhr sich in Bewegung setzte, folgte dem Sarge nur ein einziger Begleiter. Die Primaner des Gymnasium's gingen voran. Zwölf Männer höheren Standes nahmen den Trägern ihre Bürde ab und trugen den Dichter zu Grabe. Alsbald sprengte ein Reiter heran, stieg vom Pferde herunter und folgte dem Zuge von Ferne. Als er bei der Einsenkung des Sarges unter Schluchzen und Händeringen hinzutrat, erkannte man Wilhelm von Wolzogen, der aus Naumburg herbeigeeilt war, um

dem Jugendfreunde die letzte Ehre zu erweisen. Am 12. Mai, als einem Sonntage, wurde zu Ehren des Todten eine gottesdienstliche Feier veranstaltet. Der Generalsuperintendent Voigt hielt eine Rede; vor und nach derselben führte die Kapelle des Herzoges das Mozartische Requiem auf.

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen," sagt Goethe, „daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß er frühe hinwegschied, komme auch uns zu Gute. Von seinem Grabe stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort und immer fortzusetzen. So wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben."

Erst am 22. März des Jahres 1832, bei vollkommener Frische und Klarheit des Geistes und fast unversehrter Schönheit des Körpers, im drei und achtzigsten Jahre seines Lebens, ging auch Schiller's hoher Genosse im Dichten und Denken zur ewigen Ruhe ein. Goethe entschlummerte sanft mit der Losung des Jahrhunderts und der Menschheit: **„Mehr Licht!"** In der Fürstengruft zu Weimar stehen die Särge der beiden Dichter, und in ihrer Mitte ruhen die Gebeine ihres erhabenen Beschützers, des Großherzogs Karl August.

Ludwig von Vincke,

und dessen Sohn

Georg Ernst Friedrich von Vincke.

Von

Friedr. von Schönthal.

„Recht muß doch Recht bleiben!“

G. E. Fr. von Vincke.

Ludwig von Vincke,

geboren am 23. Dezember 1774, gestorben am 2. Dezember 1844,

und dessen Sohn

Georg Ernst Friedrich von Vincke.

(Geboren den 15. Mai 1811.)

Unsere Zeit ist eine Zeit großer Schwankungen, vielfältiger Halbheiten, durchgängiger Unentschiedenheit. Wir wollen nicht den rüstigen Vorkämpfern zu nahe treten, welche auf den mannigfachen Gebieten unserer sozialen, politischen und religiösen Verhältnisse ihren lauten Fahnenruf ertönen lassen und das Volk nach sich ziehen zum geistigen, gesetzlichen und heiligen Kampfe für den Fortschritt; wir wollen nicht zu nahe treten den bewunderungswürdigen Felsenmännern, die mit unerschütterlicher, deutscher Kraft, ihrer inneren Ueberzeugung getreu, nicht einen Fuß breit weichen von dem, was sie als Recht, was sie als Wahrheit erkannt. Aber sehen wir hin auf die große Menge unserer Zeitgenossen, auch auf diejenigen sogar, die wir zu den Gebildeteren unseres Volkes zu zählen genöthigt sind, — überall tritt uns die traurige Erfahrung entgegen, daß entweder die Gleichgültigkeit in allen sogenannten streitigen Dingen als der richtige Standpunkt gebildeter Menschen angesehen wird, oder aber, daß blos die Erkenntniß des Wahren und Rechten als vollgenügender Selbstzweck betrachtet wird, ohne daß diese Erkenntniß zur That werde. Es ist hohe Zeit, jene Lauen aufzurütteln aus

ihrer trägen Ruhe, und ihnen das Kommando-Wort des Marschalls Blücher: „Vorwärts" in die Herzen zu donnern; es ist hohe Zeit, daß das als Recht und als Wahrheit Erkannte auch eine Gestalt gewinne im Leben, daß es zur That werde. Der Kampf um Wahrheit und Recht wogt in unsern Tagen hin und her; — seien wir wachsam, daß wir keinen Schritt von dem errungenen Boden verlieren; stehen wir fest! In gar vielen Köpfen ist es hell geworden; die Wahrheit ist eingezogen in ihren Geist, nur noch nicht in ihr Herz, nur noch hat sie ihre Thatkraft nicht zum Handeln bestimmt. Erkenntniß ist in großem Maße verbreitet, aber vielerorten fehlt noch die Gesinnung, fehlt die Aufopferungsfähigkeit, fehlt die Festigkeit. Sollen wir's ausdrücken mit einem einzigen Worte, sollen wir mit einem Worte sagen, woran unsere Zeit Mangel hat? Es sind Charaktere. Wahrheit und Recht werde allerdings zuerst klar erkannt; aber die klar erkannte Wahrheit und das klar erkannte Recht gewinne auch Gestalt im Leben und werde mit muthiger, heiliger Ueberzeugungstreue vertheidigt als das Heiligste, was der Mensch zu vertheidigen und zu wahren hat! Charaktere, deren Handeln und Erkennen in einer solchen nothwendigen harmonischen Uebereinstimmung stehen, solche Charaktere stählen durch ihren bloßen Anblick die schwache Kraft Anderer, und wir freuen uns, in dem Doppelbilde von Vater und Sohn, das wir unsern Lesern hier vorzuführen gedenken, Charaktere zeigen zu können; die beiden Vincke, Vater und Sohn, sind Männer der Gesinnung, Männer der That.

Ludwig von Vincke wurde am 23. Dezember 1774 auf dem Gute Ostenwalde, im Fürstenthum Osnabrück geboren und war der Sohn des Oberstallmeisters und Landdrosten von Vincke, der zugleich Domdechant in Minden war und abwechselnd bald hier, bald auf seinem Gute wohnte. In seinen jüngeren Jahren erhielt Ludwig von Vincke seine erste Bildung durch Privatunterricht in seinem älterlichen Hause; besuchte

dann von Ostern 1789 bis dahin 1792 das Pädagogium zu Halle und machte seine Universitätsstudien in Marburg, Erlangen und Göttingen. In Marburg hatte von Vincke Wohnung und Tisch im Hause Stilling's, welcher damals Professor daselbst war und der in seinen „Lehrjahren" erzählt, daß von Vincke zu den vortrefflichsten Jünglingen gehörte, die jemals in Marburg studirt hätten. Nach Beendigung seiner Studien trat er, da sein Vater auch im preußischen Staate Besitzungen hatte, in die Dienste dieses Staates, wurde Auskultator und Referendar bei der kurmärkischen Kriegs- und Domainenkammer zu Berlin und besuchte von da aus zum ersten Male England. Bald nach seiner Rückkehr wurde er (1798) zum Landrath des Kreises Minden ernannt. Allerdings war er noch in sehr jugendlichem Alter, aber sein äußeres Ansehen ließ auf eine noch geringere Zahl von Jahren schließen, so daß, als König Friedrich Wilhelm II. bei seiner Anwesenheit zu Minden ihn ansah, dieser den damaligen Oberpräsidenten, den nachherigen Staatsminister von Stein fragte: „Macht man hier Kinder zu Landräthen?" Darauf antwortete derselbe: „Königliche Majestät, der Landrath von Vincke ist ein Jüngling an Jahren, aber ein Mann an Verstande." So erzählt uns Bischof Eylert, der in seinem Nachrufe an seinen Freund von Vincke uns auch als ein Beispiel von Edelmuth und sittlicher Kraft desselben mittheilt, daß von Vincke mit einem akademischen Freunde, dessen Vater plötzlich ohne Vermögen gestorben war, seinen Wechsel theilte, sich einschränkte und keine Schulden machte.

Im Jahre 1803, als von Vincke kaum 30 Jahre alt war, wurde er zum Präsidenten der Kammer zu Aurich, in dem damals zu Preußen gehörigen Fürstenthum Ost-Friesland, ernannt. Der Oberpräsident der preußischen Landestheile in Westphalen, Freiherr von Stein hatte mit seinem Kennerauge gar bald die praktischen Fähigkeiten von Vincke's im Verwaltungsfache kennen gelernt und als derselbe nach dem Tode des Mini-

sters von Struensee von dem Oberpräsidium entbunden und in's Ministerium in Berlin berufen wurde, schlug er den Freiherrn von Vincke zu seinem Nachfolger vor. So wurde Vincke im Jahr 1804, 31 Jahr alt, Oberpräsident der gesammten westlich von der Weser gelegenen preußischen Besitzungen und ihm somit ein bedeutender Wirkungskreis angewiesen, für den er durch Studien, Reisen nach England und Spanien und durch seine bisherige praktische Wirksamkeit sich vorbereitet hatte.

Mittlerweile fingen die äußeren Verhältnisse Preußens an, sich zu verwickeln. Nach dem Baseler Frieden hatte Preußen unrühmlicher Weise dem gemeinsamen Feinde Deutschlands gegenüber sich neutral gehalten: ein Benehmen, das allerdings nach der Versicherung glaubhafter Männer durch den gänzlichen Mangel aller baaren Mittel im Staatsschatze entschuldigt wird, welche unter Friedrich Wilhelm II. leichtsinniger Weise vergeudet worden waren. Als einen Bruch dieser Neutralität sah indeß Napoleon den Abschluß der sogenannten Potsdamer Konvention mit Rußland an und verlangte in Folge derselben die Abtretung von Ansbach an Baiern, und von Kleve und Neufchatel an Frankreich. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß auch die Grafschaft Mark abgetreten werden solle und wurde dasselbe Veranlassung zu der klassischen Petition der Markaner vom 10. März 1806, die von dem Pfarrer Möller in Elsey verfaßt, ein redendes Zeugniß der Treue und Anhänglichkeit dieses Landestheiles geworden ist. Unter ähnlichen Besorgnissen vor Abtretung und Vertauschung hatten während der Verhandlungen des westphälischen Friedens die Vorfahren der Bittsteller im Jahre 1647 sich an den großen Kurfürsten gewandt und von ihm die Zusicherung erhalten: „Sie und ihre Nachkommen sollten von ihm und seinen Nachfolgern nun und zu ewigen Zeiten weder abgetreten, noch verwechselt, sondern immer und alle Zeit bei seinem Hause im Besitz ihrer Rechte und Freiheiten erhalten werden." Der große Kurfürst hatte mit eigener Hand am Rande be-

merkt: „Ich müßte verrückt sein, wollte ich meine getreuen Unterthanen mit Mameluken vertauschen.“ Darauf anspielend hatte der Pfarrer Möller am Schlusse seiner Petition die Worte gebraucht: „Ew. Majestät wollen das heilige Wort des großen Kurfürsten von Neuem der Grafschaft Mark verkündigen lassen!“ Bekanntlich hat das Schicksal anders gewollt. Das blinde Selbstvertrauen der Preußen, die immer noch sich für unüberwindlich hielten, mußte zuerst vernichtet werden; man wähnte, die Formen, denen der große Friedrich seinen Geist einzuhauchen verstanden, seien noch erfüllt von einem lebendigen Geiste; man begriff nicht, daß diese Formen verknöchert und geistlos geworden waren, und so kam es, daß die Tapferkeit, die kriegerische Begeisterung und Kriegskunst Napoleon's mit einem Schlage, bei Jena, das haltlose Gebäude zertrümmerten. Aber es mußte so kommen, sollte anders eine neue und bessere Zeit in Preußen anbrechen; das Unglück mußte zum Läuterungsfeuer werden für die Selbstüberschätzung und Selbstüberhebung; der König mußte erst zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Thron geschirmt sei, nicht wenn er ruhe auf den Bayonetten seiner Kriegerschaaren, sondern nur dann, wenn er mitten im Volke stehe, umgeben von dessen Liebe und dessen Zuversicht; daß der Thron hinwiederum des Volkes Rechte und Freiheiten schütze, wenn er ruht auf der Ueberzeugung, daß die Monarchie die sichere Stütze der Freiheit, und die Freiheit der Schirm der Monarchie sei.

Bald nach der Schlacht bei Jena rückte ein französisches Heer in Westphalen ein. Nach einer kurzen Fortsetzung der Verwaltung verließ von Vincke Westphalen und besuchte zum zweiten Mal England. Ihn, einen Staatsmann mit raschem und sicherm praktischem Blicke, hatten die beiden Reisen nach Großbrittanien mit den Zuständen und Verhältnissen dieses Landes bekannt gemacht; es war sein eifrigstes Bestreben gewesen, sich während seines Aufenthaltes in England mit der innern Staats-Verwaltung und der deßfallsigen Verfassung bis

in die kleinsten Einzelheiten vertraut zu machen. Es war von Vincke leicht, eben durch seine bedeutenden Geschäftskenntnisse, die so vielen andern Ausländern unverständlichen Formen des englischen Verwaltungswesens zu durchschauen. Bald sah er deren Kraft und Lebendigkeit ein und versäumte deßhalb keine Mühe, um die ihm dargebotenen Gelegenheiten zu Erkundigungen zu benutzen. Manchen Geschäftsverhandlungen wohnte er als Augenzeuge bei und, vertraut mit den verschiedenen Gegenständen, die jede Verwaltung in sich schließt, suchte er mit Klarheit zu erkennen, wie jeder dieser Gegenstände in England betrieben werde. So gelangte er zu einem allgemeinen, aber lebensvollen Bilde und dieses Bild, das er mit großer Wärme in sich aufgenommen, gab er wieder in seiner Schrift: „Darstellung der innern Verwaltung Großbrittaniens;" er entwickelte darin zum Schlusse die Ansicht, daß es wie in Großbrittanien, so auch in andern Staaten sein könne, daß die Fähigkeit eines Volkes öffentliche Geschäfte zum eigenen und allgemeinen Besten auszuüben, bald erworben werde, wenn man seine freie Wirksamkeit dabei nicht beschränke. Schon der geringste glückliche Anfang sei ein großer Gewinn.

Diese Schrift, obgleich erst 1815 von Niebuhr herausgegeben, verfaßte von Vincke gleich nach seiner Rückkehr aus England, als er den Sommer und den Herbst des Jahres 1808 in erzwungener Geschäftslosigkeit in der Mark Brandenburg verlebte.

Der Friede zu Tilsit war geschlossen, die westphälischen Besitzungen waren abgetreten und zum Großherzogthum Berg geschlagen worden; in Westphalen war für Vincke kein Wirkungskreis mehr vorhanden. Er wurde 1809 zum Präsidenten der kurmärkischen Kammer zu Potsdam ernannt und blieb in diesem Verhältnisse bis zum Jahre 1810; dann nahm er seine Entlassung aus dem Staatsdienste und ging in seine Heimath zurück, wo er auf seinen Gütern in tiefster Zurückgezogenheit lebte. Nach dem Abschlusse des Tilsiter Friedens hatte man die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umbil-

dung des Staatswesens durch neue Verwaltungsformen, durch Belebung des Volksgeistes und durch Reform des Heerwesens erkannt, und um diese Umbildung in's Leben zu rufen, hatte der König mit glücklichem Blicke den Freiherrn von Stein erwählt als den Mann, der an der Spitze der gesammten Verwaltung, die von den Zeit-Verhältnissen so gebieterisch verlangten Reformen verwirklichen sollte. Aber die Macht Napoleon's vermochte es, den Freiherrn von Stein zu verdrängen, der nach Rußland ging; von Vincke, eng mit ihm verbunden, verbannte sich gleichzeitig selbst auf seine Güter, erregte aber dennoch durch seine scheinbare Ruhe den Verdacht der französischen Behörden, die ihn lange beobachteten, endlich verhafteten, seine Papiere in Beschlag nahmen und ihn auf das linke Rheinufer verbannten, wo man glaubte, weniger von ihm befürchten zu müssen. Da schlug die Stunde der Befreiung Deutschlands; die verbündeten preußischen, russischen und österreichischen Heere schritten siegreich vorwärts; für Norddeutschland wurde eine Verwaltungsbehörde eingesetzt und Stein an ihre Spitze gestellt. Was dieser im Stillen gesäet, begann jetzt seine Früchte zu tragen.

Die Gesetzgebung von 1807 an, hatte im Volke das Bedürfniß einer freiheitlichen Entwickelung geweckt, hatte bereits Vieles gegeben, Mehr noch in Aussicht gestellt und so das ganze Volk mit einer Begeisterung für äußere und innere Freiheit erfüllt, wie wenigstens die deutsche Geschichte bisher kein Beispiel gekannt hat. Daß diese Begeisterung in jenen Bestrebungen, nicht aber in Nationalhaß wurzelte, das sprach der Abgeordnete von Sauken-Tarputschen unter allgemeiner Zustimmung der andern anwesenden Theilnehmer an den Befreiungskriegen gegen den jugendlichen Ritter von Bismark-Schönhausen auf dem vereinigten Landtage in männlich schöner Rede aus. „Es gibt Menschen," sagte er, „die, indem sie nicht in das Innerste des Volkslebens eindringen, auch nicht an Begeisterung der unteren Klassen eines Volkes glauben. Diese glauben, es wäre nur die Folge

des Hasses gewesen, der Haß gegen den Eroberer, gegen die Uebermacht, die Jeder empfunden hat. Wohl erhoben sich Völker, um Unbill zu rächen, um sich das Entrissene wieder anzueignen; aber ein edles gebildetes Volk, wie das preußische, kennt keinen Nationalhaß. Während Preußen Alles geopfert — beinah nichts mehr als Eigenthum, als die Liebe zu König und Vaterland sein nannte, während die Frauen ihre Männer und Söhne zum Kampfe selbst antrieben, pflegten sie in christlicher Liebe die erkrankten Feinde. Meine Herren, mir war es gegeben, mit dem kleinen Reste des preußischen Heeres von der Weichsel bis zur Memel zu ziehen; mein jugendliches Herz wollte bersten vor Schmerz, daß nicht jeder Arm sich erhob, daß nicht jede Brust ein Bollwerk wurde gegen die übermüthigen Sieger; ich verstand es damals noch nicht, daß die größte Liebe zum Könige und zum Herrscherhause es nicht zu bewirken vermag, daß ein ganzes Volk sich erhebe, nicht vermag ein ganzes Volk zu solcher That zu begeistern. Ich erfuhr es erst, als mein Fuß im Jahre 1813 den preußischen Boden wieder betrat; da wehte mich wahre Volks-Begeisterung an, eine solche, die ich im tiefsten Innersten empfunden habe, als eine, die jeder Macht trotzt, wenn sie wieder in der Brust eines Jeden lebt, wie damals. Meine Herren, wer den Unterschied von 1806 und 1813 selbst erlebt hat, der weiß es, was eine Regierung ist, die sich vom Volke isolirt, und eine solche, die innig mit dem Volke verbunden bleibt, sich auf dasselbe nur stützend." Diese Begeisterung hatte bald auch die westphälischen Landestheile vom Feinde befreit; und sogleich war auch Vincke wieder da, um schon zu Ende des Jahres 1813 als Civil-Gouverneur die obere Verwaltung Westphalens zu übernehmen, indem er an die Spitze der Organisations- und Regierungs-Kommission trat. Seine erste Thätigkeit war darauf gerichtet, alle Hülfsmittel zur Befreiung Deutschlands aufzubieten; die Landwehr wurde organisirt, der Landsturm aufgeboten und zum Eintritte in die Schaaren der Freiwilligen aufgerufen; westphälische Landwehr zog

dem preußischen Heere unter Bülow nach, das Holland den Franzosen entriß, und war mit bei dem Einzuge in Paris. Das eiserne Kreuz lohnte Vincke für seine erfolgreichen Anstrengungen. In gleicher Weise zeichnete er sich aus, nachdem er kaum wieder zum Oberpräsidenten der Provinz Westphalen ernannt war, als durch die Rückkehr Napoleon's von Elba der Krieg von Neuem losbrach. Da verstand er es, auf die Gemüther zu wirken, sie zu den größten freiwilligen Opfern zu veranlassen und durch die Stiftung von Frauen-Vereinen den verwundeten Kriegern Hülfe zu schaffen. Der König lohnte ihn durch die Verleihung des rothen Adlerordens III. Klasse, welchem wenige Jahre nachher der der zweiten, dann der ersten Klasse, dann der Titel eines wirklichen Geheimen Rathes mit dem Prädikate „Excellenz," und, um Alles zu nennen, womit Fürsten lohnen, im Jahre 1841 der schwarze Adlerorden folgte. Als Oberpräsident verschaffte er seiner Provinz Landstraßen und Wasserwege und hat sich in dieser Beziehung ausgezeichnete Verdienste erworben. Am rühmlichsten indeß und mehr noch als seine stäte Sorge für das materielle Wohl seiner Provinz, bleibt sein Streben, überall mit eigenen Augen zu sehen, die Handlungsweise der unteren Behörden selbst zu kontroliren und die Beschwerden und Wünsche seiner Westphalen überall, wo möglich unerkannt, im Bauernkittel und in gewöhnlichen Wirthsstuben mit eigenen Ohren zu vernehmen. Wie aus seinem Werke über die innere Verwaltung Großbrittaniens hervorgeht, und wie Niebuhr ausdrücklich bemerkt, war Vincke ganz und gar von dem Sinne beseelt, welcher die preußische Gesetzgebung von 1808 an nach schönen und edlen Zielen leitete, aus welcher die Städteordnung durch Stein hervorging, und er lebte der Ueberzeugung, daß die Freiheit ungleich mehr auf der Verwaltung als auf der Verfassung beruhe. In der That werden die Wohlthaten und Segnungen auch der besten Verfassung nicht selten verkümmert durch das Streben der Verwaltungsbehörden, ihren Einfluß und ihr Ansehen in mög-

lichst schroffer Weise dem Volke fühlbar zu machen, und ganz besonders sind es allerorts eben die unteren Verwaltungsbeamten, welche mit oft kindischer Eifersucht die Vorrechte und den Einfluß ihrer Stellung geltend zu machen suchen, um dadurch im Volke mit sorgfältiger Aengstlichkeit das Gefühl der Abhängigkeit und Unterthänigkeit wach zu erhalten. Es ist unendlich leichter, mit höherstehenden Beamten, sogar in wichtigen Angelegenheiten, zu verhandeln und zum Ziele zu gelangen, als die geringfügigsten Kleinigkeiten mit niederern Beamten abzumachen, und aus diesem Grunde hat Vincke gewiß sehr richtig gedacht und sehr weise gehandelt, wenn er die selbstständige Entwickelung und die freie Thätigkeit des Volkes durch eine strenge Kontrole seiner untern Beamten möglich machte und förderte. Als Mitglied des Staatsraths seit 1817 wurde von Vincke häufig nach Berlin berufen, um an wichtigen Berathungen Theil zu nehmen. Bald nachher, als in Preußen 1823 die Provinzialstände in's Leben gerufen worden waren und die ständische Vertretung auf den Grundbesitz basirt worden, kam die Frage über die Zerstückelung des Grundbesitzes zur Verhandlung. Schon früher hatten sich Möser und Ernst Moritz Arndt gegen eine solche Zerstückelung ausgesprochen; jetzt erklärte sich auch von Vincke dagegen und ließ (1824) einen Bericht an den Minister des Innern als Handschrift drucken: „Ueber die Zerstückelung der Bauernhöfe und die Zerstückelung der Grundstücke in der Provinz Westphalen." Der Verfasser weist nach, wie die unbedingte Theilbarkeit der Bauerngüter zu Uebervölkerung führe und also einen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft im Gefolge habe, der sie mit dem doppelten Fluche, der kümmerlichen Existenz der Mehrheit und der sittlichen Verwilderung einer großen Anzahl, belaste; an jenen zehre der Wucher, diese reifen für die Wohnungen, die den Verbrechern bestimmt sind. Außerdem verlieren, nach der Ueberzeugung Vincke's, durch die Zerstückelung eines

Bauernhofes die darauf stehenden Gebäude ihren Werth, die Gemeinde die Bürgschaft der Theilnahme an ihren Verpflichtungen, das Bauernerbe verliert seine politische Bedeutung und wird eine Handelswaare.

Bis zum Jahre 1844 wirkte Vincke unermüdet und unverdrossen zum Wohl der ihm anvertrauten Provinz und nur wenige Monate noch fehlten an seiner 50jährigen Dienstthätigkeit, als er im Dezember des angeführten Jahres starb. Bei dem Anprallen des Wagens auf einer Dienstreise hatte er am 4. November eine Kontusion am Kopfe erhalten, welche wiederholte Schlaganfälle veranlaßte, die ihn am 2. Dezember den Seinigen entrissen. Zur Feier seines Jubiläums wurden großartige Anstalten getroffen und so allgemein geliebt war er von allen Bewohnern der Provinz, daß auch von keinem Dorfe eine Deputation gefehlt haben würde. Um ihm ein würdiges Denkmal zu setzen, legten die Stände eine namhaft große Summe zusammen, mittelst welcher unter dem Namen „Vincke'sche Stiftung" eine Provinzialanstalt für Blinde gegründet wurde. Nach seinem Tode noch hat die Stadt Ruhrort in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um die Ruhrschifffahrt ihm ein Denkmal gesetzt; das schönste Denkmal aber hat er sich selbst gegründet in den Herzen der Westphalen, die noch bis auf diesen Tag mit der wärmsten Anhänglichkeit von ihrem Vincke sprechen, bei dem Jeder, auch der Aermste im Volke, Zutritt erlangen und zu seinem Rechte kommen konnte.

Bevor wir unsere Darstellung schließen, deren Material wir theilweise Dorow's Denkwürdigkeiten, theils dem „Sprecher" entlehnt haben, theils mündlichen Mittheilungen von Westphalen verdanken, können wir nicht umhin unsern Lesern zur Vervollständigung und Ergänzung derselben eine Stelle aus dem Nachrufe mitzutheilen, welchen der Bischof Eylert seinem Freunde gewidmet hat:

„Er war ein klarer, denkender, mehr kombinirender als erfinderischer Kopf und hatte von allen Gegenstän-

den, die im Leben vorkommen, eine gesunde, richtige und frische Ansicht. Seine amtliche Laufbahn führte ihn in praktische Dinge, doch ruheten fruchtbar und orientirend die Theorien in seiner wissenschaftlichen Bildung. Zwar hatte er nicht Zeit, Philosophie, Sprachen und Geschichte, die er liebte, fort zu studiren, aber er hielt sich mit den neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete bekannt. Er war unermüdet thätig, und da er die Kunst verstand, auch Augenblicke zu benutzen, so leistete er nicht nur unglaublich Viel, sondern behielt auch noch Zeit für gesellige Verhältnisse. Ueberall war er gewesen, keinen erwarteten Besuch unterließ er, und oft erschien er da, wo man es nicht erwarten durfte; besonders auf Geschäftsreisen, und denen, die er zum Vergnügen machte, war er ein aufmerksamer Beobachter und lernte das Unbekannte kennen, um das Gute wieder anzuwenden. Als Präsident war er musterhaft; ein thätiger, pflichtliebender Vorgesetzter, ging er sämmtlichen Mitgliedern des Kollegii, den höhern, wie den subalternen, als ein lehrendes Beispiel voran, und Jeder, auch der Träge, that seine Pflicht, Jeder strebte, sein Wohlgefallen zu erhalten; Jeder fürchtete sein Mißfallen. Er kontrolirte sehr aufmerksam und behielt Alles im Auge. Der kleine unscheinbare Mann war ernst und strenge, wenn er auf dem Präsidentenstuhl saß, und er konnte zornig und heftig werden, wenn er Verschleppung und Flunkerei bemerkte. Er hatte, was ein Vorgesetzter, besonders ein so hoch gestellter, haben muß, Achtung, Verehrung und Furcht. Doch war Liebe für ihn das vorherrschende Gefühl, da er eben so gut als einsichtsvoll war. Schon mit dem guten Willen war er zufrieden, und selbst im höchsten Grade gutmüthig, war er gewonnen, wenn er Gutmüthigkeit sah. Bei dieser hatte er unglaubliche Nachsicht und Geduld und blieb sich darin gleich. Immer war er zufrieden, gewöhnlich heiter und still, wenn er Körperschmerzen und Seelenleiden hatte. In seinen Sitten und in seiner Lebensweise war er höchst einfach und schlicht, so daß er, wo es auch sein mochte, nirgends lästig wurde. Orden,

deren er eine Menge hatte, trug er nur dann, wenn es diplomatisch schicklich war; doch war ihm das eiserne Kreuz, das seine breite Brust schmückte, vorzüglich werth und theuer. So wie er schien, war er auch, und etwas scheinen wollen, was er nicht war, konnte er nicht. Nie machte er sich wichtig; er ging einher und stand da, unscheinbar. Der Fremde war erstaunt, daß der kleine und demüthige Mann, der sich nicht hervordrängte, der Oberpräsident war. Aber sah man ihm in's Gesicht, in die klaren, blauen, denkenden Augen, beobachtete man die gewölbte, denkende Stirne, die gefüllten, gutmüthigen, sanftgeschlossenen Lippen, hörte man ihn sprechen, kurz, gedankenreich und einfach, — so wurde der Menschenkenner bald inne, daß eine große Seele in dem kleinen Körper wohne. Er wurde oft verkannt, oft nicht gekannt, weil er gern zu Fuß reiste und es liebte, vorzüglich dann den bequemen, westphälischen blauen Kittel zu tragen. In diesem hat man ihn häufig für einen Bauer gehalten, und er ließ sich, weil er diesen achtungswerthen, biedern Stand kannte, achtete und liebte, gern dafür halten. Dieses war nicht Affektation, wozu die Natur ihm die Anlagen versagt hatte, sondern wahre Stimmung. Er wies darum die Zumuthungen und Forderungen nicht zurück, und einmal, im blauen Kittel von Aalen nach Münster gehend, half er, aufgefordert, einem Fuhrmanne, der auf schlechten Wegen festgefahren, durch beschwerliches Heben und Schieben der Räder. Er hatte die ächte Popularität, die aus dem Herzen und der wahren Menschenseele kommt. Er sah in jedem Menschen den Menschen, und die Kleidung, die er trug, war ihm, was sie ist, nur die äußere Hülle. Wahrheit und nichts als Wahrheit war in Allem das Ziel, das er suchte und wollte, und Wahrhaftigkeit die Luft, worin er immer lebte und athmete. Dabei gutmüthig und bieder, paßte er ganz zu dem Nationalcharakter der Westphälinger und verstand namentlich den Bauer und den Bürger. In der Regel sind diese mißtrauisch, besonders gegen Beamte, und der Meinung, daß man ohne Kniffe mit ihnen

nicht fertig werde. Zu dem Oberpräsidenten hatten sie ein unbedingtes Vertrauen, dem es vorzüglich zuzuschreiben ist, daß von Vincke so viel Gutes im Lande stiftete und er, seinen Bewohnern lieb und werth, nicht vergessen werden wird. Achtung, Liebe und Vertrauen nahmen mit den vielen Jahren seines Wirkens zu und er war stets umlagert mit Leuten aus allen Ständen, die seinen Rath verlangten; sie befolgten, was er ihnen aus dem Schatze seiner Erfahrung rieth, und sie befanden sich wohl dabei. Er hatte, wiewohl er einen energischen Charakter, besonders in Geschäften, an den Tag legte, wenig oder gar keine Feinde, da er alle Interessen zu berücksichtigen und zu vereinbaren wußte. Er stand über jeder Partei, und in seiner Natur lag das Prinzip der Versöhnung. Weil an ihm nichts Geschrobenes und Geschminktes, und, wie man dort zu sagen pflegt, kein falsches Haar an ihm war, er vielmehr sich so hingab und hingeben durfte, wie er war, blieb er sich auch immer gleich. Er war heute wie gestern, und weil er immer wahr dachte, redete, und fühlte, blieb er auch stets konsequent. Sein Stand, Rang und Einfluß war auf den guten Menschen gepfropft, und dieser blickte immer durch. Er wußte nichts von Hochmuth und wahre männliche Demuth war in Allem, er mochte stehen, vor wem er wollte, sein Eigenthum. Darum machte er, wiewohl er einen zarten Takt hatte und Personen, Zeit und Ort richtig unterschied, keinen Unterschied; so war es ihm eine Sache, die sich von selbst verstand, bei regnigtem Wetter den Lohnlakai bei sich in den bedeckten Wagen zu nehmen. Darum reiste er gewöhnlich ohne Bedienten, und der Excellenz fiel es nicht ein, besser als andre honnete Leute es haben zu wollen. Mit einem so edlen Menschen läßt sich wohl leben und überall gut fertig werden."

Wenden wir uns nun von dieser biedern deutschen Kernnatur zu seinem Sohne!

Georg Ernst Friedrich von Vincke wurde geboren den 15. Mai 1811. Seine Mutter, die erste Gemahlin seines Vaters, war eine geborne Freiin von Syberg auf Busch, einem Rittergute, wo von Vincke das Licht der Welt erblickte, und welches, in der Nähe von Hagen gelegen, auch jetzt häufig sein Aufenthaltsort ist. Der Besitz desselben berechtigt ihn als Deputirter der Ritterschaft dieses Wahlkreises auf dem Provinzial-Landtage in Münster zu erscheinen. „Der alte General," ein Bruder des Oberpräsidenten von Vincke und Besitzer des Stammgutes der Familie, Ostenwalde im Fürstenthum Osnabrück, Mitglied der ersten hannövrischen Kammer, welcher im Jahre 1846 gestorben ist, vererbte dieses Stammgut dem ältesten Sohne seines Bruders, und so ist von Vincke zugleich preußischer und hannövrischer Standesherr. Seine Erziehung und Vorbildung zu den akademischen Studien bieten nicht grade etwas Außergewöhnliches dar. Seit 1817 genoß er den Unterricht von Hauslehrern, blieb bis 1825 im älterlichen Hause in Münster, besuchte dann das Gymnasium in Bielefeld bis 1828, ging dann bis 1830 nach Göttingen, studirte weiter bis 1832 in Berlin und betrat in der gewöhnlichen Weise die preußische Beamtenlaufbahn. Wegen Theilnahme als Sekundant bei einem Pistolenduell hatte er 1835 einen halbjährigen Festungsarrest, arbeitete aber gleichzeitig bei dem Land- und Stadtgericht; 1836 wurde er zum Landrath von Hagen gewählt, erhielt bei Gelegenheit der Huldigung 1840 den Johanniterorden, und wurde 1843 Abgeordneter des westphälischen Provinzial-Landtages. In seinem Aeußern treten mannigfache Unähnlichkeiten mit seinem verstorbenen Vater hervor: Dieser, klein, unansehnlich und hagerer Statur, der Sohn eine kräftige, imponirende, feine und gewandte Persönlichkeit, dessen Haltung, Bewegungen und Manieren eben so viel Ritterliches an den Tag legen, als das ganze Erscheinen des Vaters auf etwas schlicht Bürgerliches hätte schließen lassen. Mit diesen Abweichungen im Aeußern ist indeß nicht, wie

wohl behauptet worden, eine durchgreifende Verschiedenheit der politischen und gesammten Weltanschauung Beider verbunden; wir werden vielmehr mannigfache Gelegenheit haben, in dieser Beziehung eine überraschende Uebereinstimmung nachzuweisen.

Die erste Gelegenheit, bei welcher der junge von Vincke zuerst die Aufmerksamkeit des größern Publikums erregte, war der Antrag, den er am 14. März 1845 in der 18. Sitzung des westphälischen Provinzial-Landtages stellte und welcher auf die Einführung einer reichsständischen Verfassung in Preußen gerichtet war. Die Verhandlungen der vorhergehenden Sitzungen waren vollständig der Oeffentlichkeit übergeben worden; die Diskussion dieses Antrages veranlaßte mannigfaltige Kollisionen in Betreff der Veröffentlichung, zwischen dem königlichen Kommissar, dem Landtagsmarschall und dem Antragssteller, und so geschah es, daß offiziell nur eine kurze Notiz darüber in's Publikum gelangte und die weitere Veröffentlichung der nachfolgenden Verhandlungen unterbrochen wurde. Nicht aber wurde dadurch verhindert, daß namentlich die Rede des Freiherrn von Vincke auf Umwegen bekannt wurde und dem Redner die wärmsten Sympathien auch außerhalb der Grenzen seiner Provinz gezollt wurden. Man erzählte sich damals, der junge von Vincke habe nur deßhalb einen solchen Antrag schon früher zu stellen unterlassen, weil er geglaubt habe, dadurch die Pietät gegen seinen Vater zu verletzen, welcher der Fortentwickelung der preußischen Verfassung entgegen gewesen wäre, daß er aber nun, nach dem Tode seines Vaters, durch keinerlei derartige Rücksicht sich gebunden erachte und somit einzig und allein auf die Stimme seiner Ueberzeugung zu hören brauche. Zunächst tritt dieser Vermuthung entgegen, daß keineswegs eine Abneigung des Oberpräsidenten von Vincke gegen die Fortbildung der preußischen Verfassung erwiesen ist, wenn er auch allerdings nicht zu denen gehörte, welche auf dem Wege des Drängens zum erwünschten Ziele zu gelangen hofften. Vollkommen klar aber

treten uns die Motive, welche den Antrag begründeten, entgegen, wenn wir die Rede des Freiherrn von Vincke selbst ansehen, und die damaligen Zeitverhältnisse in's Auge fassen. Als nämlich im Jahre 1843 die Stände von Posen einen gleichen Antrag gestellt, hatte ihnen der König folgenden höchst auffallenden Bescheid gegeben.

„Wir wollen in Gnaden die Aeußerungen nicht näher erörtern, welche auf ein Gebiet übergreifen, das Unsrer Erwägung und Entschließung vorbehalten bleiben muß, noch die unangemessene Berufung auf eine Verordnung (vom 22. Mai 1815), welche, wie Wir dies bereits in dem Landtagsabschiede für das Königreich Preußen vom 9. September 1840 ausdrücklich erklärt haben, völlig unverbindlich für Uns ist, da schon Unseres in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät, von Denen dieselbe ausgegangen, ihre Ausführung mit dem Wohle Ihres Volkes nicht vereinbar fanden und das Gesetz vom 5. Juni 1823 an ihre Stelle treten ließen."

Sehen wir hier davon ab, daß unmöglich das Gesetz vom 5. Juni 1823, welches die Einführung von Provinzial-Ständen verordnet, eine Aufhebung jener Verordnung vom 22. Mai 1815 in sich schließen kann, weil jenes bei der Einführung der Provinzial-Stände ausdrücklich und wiederholt die einstigen Reichsstände in Aussicht stellt, halten wir hier nur fest, daß der König mit den klarsten Worten das feierliche Versprechen seines Vaters als unverbindlich für ihn erklärt, erinnern wir uns, daß im Jahre 1818 auf die bekannte Koblenzer Adresse geantwortet ward, es sei ein Frevel, an der Erfüllung eines Königs-Wortes zu zweifeln, bedenken wir ferner, daß, wenn es nun dennoch zu einer solchen Erklärung der Nichtverbindlichkeit gekommen war: lag es dann nicht nahe zu befürchten, daß mit dem Ablaufe des Zeitraums von 30 Jahren, wenn bekanntlich privatrechtliche Ansprüche erlöschen, auch die staatsrechtlichen Ansprüche des Volkes für erloschen erklärt werden würden? War nicht in dem Geschehenen das Recht des Volkes schon mehr verletzt als es durch eine solche zu

befürchtende Erklärung noch weiter geschmälert werden würde? Es ist nicht zu bezweifeln, daß nach jenen Bescheiden an die preußischen und posenschen Stände dem Freiherrn von Vincke der Ablauf der 30 Jahre schwer auf dem Herzen lag und ihm die größten Besorgnisse für die Zukunft einflößte. Hatte man bis dahin immer noch auf die endliche Erfüllung der gegebenen, freien und feierlichen Zusage vertrauensvoll hoffen können, so war seit 1843 jedem derartigen Vertrauen aller Boden entzogen; wartete man bis über den 22. Mai 1845 hinaus, so konnte mit geringern Gewissens-Skrupeln und mit mehr Fug jedem Anspruche auf Reichsstände auch der Rechtsboden entzogen werden, und da hielt nun von Vincke es für seine heilige Pflicht, die Stände zur Aufrechthaltung der Volksrechte aufzufordern. In seiner Rede zitirt er zuerst den Ausspruch Stein's, „welcher einst auf dem Stuhle saß, den der Landtagsmarschall gegenwärtig einnehme:" „„Das Schicksal dieses Antrages (auf Reichsstände) hing nicht von den Personen ab, so ihn machten, denn ihr Einfluß war gering; sondern von seiner Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung."" Sodann weist der Redner darauf hin, daß diese Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung jetzt in weit höherm Maße vorhanden sei, erinnert daran, daß man für alle menschlichen Einrichtungen, die nur auf das Leben einer Person sich gründen, keine Garantie habe, weist hin auf die beklagenswerthe Regierung des Kurfürsten Georg Wilhelm und des Königs Friedrich Wilhelm II., erinnert an die alten verbrieften Rechte der Provinz, die nach dem Worte des verstorbenen Königs ihr wiedergegeben werden sollten, und findet allein in den Reichsständen das Mittel, daß Preußen sich mehr mit den deutschen Staaten assimilire und dadurch ihre Sympathien sich zu eigen machen, entkräftet dann die Besorgnisse und Befürchtungen einiger ängstlicher Gemüther, erinnert an den Ablauf der 30 Jahre und fährt dann in seiner Rede also fort: „Es ist hohe Zeit, an die Erfüllung des königlichen Wortes

zu mahnen. Sämmtliche Stände haben dazu nicht blos den Beruf, sondern auch die heilige Pflicht; vor Allem aber der Stand, dem ich selbst anzugehören die Ehre habe. Ich bin stolz darauf, dem Adel anzugehören; denn ich weiß, daß seit 600 bis 700 Jahren, so weit überhaupt Urkunden und Geschlechtsregister reichen, meine Vorfahren stets Recht und Ehre als die Richtschnur ihres Handelns erkannt, und daß sie sich nicht gescheut haben, wenn sie diese höchsten Güter des Lebens gefährdet glaubten, selbst ihren Fürsten entgegen zu treten. Ich bin überzeugt, daß diese Gesinnung auch alle meine Standesgenossen beseelt. Ich versetze mich im Geiste zurück in die Zeiten des Mittelalters und der Vehme, wo Recht und Gerechtigkeit nicht zu finden waren im heiligen, römischen Reiche, es sei denn bei der westphälischen Ritterschaft und dem Kurfürsten von Köln. Ich gehe über auf die Gegenwart und schlage die Gesetzsammlung auf. Da finde ich eine Urkunde, worin der Adel eine Mauer um den Thron genannt wird. Allerdings muß der Adel eine solche Mauer bilden, aber eine Mauer sowohl nach rechts als nach links, eine Mauer nicht blos gegen revolutionäre Angriffe auf den Thron, sondern auch eine Mauer, um alle Klassen des Volkes zu schirmen gegen Eingriffe, sie möchten auch kommen, woher sie wollen. Wenn ich nun meine Blicke richte auf die Zukunft, dann denke ich mir den Fall, der begründet ist in der Erfahrung der Geschichte, den Fall, daß ein weniger gutgearteter Sproß des Hauses Hohenzollern auf dem preußischen Throne sitze, daß eine Willkürherrschaft dort Platz gegriffen habe, und daß dann der Unwille darüber laut werde auch in dieser Provinz. Nach der Krönung eines deutschen Kaisers wandte sich der Kaiser zuerst an die Ritterschaft des Reiches und fragte: Ist kein Dalberg da? So möchte in jenen Tagen der Zukunft auch vielleicht ein Bürger oder Bauer oder ein anderer Genosse dieser Provinz fragen: Wo waren denn damals die Vertreter unsrer alten Geschlechter? Möchten dann

die Nachkommen sagen können: Sie haben allesammt sich eingefunden und zusammengeschaart und beschlossen, den König an sein Wort zu mahnen. Als die Reformbill im Oberhause eingebracht wurde, beugte der Lordkanzler seine Knie und sagte: Mylords, auf meinen gebeugten Knien beschwöre ich Sie, verwerfen Sie diese Bill nicht! Ich habe nicht gelernt, vor Menschen zu knien, aber aus der Fülle meiner Seele und aus meiner ernsten Ueberzeugung beschwöre ich die Versammlung, beschwöre ich insbesondere die Mitglieder meines Standes: Ja zu sagen zu meinem Antrage."

Hiernach dürfen wir also keineswegs den Antrag von Vincke's als durch äußere Verhältnisse und Rücksichten veranlaßt betrachten; er will nichts Anders als das Recht des Volkes wahren, das er gefährdet glaubt; „Recht soll Recht bleiben" und dieses Recht findet er unbestreitbar ausgesprochen und verliehen in den früheren Gesetzen.

In Münster hatten sich 34 Stimmen für und 33 gegen den Antrag erklärt; derselbe hatte also nicht die erforderliche Majorität von ²/₃ der Stimmen erhalten und der ständischen Gesetzgebung in Preußen gemäß, gelangte er deßhalb nicht zum Throne, wenn auch hier allerdings die Verhandlungen nicht unbekannt bleiben konnten. Daß aber diese Motion auch nur die einfache Majorität erlangen konnte in einer Provinz, die man gewöhnt war, sich vorzugsweise als das Land des Vertrauens zu denken, in einem Lande, wo ein großer Theil des höheren Adels zu den eifrigsten Vorkämpfern des autonomischen Prinzips gehört und wo anderer Seits von einem Mitgliede des 4. Standes sehr naiv erklärt wurde, daß er nur mit der größten Anstrengung sich auf dem Provinzial-Landtage zu orientiren vermöge, mithin er und seine Standesgenossen gänzlich unfähig sein würden, sich auf einem Reichstage zurecht zu finden, wo Andere sogar die seltsame Befürchtung hegten, durch eine reichsständische Verfassung werde ihnen ihre ganze westphälische Eigenthümlichkeit verloren gehen, — daß, sagen wir, dennoch dieser

Antrag die einfache Majorität hier erhalten konnte, ist ein Beweis, daß die konstitutionellen Ideen zum Erstaunen große und rasche Fortschritte in Preußen gemacht hatten. War in dem Bescheide an die posenschen Stände ausgesprochen worden, daß die Provinzial-Stände an die Stelle der Reichsstände getreten seien, daß mithin an diese gar nicht mehr gedacht werde, hatte der König auch bei andern Gelegenheiten unumwunden erklärt, die Provinzial-Stände fortbilden, aber keine reichsständische Verfassung geben zu wollen, so muß dennoch diese Ansicht der Dinge eine bedeutende Veränderung erlitten haben, da mit dem Patente vom 3. Februar 1847 wirklich diese Reichsstände in's Leben gerufen wurden. Man mußte nun wohl die Ausführung der frühern Gesetze nicht mehr als unverträglich mit dem Wohl des Volkes betrachten, da die Regierung sich selbst ausdrücklich auf jene Gesetze berief und fortwährend mit großer Hartnäckigkeit behauptete, daß durch dieses Patent Alles, ja noch Mehr gegeben sei als jene Gesetze in Aussicht gestellt hätten. Die Reichsstände wurden am 11. April nach Berlin berufen und schon gleich in der Diskussion der Adresse stellte sich die Ueberzeugung der Stände heraus, daß wesentliche Rechte vorenthalten seien. Also galt es von Neuem, das Recht zu vertheidigen und gewiß werden wir hier den Freiherrn von Vincke nicht vermissen, der mit stolzem Selbstgefühl, auf sein Wappen anspielend (eine Pflugschaar in leerem Felde), darauf hinweist, „daß seine Vorfahren seit Jahrhunderten stets den Acker des Rechts gepflügt und demselben viele köstliche Früchte abgewonnen haben, werthvoller als die materiellen Güter dieser Erde" und der auch einst auf dem Acker des Rechts seine Ruhestätte zu finden hofft. Hatte selbst die kleine gegen-konstitutionelle Partei auf dem vereinigten Landtage bald zugestehen müssen, daß eine Uebereinstimmung des Patentes mit der frühern Gesetzgebung in vielen Stücken zum Nachtheil der Stände nicht vorhanden sei, wurde diese angebliche Uebereinstimmung fast nur von der Regierung und einzelnen Organen derselben, die zugleich Deputirte waren, namentlich von dem Abtheilungs-

direktor im Ministerium des Innern, Freiherrn von Manteuffel I. verfochten, — so theilten die Stände sich nur in der Ansicht, wie diese Uebereinstimmung herzustellen sei. Eine kleine Partei wollte dem Könige allerdings die Ueberzeugung aussprechen, daß sie die behauptete Uebereinstimmung nicht zu finden vermöge; aber sie wollte zugleich das unbedingte Vertrauen in den König darlegen, daß dieser den rechten Zeitpunkt und die geeigneten Mittel finden werde, die neue Gesetzgebung mit der frühern in vollkommenen Einklang zu bringen, wenn die Weisheit des Monarchen ein Weiteres mit dem Wohl des Volkes verträglich finden würde. Es war die alte Vertrauens-Politik, die ein solches Verhalten diktirte; die Wenigen, welche zu ihr sich hinneigten, standen der großen Mehrzahl nach, wie die spätere Diskussion des Dissidenten- und des Juden-Gesetzes ergab, auf Seiten der Verfechter „des christlichen Staates." Und wahrlich, wo anders dürften wir in unsern Tagen noch die Anhänger einer solchen Vertrauens-Politik suchen, wo anders, als bei solchen, welche die Fürsten als die Stellvertreter Gottes auf Erden betrachten, welche den modernen Staat in patriarchalischer und fast theokratischer Weise konstruiren möchten nach Prinzipien, welche der Weltanschauung des alten Testamentes zu Grunde liegen? Das Vertrauen ist rein Sache des Gemüthes und ist unbestritten etwas Kostbares und Unersetzliches in Verhältnissen, in die es hinein gehört. In der Familie ist das Vertrauen, das gegenseitige, die einzige haltbare Grundlage, worauf das ganze Verhältniß gegründet ist, es ist der Lebensnerv, der durch alle Beziehungen hindurch sich erstreckt, es ist der Angelpunkt, um den alle Funktionen dieses Organismus sich drehen. Hierhin also gehört das Vertrauen, hier ist es an seiner rechten Stelle; hier ist es segensreich und beglückend und ohne dasselbe fehlte dem Ganzen der belebende Geist, fehlte ihm die Bedingung eines glücklichen Daseins. Allerdings findet das Vertrauen auch außerhalb des Familienkreises in besonderen, freundschaftlichen Beziehungen, die dem Gemüthsleben angehören, seinen Platz; aber

es heißt einen Mißbrauch davon machen, es heißt unzeitig und am unrechten Orte es gebrauchen, wenn es zur Grundlage dienen soll in Verhältnissen, die auf gegenseitigen Rechten und Pflichten beruhen. Die staatlichen Einrichtungen auf Vertrauen statt auf Gesetz und Recht zu gründen, heißt dem Irrthum und der Täuschung sich ergeben, daß der Staat eine Familie sei, und nicht ein Verein, der durch feste gesetzliche Bestimmungen seine Interessen regelt und das Wohl Aller und damit des Einzelnen zum Zwecke hat. In einen solchen Verband aber gehört nicht das Vertrauen; und wenn aus diesem Grunde eine Vertrauens-Politik auf einer irrthümlichen Ansicht vom Wesen des Staates beruht, so war eine solche am allerwenigsten an ihrer Stelle, wo es einzig und allein galt, die gegenseitigen Rechte und Pflichten zwischen den Fürsten und dem Volke dauernd festzustellen. Ein Deputirter, der namentlich zu solcher Zeit eine Feststellung des gegenseitigen Verhältnisses vertrauensvoll und einseitig dem Fürsten allein zuweisen möchte, würde seine Verpflichtungen als Abgeordneter durchaus verkennen und versäumen, würde dem Volke nicht dienen, das er vertreten soll, und auch dem Fürsten gegenüber sich selbst zum nutz- und zwecklosen Werkzeug stempeln. Mit einer solchen Vertrauens-Politik konnte von Vincke unmöglich etwas zu schaffen haben; suchen wir ihn auf der Seite derer, die das Recht des Volkes zu wahren bemüht sind! Ein Theil derselben, darunter manche der gefeiertesten Namen, glaubte in der Adresse an den König die vorenthaltenen Rechte aufzählen und feierliche Verwahrung derselben einlegen zu müssen. Es ist wahr: der König konnte der Forderung dieser vorenthaltenen Rechte seine Zustimmung verweigern und alsdann mußte der Ausgang des Kampfes zwischen den Ständen und der Regierung zweifelhaft und in die Ferne gerückt werden; oder im andern Falle: der König erkannte jene Rechtsforderung an und die Gewährung erhielt wenigstens den Schein einer neuen Verleihung. Eine Verleihung

aber hielt Vincke für eine Verletzung des Rechts und nach seiner Ueberzeugung konnte unmöglich ein Recht, das man schon besitzt, erst verliehen werden, weil dadurch auch zugleich die Befugniß zugestanden würde, es ferner vorzuenthalten. Somit wollte von Vincke keine Adresse, er wollte weder Dank noch Verwahrung; die Rechte des Volkes waren nach seiner innigsten Ueberzeugung in der frühern Gesetzgebung ausdrücklich ausgesprochen und so wollte er, daß einfach die Erklärung seitens der Stände am Throne niedergelegt werde, sie seien im Besitz dieser Rechte und verlangten nur eine Anerkennung derselben seitens der Krone.

Eine solche Erklärung scheint ihm das einzige Geeignete zu sein, wodurch die zugesicherten Rechte des Volkes gewahrt werden können; in der Rede, wodurch er die Beseitigung jeder Adresse herbeizuführen beabsichtigt, entwickelt er zunächst, daß, so wie die Stände, so auch der König frei sein müsse in seinen Entschlüssen und nicht gedrängt werden dürfe. Wir verfehlen nicht, hier zuerst aufmerksam zu machen auf eine Uebereinstimmung in den Ansichten zwischen Vater und Sohn; Beide wollen den Monarchen nicht zu Entschlüssen getrieben sehen, denen die Reife abgeht, die nur mit der Zeit gewonnen werden kann. Vincke will auf die Thronrede nicht mit Worten, sondern durch eine That geantwortet wissen und diese That soll die Erklärung der Stände sein: „Wir haben noch die Rechte, die durch die ältern Gesetze uns zugesichert sind, und ebensowenig als wir diese durch Nichtausübung derselben verloren haben, ebensowenig kann der Monarch einseitig durch die Gesetzgebung vom 3. Februar sie uns rauben.“ Keineswegs indeß weichen seine Ansichten ab von denen, welche in den wesentlichsten Punkten der Adresse enthalten sind, und wenn er auch in Beziehung auf sogenannte Verwaltungsschulden und auf die Domainen nicht ganz mit dem Verfasser der Adresse, Herrn von Beckerath, einverstanden ist, so tritt doch auch er mit großer Entschieden=

heit der Ausführung des königlichen Kommissarius entgegen, nach welcher durch die ältern Gesetze den Ständen nur „Zuziehung," nicht Beirath zu der Gesetzgebung zugesichert ist, und wonach also jetzt mehr gegeben sei als einst versprochen worden. Mit gleicher Entschiedenheit hält er fest an der jährlichen Zusammenberufung der Stände, weil ihnen, dem Staatsschuldengesetz von 1820 gemäß, jährlich Rechenschaft von der Verwaltung der Staatsschulden abgelegt werden muß. Der Landtagskommissarius weist darauf hin, daß eine so große Versammlung ja ohnehin nicht geeignet sei, eine Rechnungsablage entgegen zu nehmen, aus welchem Grunde dieses Geschäft einer ständischen Deputation übertragen worden, welche für den Fall eines nahen oder schon ausgebrochenen Krieges den vereinigten Landtag zu ersetzen, bestimmt sei. Darauf entgegnet von Vincke: es könne nicht die Rede davon sein, ob die Bestimmung des Staatsschulden-Gesetzes zweckmäßig oder nothwendig sei; er erblickt daher in dem neuern Gesetze eine Verletzung wohlhergebrachter Rechte. „Der Minister hat uns gesagt," fährt er mit schöner Begeisterung fort, „daß im Falle eines Krieges es unmöglich werden könne, den Landtag so schnell zu berufen, um die erforderlichen Geldmittel zu schaffen. Wir werden indeß bei dem raschen Fortschreiten der Eisenbahn-Anlagen bald in der Lage sein, daß wir uns aus allen Provinzen des Staates in acht Tagen hier versammeln können. Ich bin der Meinung, daß gerade im Falle eines Krieges die Zusammenberufung der allgemeinen Stände am nothwendigsten ist; ich erinnere hier an ein erhabenes Beispiel der Geschichte. Als unser großer König die österreichischen Staaten (Böhmen und Mähren) besetzt hatte, erschien die jugendliche und heldenmüthige Königin Maria Theresia in der ungarischen Ständeversammlung. Die anwesenden Magnaten zückten ihre Säbel und riefen: Moriamur pro rege nostro, Maria Theresia! Damit war der österreichische Staat gerettet, und das Haus Oesterreich war noch ferner „an Siegen und an Ehren

reich." Sollten wir von unsrem Patriotismus eine geringere Meinung haben? Sollte er uns nicht dieselbe Begeisterung einflößen, als der ungarischen Nation? Sollte es aber auch wirklich unmöglich sein, den Landtag zu berufen, so würde es doch ein anderes Auskunftsmittel geben, wie es namentlich in dem glücklichen Lande üblich ist, dessen Verfassung die Jahrhunderte und eine Erbweisheit ohne Gleichen gemacht haben. Die Minister scheuen sich dort nicht, in einem solchen dringenden Falle für die Rettung des Vaterlandes ihren Kopf auf's Spiel zu setzen, und begehren dann nachträglich von den Volksvertretern eine Indemnitätsbill, die ihnen dann auch nicht verweigert wird; das ist der gesetzliche Weg. Eine solche Ausnahme muß man nur im Fall dringender Nothwendigkeit machen und nicht die Ausnahme zum Gesetz erheben."

Nachdem von Vincke dann weiter den materiellen Nachtheil hervorgehoben hat, den eine solche Anordnung einseitig, ohne Zustimmung der Stände mit sich führen müsse, geht er weiter: „Viel größer," sagt er, „als die materiellen, scheinen mir die inmateriellen Folgen zu sein; ich meine den bedenklichen Zustand, daß durch die neuen Gesetze die Existenz aller ständischen Rechte gewissermaßen in Frage gestellt ist. Ich sage: gewissermaßen, denn der Monarch ist nicht befugt, die Rechte der Stände aufzuheben; zum Beweise berufe ich mich auf einen anerkannt konservativen Gewährsmann, auf den sehr ehrenwerthen Edmund Burke, in seiner Geschichte der französischen Revolution, worin er sagt: daß freilich nicht rechtliche, wohl aber moralische Schranken für die Machtvollkommenheit eines Monarchen zu denken wären. Wie der König nur abdanken könne, nicht aber die königliche Würde abschaffen, so dürfe er auch die Rechte der Stände nicht antasten. Nun gehören aber jene älteren Gesetze zu unsern verfassungsmäßigen Grundgesetzen, und in dieser Ueberzeugung verlange ich unsere ausdrückliche Zustimmung, nicht allein unseren Beirath zur Aenderung jener Gesetze. Es kommt hinzu, daß für diejenigen Provinzen, die dem Staate erst später

hinzugetreten sind, durch die Besitzungsergreifungs-Patente bestimmt worden ist, daß der hochselige König sie der Verfassung anschließen wolle, die er seinen gesammten Staaten verleihen wolle. Für uns ist also dadurch ein vertragsmäßiger Rechtszustand begründet. Wir haben seither unsern Theil des Vertrages als treue Unterthanen erfüllt, und wir dürfen daher erwarten, daß der Vertrag auch anderseits erfüllt werde. Ich betrachte unsere ständischen Freiheiten und unsre gesammte Verfassung als ein großes Fideikommiß, worin wir auch die Rechte der Nachgebornen zu berücksichtigen haben. Wie der Fideikommißbesitzer zu jeder Aenderung der Zustimmung aller Agnaten bedarf, so ist auch der Monarch an die Zustimmung der Stände gebunden. Unsere Rechte bilden gleichsam ein eisernes Inventar, was wohl vermehrt werden darf mit manchem Stücke des Hausraths, bis es eine vollständige Haushaltung wird, in der der Landesherr behaglich wohnt mit der großen Familie seiner Unterthanen, wovon aber kein Stück verloren gehen darf ohne die Zustimmung aller Miteigenthümer. In diesem Sinne, glaube ich, darf unser Mitwirkungsrecht in Anspruch genommen werden. Es wird nur die Frage sein, in welcher Form wir unsere Rechte verwahren wollen. Ich berufe mich auf das Zeugniß des Mitgliedes der Herrenbank (von Arnim) daß wir unsern Kommittenten Sicherheit gewähren müssen. Auch ich sage, daß wir unseren Kommitenten Sicherheit schuldig sind; doch bin ich der Ansicht, daß dies weder in der Form des Adreß-Entwurfs, noch in der des Amendements geschehen kann, wodurch wir uns erst die Erlaubniß zur Wahrung unserer Rechte erbitten. Die Rechte, die wir bereits besessen haben, können wir nicht erst erbitten auf dem Wege der Petition, sondern es handelt sich hier blos um die einfache Erklärung, daß wir diese uns durch die früheren Gesetze verbürgten Rechte noch haben, daß die erwähnten Bestimmungen der neuen Gesetze nicht aufgehoben worden sind, und daß jene Gesetze nicht aufgehoben oder abgeändert werden können, es sei denn mit

ausdrücklicher Zustimmung der verfassungsmäßig berufenen Stände. Und diese Erklärung erlaube ich mir der hohen Versammlung in Vorschlag zu bringen. Diese Erklärung scheint mir alle Vortheile zu vereinigen; sie ist klar, denn sie sagt bestimmt, was wir wollen; sie ist farblos, denn sie steht nicht auf dem Boden der politischen Parteien, sondern auf dem Boden des Rechts; sie ist einfach, denn sie hüllt sich nicht in schöne Redensarten, sondern erscheint in der nakten Gestalt der Wahrheit; sie wird zur Kenntniß Sr. Majestät gelangen, denn sie wird abgegeben in Gegenwart des Landtagskommissars; sie wird Se. Majestät nicht drängen, und wenn wir auf eine Adresse vielleicht eine unliebsame Antwort zu erwarten hätten, so läßt eine solche Erklärung unserm königlichen Herrn seine freie Entschließung. Se. Majestät werden nicht getrieben, und wir müssen geduldig erwarten, daß Allerhöchst Dieselben den gestörten Rechts-Zustand durch eine Erklärung wiederherstellen werden. Diese Art der Verwahrung entspricht unseren Verpflichtungen gegen unsere Kommittenten, denn sie beweist ihnen, daß wir ihre Rechte kennen und sie ungeschwächt erhalten wollen, sie entspricht den Pflichten gegen die Staatsgläubiger, denn sie sagt ihnen, daß wir ohne unsere Zustimmung kontrahirte Schulden nicht anerkennen; sie entspricht der Offenheit und Wahrheit gegen Se. Majestät, und schließt jede Dankadresse aus."

So, streng festhaltend am starren Recht, sucht er die Adresse zu hintertreiben. Aber schon am Tage vorher hatten die Stände mit großer Majorität eine Adresse beschlossen und der Landtagsmarschall wollte und konnte nicht zugeben, daß ein gestern gefaßter Beschluß heute von Neuem in Berathung gezogen und möglicher Weise vernichtet werde. Die Adresse kam zu Stande; von Vincke aber, in der Ueberzeugung, daß durch sie das Recht des Volkes nicht mit der nöthigen Strenge und dem wünschenswerthen Nachdruck gewahrt sei, arbeitete unablässig fort, um zu bewirken, daß die betreffende Erklärung dennoch in der Kammer diskutirt und in's

Protokoll niedergelegt werde. Indeß auch hier wurden die größten Hindernisse in den Weg gelegt. Der Landtagsmarschall bestand auf seiner Ansicht, daß nur in den beiden vereinigten Kurien die Berathung stattfinden könne, und wie sehr auch von Vincke, unterstützt von der liberalen Majorität, die Verhandlung allein der zweiten Kurie zuzuweisen bemüht war, so stellte doch der Marschall nur die Alternative, nach welcher die Erklärung der Rechte nur in den vereinigten Kurien oder gar nicht gestattet werden könne. Natürlich entschied von Vincke für die Berathung in beiden Kurien. Da aber lehnte die erste Kurie ihre Theilnahme an jener Berathung als reglementswidrig ab und wie eifrig auch gekämpft werden mochte für die separate Berathung in der zweiten Kammer, so war doch der Marschall in keiner Weise zu bewegen, jetzt eintreten zu lassen, was er früher für ungesetzlich erachtet hatte. Die ganze Debatte, die ohne Zweifel auch an der geeigneten Stelle nicht unbekannt blieb, hatte indeß wenigstens bewirkt, daß die Erklärung, von 138 Deputirten unterzeichnet, vollständig zur Oeffentlichkeit gelangte. Diese Erklärung lautete im Wesentlichen wie folgt:

I. (In Betreff des Widerspruchs zwischen den Gesetzen von 1815 und 1823, und dem Patent vom 3. Februar, hinsichtlich der Bestimmung, daß nach jenen alle Gesetze, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen, der reichsständischen Versammlung vorgelegt werden müssen, nach diesem aber zum Theil dem vereinigten Landtage entzogen, zum Theil auch den Provinzial-Ständen und den Ausschüssen überwiesen werden können). Wir hegen die Ueberzeugung, daß die Verordnungen vom 3. Februar nicht vereinbar sind mit den Bestimmungen der älteren Gesetze, weil nach diesen den Provinzial-Ständen die Gesetze, welche Veränderungen in Personen- und Eigenthumsrechten, so wie in den Steuern, zum Gegenstande haben, so lange zur Berathung vorgelegt werden sollen, als keine allgemeine stän-

dische Versammlungen stattfinden, die Wirksamkeit der letzteren aber auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Steuern betreffen, sich erstrecken soll, während nach den Verordnungen vom 3. Februar l. dieser ständische Beirath dem vereinigten Landtage nicht unter allen Umständen zusteht, vielmehr auch von den Ausschüssen oder den Provinzial-Landtagen erfordert werden kann.

II. Ferner enthält der §. 10 der Verordnung vom 3. Februar l. über die Bildung des vereinigten Landtags die Worte: „Für den Fall eines Krieges behalten Wir uns vor, außerordentliche Steuern ohne Zustimmung des vereinigten Landtags auszuschreiben, wenn wir dessen Zusammenberufung in Berücksichtigung der obwaltenden politischen Verhältnisse nicht zulässig befinden sollten. In diesem Falle werden Wir aber, sobald es die Umstände gestatten, spätestens sogleich nach Beendigung des Krieges, dem vereinigten Landtage den Zweck und die Verwendung der erhobenen außerordentlichen Steuern nachweisen lassen.“ Wir hegen die Ueberzeugung, daß diese Worte ebenfalls mit den bereits angeführten Bestimmungen der ältern Gesetze unvereinbar sind, insofern nach diesen Bestimmungen die Wirksamkeit der Landtags-Repräsentanten oder allgemeinen ständischen Versammlungen auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung sich erstrecken soll, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen, während nach der Verordnung vom 3. Februar l. für den Fall eines Krieges außerordentliche Steuern ohne Zustimmung des vereinigten Landtags in Berücksichtigung der obwaltenden politischen Verhältnisse nicht zulässig befunden werden, also auch die durch die Verordnung vom 22. Mai 1815 vorgeschriebene Berathung des Landtags-Repräsentanten über alle Gegenstände der Besteuerungs-Gesetzgebung nicht stattgefunden haben möchte.

III. Die Verordnung vom 7. Januar 1820 lautet im §. 41: „Wir erklären den Staatsschulden-Etat auf immer für geschlossen. Ueber die darin angegebene Summe hinaus darf kein Staatsschulden-Dokument ausgestellt werden. Sollte der Staat künftighin zu seiner Erhaltung oder zur Förderung des allgemeinen Besten in die Nothwendigkeit kommen, zur Aufnahme eines neuen Darlehens zu schreiten, so kann solches nur mit Zuziehung und unter Mitgarantie der künftigen reichsständischen Versammlung geschehen." Wir hegen die Ueberzeugung, daß die erwähnten Worte unvereinbar sind mit den Bestimmungen der Verordnung vom 3. Februar, insofern 1) nach der von weiland Friedrich Wilhelm III. Majestät als unwiderruflich bezeichneten Verordnung vom 17. Januar 1821 kein Staatsschuldschein oder irgend ein anderes Staatsschulden-Dokument ausgestellt werden soll, ohne die Zuziehung und Mitgarantie der künftigen reichsständischen Versammlung; während §. 4 der Verordnung vom 3. Februar l. über die Bildung des vereinigten Landtags die Nothwendigkeit dieser Zuziehung und Mitgarantie auf diejenigen neuen Darlehen beschränkt, für welche das gesammte Vermögen und Eigenthum des Staates zur Sicherheit bestellt wird; ferner: 2) nach §. 6 der Verordnung vom 3. Februar l. über die Bildung des vereinigten Landtags in den dort vorgesehenen Fällen bei Aufnahme jener Darlehen die ständische Mitwirkung durch Zuziehung der ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen ersetzt wird.

IV. In Betreff der Staatsschulden-Verwaltung hegen wir die Ueberzeugung, daß die Bestimmungen vom 17. Januar 1820 unvereinbar sind mit den Verordnungen vom 3. Februar, insofern: 1) nach der Verordnung vom 17. Januar 1820 die Mitglieder der Hauptverwaltung der Staatsschulden von der reichsständischen Versammlung vorgeschlagen werden sollen und jene Behörde verpflichtet sein soll, der reichsständischen Versammlung alljährlich Rechnung abzulegen; während nach den Verordnungen vom 3. Februar l., wenn der vereinigte Landtag

nicht versammelt ist, durch den vereinigten ständischen Ausschuß die Kandidaten für die bei der Hauptverwaltung der Staatsschulden erledigten Stellen vorgeschlagen und die Rechnungen dieser Behörde abgenommen werden; 2) die nach der Verordnung vom 17. Januar 1820 zum Wirkungskreise der Reichsstände gehörige Entgegennahme und Deposition der eingelösten Staatsschulden-Dokumente durch die ständische Deputation für das Staatsschuldenwesen vorgenommen wird. Im Hinblicke auf die vorstehend hervorgehobenen Gegensätze zwischen den Verordnungen vom 22. Mai 1815 und 17. Januar 1820 einerseits und den Verordnungen vom 3. Februar l. anderseits hegen wir die Ueberzeugung, daß die mehrerwähnten älteren Gesetze in den hervorgehobenen Punkten noch zu Rechte bestehen."

Augenscheinlich ist diese Erklärung in einer Weise gehalten, die den König, dem es nach ausdrücklicher Versicherung seiner Räthe ein hoher Ernst war, die Versprechungen seines Vaters vollständig zu erfüllen, nicht verletzen konnte, die zugleich den Gesinnungen und Ueberzeugungen der großen Majorität des Landtages entsprach, wenn Manche auch nicht diesen Weg als den zweckmäßigen anerkannten, und die so klar und so bestimmt die Rechte des Volkes wahrte — was ja Alle wollten — daß weder die Regierung noch die Stände etwas Anderes darin erblicken konnten, als die gewissenhafte, pflichtmäßige Erfüllung der Pflicht eines Abgeordneten, der unverrückt stehen bleiben will auf dem Boden des Rechts. Wie indeß jetzt die Sache lag, war jede Möglichkeit abgeschnitten, diese Erklärung durchzubringen, und, wenn es einmal keinen Weg gab, dieselbe offiziell zum Throne zu bringen, so war es für ihr Schicksal und für ihre Bedeutung vollkommen gleichgültig, ob dieselbe von 600 oder von nur 138 Abgeordneten privatim unterzeichnet war. Die Geschichte dieser Erklärung, die wir aus diesem Grunde nothwendig in solcher Vollständigkeit mittheilen mußten, ist der Angelpunkt, um den sich die sämmtlichen Verhandlungen über die Verfassungsfrage

drehen und ist zugleich der Maßstab, mit welchem die ganze Wirksamkeit von Vincke's auf dem Landtage gemessen werden kann. Ueberall ist er der Mann des Rechts und der Ueberzeugung; Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit haben in seinen Augen keinen Werth, wenn nicht das Recht damit zu vereinigen ist. So widersetzt er sich denn auch auf's Standhafteste, nachdem er einmal gezwungen ist, den Weg der Petition auf Abänderung der Gesetze vom 3. Februar zu betreten, jeder desfallsigen Bitte, sobald sie nur auf Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit sich gründet, und es ist wesentlich seinem Einflusse zuzuschreiben, daß in den betreffenden Petitionen die unumwundene Erklärung des Rechts zugleich eine Stelle fand. Einer so konsequenten, ja hartnäckigen Verfechtung des Rechtes gegenüber wurde Alles aufgeboten, um seitens der Regierung den Beweis zu führen, daß die Rechte des Volkes nicht die behauptete Schmälerung erlitten hätten. Regierungsorgane, von Manteuffel I. an der Spitze, der Landtagskommissar, ja die drei Justiz-Minister versuchten es, sogar mit allen Waffen der Dialektik, die Verordnungen vom 3. Februar zu rechtfertigen. Und nun, nachdem unter den letzteren auch von Savigny gewissermaßen seinen europäischen Ruf auf's Spiel gesetzt, um zu beweisen, daß der vereinigte Landtag, die ständischen Ausschüsse, die Staatsschuldendeputation und die Provinzial-Stände Alle, einzeln genommen, Befugnisse der Reichsstände übernehmen könnten und doch der vereinigte Landtag auch wieder allein der Reichstag sei, — nach diesem dialektischen Meisterstück trat von Vincke auf mit einer Rede, die unbedingt zu den klassischen parlamentarischen Reden zählt, und die wir unsern Lesern unmöglich vorenthalten können, ohne ihnen den Genuß zu rauben, Genialität und Rechtsbewußtsein in überlegenem Kampfe zu erblicken mit Spitzfindigkeit und überspannter Loyalität. Ironie und Sarkasmen waren nicht geschont worden, um dem kühnen Haupte der entschiedenen Rechtspartei entgegen zu treten. Immer noch hofft dieser,

es werde ihm gelingen die Stände von dem Erbitten eines schon verliehenen Rechtes zurückzuhalten und zur Zustimmung seiner Erklärung zu veranlassen, das Recht soll ihm nicht vergeben, auch kein Titelchen davon geschmälert und ebensowenig durch die spitzfindigste Sophistik hinweg deduzirt werden. Das Recht ist seine alleinige Waffe, die kein Rost der Zeit zu stumpfen vermag; mit dem Recht im Bewußtsein und mit dem geschriebenen Recht in der Hand tritt er ultraroyalen und zweckberechnenden Ständen mit gleicher Entschiedenheit entgegen als dem Fürsten; der Boden des Rechts allein ist es, auf dem er ackert, und sollte dieser ihm Dornen tragen und der Acker der Zweckmäßigkeit ihm herrliche Südfrüchte bringen, — er pflügt auf dem Acker des Rechts; sollte ein Eingehen auf den Boden der Nachgiebigkeit ihm Ehren und Würden tragen und ihn selbst hineinversetzen in die Regionen, wo Vertrauen gefordert, nicht erwiedert, wo Rechte verliehen, nicht anerkannt wurden, — er ackert auf dem Boden des Rechts. Hier seine Rede:

„Von verschiedenen Rednern, die vor mir gesprochen haben, bin ich theils direkt angegriffen worden und theils in einer Weise gerühmt, die ich nur als direkten Angriff betrachten kann, und ich befinde mich also in einiger Verlegenheit, wenn ich jetzt meine Ansicht als den zweckmäßigsten Weg in der Sache vertheidige, und bitte um so mehr um gütige Nachsicht. Ich habe mich bei vielen Gelegenheiten so wohl für mich, als wenn ich für Andere das Wort nahm, die mit mir in einer Meinung vereinigt waren, zu der Ansicht bekannt, daß ich gegen jede Petition sei in Bezug auf die Nichtübereinstimmung der neueren Gesetze mit den ältern, und zwar hauptsächlich aus zwei Gründen; einmal, weil es mir nicht geeignet zu sein schien, um ein Recht zu bitten, was ich bereits zu besitzen glaube, und zum Andern deßhalb, weil ich nicht glaube, daß es mit der Ehrerbietung gegen den allerhöchsten Träger der Krone in Einklang zu bringen sei, wenn wir den bestimmten Erklärungen gegenüber, die wir theils aus dem Munde Sr. Majestät des Königes

und theils aus der Botschaft vernommen haben, sofort jetzt um eine Abänderung der Gesetze vom 3. Februar bitten wollen. Im Wesentlichen bekenne ich mich noch jetzt zu dieser Ansicht; ich freue mich indeß, daß der weitere Fortgang der Verhandlungen es mir gestattet, mit Modifikationen dem Gutachten der Abtheilung beizutreten, welches ich im Gegensatze mit mehreren Rednern als vollständig unparteiisch anerkennen muß. Was den ersten Punkt anbetrifft, so haben wir alle Ursache, den geehrten Abgeordneten aus Prenzlau und der pommerschen Ritterschaft es zu danken, daß sie einen Weg aufgefunden haben für eine Bitte, ohne daß dadurch unser Recht in Frage gestellt zu werden braucht. Sie gehen im Wesentlichen davon aus, daß sie sagen: wir besitzen Rechte, und wir bitten Se. Majestät, diese Rechte anzuerkennen; wir bitten, wie es in andern Petitionen ausgedrückt worden ist und wie auch in dem Gutachten der Abtheilung zu liegen scheint, nicht um die Verleihung des Rechts, sondern um dessen Anerkennung. Ich finde einen großen Unterschied in diesen beiden Formen und bedaure, mit dem Mitgliede von Köln hierin in wesentlicher Meinungsverschiedenheit zu sein. Es scheint mir nicht unbedenklich, wenn ich bitte, mir ein schon bestehendes Recht zu verleihen. Wenn das Mitglied aus Köln bemerkt in dem Abdruck seiner Petition, daß die Krone nicht verhindert sei, ein Recht durch Verleihung neu zu schaffen, so würde dies doch ein sehr gefährlicher Zustand sein; dagegen muß ich mich verwahren. Wenn dagegen nach dessen später erfolgender Erklärung, nur um die Befriedigung eines Rechtanspruches gebeten werden soll, so ist dies wesentlich verschieden. Die Form, in welcher ich bitte, ist daher gewiß nicht gleichgültig; es kann dadurch ein Recht zur bloßen Vergönnung werden! Ich glaube, daß selbst die verehrten Vertreter der Justiz auf der Ministerbank das zugeben werden, und meine daher, daß wir den beiden Mitgliedern dankbar sein müssen, daß sie uns den Weg gezeigt haben, um Anerkennung des Rechts zu bitten, ohne unser Gewissen zu beeinträch-

tigen. In Bezug auf den zweiten Punkt glaube ich zwar immer noch, daß solche Bitten nach Emanation der Gesetzgebung vom 3. Februar, die sich als vollendet ankündigt, nach den Worten, die wir hier vom Throne aus gehört haben, sich nicht leicht mit der allerhöchsten Willensmeinung in Einklang bringen lassen, und ich glaube dem Mitgliede der brandenburgischen Ritterschaft darin widersprechen zu müssen, daß ich in der allerhöchsten Botschaft diesen Weg nicht vorgezeichnet finden kann. Im Gegentheil hat Se. Majestät der König gesagt: Der vereinigte Landtag hat keine andere Rechte als die ihm durch das Patent vom 3. Februar ertheilt sind, und nur auf Ausbildung dieser Gesetzgebung können Bitten eingereicht werden. Wenn hiernach um eine neue Schaffung von Rechten gebeten wird, so will ich dies erwägen und darüber entscheiden. Mit Anträgen um Verleihung neuer Rechte möchte ich nun gern den König möglichst verschonen, um so dringender aber möchte ich bestehen auf Erhaltung der bereits durch die frühere Gesetzgebung begründeten Rechte.

Wenn wir hiernach auch nicht im Einklange uns befänden mit den frühern Ansichten der Krone, so fühle ich mich doch jetzt darüber beruhigt, und zwar aus zweien Gründen, einmal, weil wir bei einer spätern Veranlassung von dem königlichen Herrn Kommissar vernommen haben, daß jeder Weg zur Verständigung willkommen wäre, dann aber auch aus einem zweiten persönlichen Grunde. Es ist gewiß der Versammlung bekannt, ich wenigstens habe vernommen, daß eine Zahl ehrenwerther Mitglieder, welche durch ihre Stellung in Leben und durch die Familien-Traditionen, die sich gewissermaßen in ihnen koncentriren, dazu vorzugsweise geeignet sind, sich berufen zu fühlen, den konservativen Standpunkt, die Erhaltung unseres alten Rechtes besonders zu erstreben, welche sich zu einer engern Vereinigung zusammengefunden haben, und welche sogar schon durch die Benennung des Ortes, (im englischen Hofe) den sie zu ihrer Zusammenkunft gewählt haben, an das Land haben

erinnern wollen, das schon seit Jahrhunderten seine alten Rechte zu erhalten sucht. Ich habe diese Thatsache mit großer Genugthuung und Befriedigung vernommen. Ich habe ferner gehört, daß ein erwählter Ausschuß, wenn ich so sagen soll, aus der Versammlung des englischen Hauses sich in Verbindung mit dem königlichen Kommissar gesetzt hat, und wenn ich auch diesen Weg etwas extraordinär finde, so glaube ich doch daraus schließen zu dürfen, daß eine größere Uebereinstimmung des Gouvernements mit diesen konservativen Mitgliedern besteht, und daß deßhalb die Erhaltung unserer Rechte nicht blos das Ziel dieser Versammlung, sondern auch des Gouvernements sein wird. Sonach fühle ich mich vollständig beruhigt und kann nur auf die Sache selbst übergehen. In Betreff der Frage, ob wir wirklich ein Recht besitzen auf die Periodizität des vereinigten Landtages, so hatte ich mir vorgenommen, dem Herrn Justiz-Minister ausführlich zu antworten, obgleich ich nur mit einer gewissen Zaghaftigkeit mich dazu entschließen konnte, einem Manne gegenüber, der gestern mit Recht ein Jurist von europäischem Ruf genannt wurde. Nur der Umstand gab mir wieder einigen Muth, daß ich in dem Minister der Gesetz-Revision auch zugleich meinen früheren Lehrer von der Universität her zu verehren habe. Hätte ich daher irgend etwas Erhebliches zur Widerlegung vorgebracht, so wären es eben nur die früheren Gedanken desselben verehrten Mannes gewesen — wie ja der Diamant nur durch Diamantenstaub geschliffen werden kann. Es haben indeß viele Mitglieder, die sich vor mir auf dieser Stelle befunden haben, namentlich die Mitglieder für Königsberg, für Reinerz und für Elberfeld, sich so vollständig über den Rechtspunkt geäußert, daß ich blos eine kleine Nachlese zu halten brauche. Im Wesentlichen scheint mir von ihnen schon der Vortrag des Herrn Justiz-Ministers vollständig widerlegt zu sein. Es ist namentlich bemerkt worden, daß aus dem klaren Buchstaben des Gesetzes ein begründetes Recht auf eine alljährige Zusammenberufung des Landtages behufs Ab-

nahme der Rechnung der Staatsschuldenverwaltung abzuleiten sei. Es ist ferner bemerkt, daß dies nicht blos den Kreditoren, sondern dem ganzen Lande verliehen ist. Ich habe aber nachträglich noch zu bemerken, daß, wenn von dem Herrn Justiz-Minister gesagt worden ist, die Reichsstände hätten ja die Rechnung alljährig zu prüfen, da die betreffende Deputation aus und von ihnen gewählt werde, ich dies mit dem Wortlaut des Gesetzes nicht vereinigen kann, welcher der ganzen Versammlung dies Recht verleiht. Wenn er ferner sagte, jene engere Deputation bekäme ihre Aufträge nicht von der Versammlung, sondern sie hätte ihr Mandat aus dem Gesetz, so spricht dies grade für uns, denn nur der Mandatar kann das Recht für sich in Anspruch nehmen, die Persönlichkeit des Mandaten innerhalb der Grenzen seiner Vollmacht zu vertreten. Aber wie der königliche Kommissar schon gesagt hat, so sind diese Mandatare nicht von uns gewählt worden, sondern sie sind uns gesetzt worden und so können sie nie uns ersetzen, nie unsere Stelle vertreten. Es ist ferner schon gesagt worden, daß dieser Punkt keineswegs unbestimmt in dem Gesetze gelassen wäre, und ich möchte dies noch dahin ergänzen, daß der Gesetzgeber, wie der Herr Justiz-Minister selbst bemerkt, nur die Einrichtung, Bildung, Zusammensetzung und Organisirung der Reichsstände unbestimmt gelassen hat, nur die Frage, wie sie aus den Provinzial-Ständen hervorgehen sollen. Aber diese Organisation ist jetzt dahin bestimmt worden, daß nicht die Ausschüsse, wie das möglich gewesen wäre, sondern daß sämmtliche Provinzial-Landstände zu einer reichsständischen Versammlung vereinigt sind; aber wie oft sie zusammen kommen sollen, darüber besteht keine Unbestimmtheit, darin ist keine Ungewißheit, es war vielmehr ausdrücklich bestimmt, daß sie alljährlich zusammen kommen. Wenn es endlich um die Interpretation des Gesetzes aus der Absicht desselben sich handelt, so findet eine solche überhaupt doch nur dann statt, wenn die Disposition, der Wille des Gesetzgebers selbst unklar ist. Das aber ist hier nicht der Fall, sondern

es ist ausdrücklich gesagt worden, sie sollen alljährlich zusammen kommen, alljährlich soll ihnen Rechnung abgelegt werden. Ob dies zur Sicherheit der Kreditoren und für den vereinigten Landtag nützlich ist, ist eine ganz andere Frage. Wie es aber der Buchstabe des Gesetzes klar entscheidet, sollen wir alljährlich behufs der Prüfung der Rechnungen zusammen kommen. Und hiermit glaube ich das Wenige noch ergänzt zu haben, was mir nach dem verehrten Redner noch zu sagen blieb. Bei Beleuchtung des Vortrags des Herrn Justiz-Ministers glaube ich auch die Ansicht des einen Theils der Abtheilung im Wesentlichen schon widerlegt haben. Ich habe nur noch zu bemerken. Wenn die Abtheilung auf unsre provinzialständische Thätigkeit Bezug nimmt und sagt, daß dies eine permanente Thätigkeit wäre, ohne daß die Provinzial-Stände immer in voller Versammlung zusammen kommen, so habe ich darauf zu erwiedern: diejenigen Kommissionen der Provinzial-Stände, die behufs der Erledigung einzelner Angelegenheiten zusammen kommen und in Permanenz bleiben, sind von den Provinzial-Ständen gewählt, diese haben ihnen nur die Rechte delegirt, während, wie der Herr Justiz-Minister selbst sagt, das Mandat für unsere Deputation nur aus dem Gesetze herrührt, das Gesetz sie an unsere Stelle setzt, ohne daß wir unsere Zustimmung dazu ertheilt haben. Hiernach scheint mir das Recht auf periodischen und alljährlichen Zusammentritt der verehrten Versammlung vollständig begründet. Die Nützlichkeits- und Nothwendigkeits-Gründe, die das Gutachten aufstellt, sind von dem geehrten Mitgliede für Köln scharf, klar und so vollständig auseinandergesetzt worden, daß ich nicht glaube, darauf zurückkommen zu müssen. Aber für mich handelt es sich zunächst nicht um die Nützlichkeit oder Nothwendigkeit, sondern, wo wir das Recht für uns haben, verlange ich es in seinem ganzen Umfange anerkannt zu sehen, und erst nachher wird es Gegenstand der Verhandlungen der Krone mit den Ständen sein, ob davon etwas abzunehmen ist, ob die vollständige Ausübung des Rechtes nicht zweck-

mäßig sei. Ich für meinen Theil glaube, daß eine europäische Großmacht, wie Preußen, sich ganz in der Lage befindet, die vollste Stärkung und Kräftigung sämmtlicher Elemente im Staate durch eine innige Verbindung mit den Ständen zu sichern, und daß wir in dieser Beziehung nicht oft genug zusammenkommen können, wenn wir mit Recht der Ansicht sind, daß unser Zusammentritt der Krone neue Elemente der Stärke gibt. Wenn ich das wesentliche Vorrecht der Stände, mit der Krone sich in das engste Vernehmen zu setzen, so hoch anschlage, so finde ich dazu die Veranlassung bei allen Großmächten, die sich ständischer Versammlungen erfreuen, in Frankreich und namentlich in England, mit denen wir uns in politischer Beziehung auf einer und derselben Höhe befinden, und welche daraus ihre Kraft mit so glücklichem Erfolge gezogen haben. Es handelt sich hier zunächst nicht um Bitten und Wünsche, nicht darum, was nothwendig und nützlich ist, denn auch in dieser Beziehung wünsche ich Se. Majestät möglichst wenig zu bedrängen, ja ich würde es nicht beklagen, wenn auf dem ganzen Landtage kein einziger Antrag auf Verfassungs-Aenderungen an den Thron gelangte, ich würde darauf keinen allzugroßen Werth legen. Wo es sich aber um die Konservation wohl erworbener Rechte handelt, habe ich die allerstrengste Ansicht. Insofern es sich nun gegenwärtig nur um den Rechtspunkt handelt, will ich diesen nicht mit Gründen der Nützlichkeit vermischen und verdünnen, denn so hoch der Himmel über der Erde ist, so hoch steht das Recht über den Nützlichkeits-Gründen, die nimmermehr an das Recht in seiner Höhe hinanreichen können. Das Recht will ich ungemischt mit Nützlichkeits-Gründen Sr. Majestät vorgetragen haben, auf das Recht berufe sich die Versammlung, und um es so vollständig zu sagen, als es mir möglich ist, beziehe ich mich auf den Antrag des geehrten Mitgliedes aus Köln, wo es sagt: Das gefährliche Reizmittel für den Trieb, Rechte zu erwerben und zu erkämpfen, ist das Gefühl, deren gar keine zu besitzen, und bei einer unbefangenen Er-

wägung des Inhaltes der Verordnungen vom 3. Februar l. läßt sich die Erkenntniß nicht abweisen, daß dem vereinigten Landtage und dem Lande kein Recht zugetheilt sei. Und deßwegen handelt es sich hier zunächst um Rechte und zwar nm wohlerworbene und alte Rechte. Es ist von einem Mitgliede mir gegenüber gesagt worden, wir sollten zurückgehen auf die Geschichte, wir sollten aus der Geschichte lernen, daß es sich nicht um einzelne Buchstaben handelt, daß die Beispiele der Geschichte den Weg des Buchstabens als einen gefährlichen bezeichnen. Ich bedaure, daß die versprochenen Beispiele der Geschichte nicht gegeben worden sind, ich habe aus der Geschichte die entgegengesetzte Lehre gezogen und berufe mich auch hier wieder auf England, welches ich fast überall als unsern Lehrmeister betrachte. Dort wurde ungefähr vor 150 Jahren, als die jetzige Dynastie unter Wilhelm III. den Thron bestieg, das alte Recht punktatim und buchstäblich niedergeschrieben, in der „Deklaration der Rechte," und dann der Krone zur Anerkennung vorgelegt in der Bill der Rechte, ein schlagendes historisches Beispiel, so lange das geehrte Mitglied kein entgegengesetztes geliefert hat. Es ist hier ebenfalls in Bezug auf die Geschichte gesagt worden, daß Eintracht mit der Krone Noth thue, und ich frage, wer von uns wollte nicht mit der Krone einträchtig sein? Es war damit wohl der erhabene Wahlspruch des niederländischen Volkes gemeint: „Eintracht gibt Macht." Aber warum geht dort dieser Wahlspruch wesentlich vom Volke aus? Weil die Antwort aus dem Mund der niederländischen Fürsten darauf lautet:

„Je maintiendrai!"

oder wie es in anderer Sprache auf der Brust unserer Fürsten geschrieben steht: „suum ciuque!" Weil die niederländischen Fürsten ungeschwächt das Recht bis auf den kleinsten Buchstaben erhalten, deßhalb sagt das Volk: Eintracht gibt Macht. Deßhalb kann ich nicht die Ansicht des oft citirten Mitgliedes theilen, daß es sich hier wesentlich um materielle Interessen handle, daß diese vorzugsweise gefördert und gepflegt werden sollen. Meiner

Ansicht nach stehen vielmehr die inmateriellen Interessen unendlich hoch über ihnen, und so lange die inmateriellen Interessen nicht unerschütterlich begründet sind, so lange wir noch gar nicht wissen, was bei uns Rechtens ist, so lange darf von den materiellen Interessen keine Rede sein. Aus diesen Gründen habe ich mir erlaubt, ein Amendement dem Herrn Marschall vorzulegen, was ich vorzutragen und mit wenigen Worten motiviren zu dürfen bitte. Ich habe in Bezug auf die Periodizität der ständischen Versammlungen das Amendement gestellt: „Se. Majestät den König unterthänigst zu bitten, das bestehende Recht des vereinigten Landtags, auf Grund des Art. XIII des Gesetzes vom 17. Januar 1820, alljährlich behufs Abnahme der Rechnung der Haupt-Verwaltung der Staatsschulden einberufen zu werden, allergnädigst anzuerkennen; falls jedoch einer so häufigen Einberufung erhebliche Bedenken entgegen stehen möchten, dem vereinigten Landtage eine darauf bezügliche Proposition huldreichst vorlegen zu lassen." Dieses Amendement hat meiner Ansicht nach wesentliche Vorzüge vor dem Antrage der Abtheilung. Es ist in diesem Vorschlage der Abtheilung gesagt: „Mit Bezug auf die frühere Gesetzgebung, so wie auch namentlich aus Gründen der Nützlichkeit." Ich muß mich selbst dem Herrn Referenten gegenüber, dessen Unparteilichkeit ich schon anerkannt habe, doch einem Redner anschließen, welcher sagte, daß der Rechtsgrund hinter die Nützlichkeit hierbei zurückgedrängt sei. Es ist gesagt worden: „Mit Bezug auf die frühere Gesetzgebung;" ich frage aber: sind das Beziehungen des bestehenden Rechtes oder nur Beziehungen der Erwartung, wie der Herr Justiz-Minister sagt? Ich wünsche nur Beziehungen des Rechts, und weil es heißt: „In Bezug auf das Gesetz," darin aber von Einigen nur Erwartungen gefunden werden, so will ich das Recht, das bestehende Recht ausgedrückt haben. Ich beschränke dies aber auf den Buchstaben des Gesetzes, weil mein Beweis weiter nicht zuträfe; ich beschränke mich auf die alljährliche Zusammenkunft behufs der Rechnungsab-

nahme und Prüfung. Zwar bin ich der Ansicht, daß der Gesetzgeber damals daran gedacht hat, die Stände alljährlich zu berufen, und dann nicht blos mit jenem einen Gegenstande zu beschäftigen, aber ich bin auch der Ansicht, daß, wenn wir einmal zusammen sind, von selbst auch andre Gegenstände an die Reihe kommen werden. Genehmigen wir dies, beschränken wir uns auf diese Forderung, so bewegen wir uns streng auf dem Rechtsboden. Diesen will ich anerkannt haben, ich bitte nicht um Verleihung, sondern ich bitte um Aufrechthaltung des Rechts, und insofern dies Verlangen über die früheren Erklärungen hinausgeht, wünsche ich die Anerkennung seitens der Krone, damit das Recht in Ausführung gebracht werde und zum Leben durchbringe. Denn so lange unsere Ueberzeugung nicht unangefochten ist, so lange noch Zwiespalt zwischen der Krone und uns besteht, so lange ist Eintracht nicht vorhanden, auf die ich den größten Werth lege. Ich will aber auch endlich einem Einwande begegnen, damit man nicht sagen soll, ich wolle nicht das Nützliche. Ich will der Krone freie Hand lassen, auf gesetzlichem Wege durch Vorlegung einer Proposition diese Frage zur Entscheidung zu bringen, bitte also, daß, im Fall die Krone die unbeschränkte Ausübung des Rechtes bedenklich findet, dem vereinigten Landtage eine deßfallsige Proposition vorgelegt werde. Aber das Recht muß erst gesichert sein. Ich erblicke in der verlangten Maßregel auch keine Gefahr oder Bedrohung für den Staat und glaube, daß der König, unterstützt von den Rathgebern der Krone, sich in der Lage befindet, zu erwägen, ob die Ausübung dieser Rechte nützlich und zweckmäßig sei. Ich weise endlich darauf hin, daß der Wille Sr. Majestät durch die Thronrede diesen Weg hauptsächlich, das Recht in den Vordergrund treten zu lassen, als den wesentlichsten und nächsten bezeichnet. Es ist dort ausdrücklich gesagt: Vertrauen weckt Vertrauen, und wenn ich diesem erhabenen Spruche folgen darf, so glaube ich, wenn wir dem Könige mit Vertrauen bezeichnen, was wir für das Rechte halten,

so wird uns auch das allerhöchste Vertrauen entgegenkommen und das gewähren, was wir nach den unzweifelhaften Buchstaben der frühern Gesetzgebung als unser Recht in Anspruch nehmen. Es ist dort ferner gesagt worden, daß die Stände mit dem ureigenen Geiste der deutschen Verfassung sich durchdringen und Wahrer des Rechts sein müßten, und darum würden sie sich ihrem heiligsten Berufe entfremden, den ihnen der König selbst vorgezeichnet hat, wenn sie aufhören wollten, zunächst ihre Rechte zu verwahren, wenn wir uns auf Nützlichkeits- und Nothwendigkeits-Gründe einlassen wollten, wo wir das klare Recht vor uns haben. Wir sollen nicht die Folgsamkeit des Knechtes üben, sondern die Folgsamkeit um Gottes und unsres Gewissens willen. Und mein Gewissen sagt mir, daß ich meinen Kommittenten gegenüber eine Pflicht auf mir habe, daß ich nicht bloß mein Recht, sondern auch das Recht meiner Kommittenten auf dieser Stelle zu wahren habe. Und weil dieses im Buchstaben des Gesetzes klar ausgedrückt ist, deßhalb ist es ein Gehorsam um des Gewissens willen, wenn ich mich erdreiste, der Krone die Gründe vorzutragen, aus denen ich glaube, daß die Gesetzgebung vom 3. Februar nicht in Einklang zu bringen sei mit der frühern, die unseres nun in Gott ruhenden Königs Majestät im Jahr 1820 erlassen hat. Ich glaube, daß dieser Weg uns am sichersten schützt vor dem revolutionären Treiben, was Se. Majestät in der Thronrede als ein gefährliches Zeichen und bedenkliches Symptom der Zeit angeführt hat. Denn worin hat dies seine Wurzel? Darin, daß man Fürst und Volk gegenseitig einander zu verdächtigen und zu entfremden sucht. Und wie stellt man sich ihm am erfolgreichsten entgegen? Wenn man sich stets auf dem Rechtsboden hält, nie den Boden des Gesetzes verläßt, also nicht einen entfernten Anlaß zu der Vermuthung gibt, als ob es je die Ansicht sein könnte, der Krone Rechte zu nehmen und für uns zu beanspruchen, als diejenigen, die das Gesetz uns verleiht oder welche die wohlerwogene freie Entschließung der Krone uns als neue Rechte geben

will. Se. Majestät der König — ich darf mir schließlich erlauben, diese erhabenen Worte selbst vorzutragen, die mir die Sache vollständig zu begründen scheinen, — hat gesagt: „Jetzt gilt's einen neuen Kampf um dieselben hohen Güter, einen friedlichen zwar, aber seine Treffen sind nicht um eines Haares Breite unwichtiger, als es jene im Blachfelde waren. Gott aber wird wieder mit Uns sein, denn es gilt den Kampf gegen die bösen Gelüste der Zeit. Ihre Einmüthigkeit mit mir, Ihr thätiges Bekenntniß, mir helfen zu wollen: den Boden des Rechts (den wahren Acker der Könige) immer mehr zu befestigen und zu befruchten, wird aus diesem Landtage eine gewonnene Hauptschlacht wider jenes arge, rechtlose, Deutschland betrübendes und entehrendes Treiben machen, zu Ihrem und des Vaterlandes Ruhm und zur Befriedigung meines treuen Volkes." Diesen allerhöchsten Worten lassen Sie uns nun anschließen: stets den Boden, den Acker des Rechts pflügen. Wir sind hingewiesen auf die alten Rechte unsres Volkes und der ehrenwerthe Redner gegenüber hat mir den Vorwurf gemacht, als ob es meine Absicht sei, diese Rechte jetzt wieder hervorzurufen. Das habe ich nicht gesagt. Ich habe gesagt, ich befände mich nicht in der Lage, jetzt die alten Rechte unsrer frühern Stände in Anspruch zu nehmen. Aber so lange uns noch nicht einmal die Rechte der nächsten Vergangenheit gesichert sind, will ich auch nicht auf die Reservation verzichten, nach Umständen auf eine noch entferntere Vergangenheit zurückzugreifen. Ich erinnere mich mit gerechtem Stolze, daß meine Vorfahren den Acker des Rechts seit vielen hundert Jahren gepflügt und demselben viele köstliche Früchte abgewonnen haben, werthvoller als die materiellen Güter dieser Erde. Ich weiß nicht, wie lang die Spanne Zeit ist, die mir hier noch zugemessen ist. Wenn aber einst meine letzte Stunde schlagen sollte, dann wünsche ich nur, auf dem Acker des Rechts meine Grabstätte zu finden. Es ist heute ein großer Tag in der vaterländi-

schen Geschichte. Heut vor 107 Jahren hat Friedrich der Große den erhabenen Thron seiner Väter bestiegen. Lassen Sie uns durch eine würdige That des Landtags feiern die Thronbesteigung Se. Majestät des Königs Friedrichs II., der uns nicht blos Schlesien erobert hat, dessen edelste Söhne hier sitzen. (Eine Stimme lacht laut.) Ich finde dies nicht lächerlich; es ist eine historische Wahrheit des großen Königs, welcher für unser öffentliches Recht den erhabenen Grundsatz aufgestellt hat, daß der König der erste Diener des Staates sei. Es wird eine Zeit kommen, wo keines der ehrenwerthen Mitglieder dieser Versammlung mehr auf Erden wandelt, dann wird die unparteiische Geschichte über den ersten vereinigten Landtag zu Gericht sitzen. Möge sie dann sagen: der erste Landtag der Krone Preußen, insbesondere die Mitglieder der Kurie der Ritterschaft, der Städte und Landgemeinden, sie wurden als fleißige und treue Ackerer erfunden auf dem Acker des Rechts, sie sind von diesem Boden nicht einen Fuß weit abgewichen, nicht um dieses Nagels Dicke haben sie nachgegeben von ihrem guten Rechte, sie haben stets unabänderlich beharrt bei dem alten deutschen Grundsatze unsrer Väter: Recht muß doch Recht bleiben!"

Mit dieser Rede würden wir füglich die Verhandlungen des vereinigten Landtags über die preußische Verfassungsfrage verlassen können. Wir haben in denselben überall den Freiherrn von Vincke als den konsequentesten, gewandtesten und gesetzkundigsten Vertreter des Recht-Prinzipes gefunden; die Geschichte seiner „Erklärung der Rechte" ist zugleich die Geschichte der Verhandlungen über diesen Gegenstand. Es bleibt uns aber noch übrig, das Benehmen dieses Abgeordneten zu beleuchten, als von Seiten der Regierung am Schlusse des Landtages die Anforderung an die Stände gestellt wurde, zur Wahl der ständischen Ausschüsse und der Deputation für die Hauptverwaltung der Staatsschulden zu schreiten. Wie sehr auch die Stände gekämpft hatten, um jene beiden Korporationen aus der

Verfassung zu beseitigen, die Regierung beharrte einstweilen darauf, daß Alles, was durch die neue Gesetzgebung angeordnet war, wenigstens in's Leben trete. Mag es sein, daß man die Ansicht hatte, eine starke Regierung, die allerdings auch in jedem Verfassungsstaate wünschenswerth bleibt, dürfe das kaum Geschaffene nicht ohne Weiteres wieder aufgeben; mag es sein, daß man durch das Beharren auf dieser Forderung einen schlagenden Beweis geben wollte, man sei nicht Willens, „mit Majoritäten zu regieren;" mag die Regierung, bevor sie den allgemeinen Wunsch der Stände erfüllt, jenen beiden Korporationen einmal unbedeutende und unverfängliche Funktionen übertragen wollen, — in jedem Falle war die Aufforderung zur Wahl für die Stände nicht nur eine Frage der politischen Klugheit, sondern zugleich ein Prüfstein ihres ständischen Gewissens. Politische Klugheit allein hätte es wünschenswerth finden müssen, daß eine überzeugungstreue Opposition in die ständischen Ausschüsse hineingekommen wäre, und würde somit die Wahl vollzogen haben, um durch dieselbe zu verhüten, daß nicht eine gefügige Majorität zu Funktionen sich gebrauchen ließe, die mit den Rechten des vereinigten Landtages als unverträglich anerkannt waren. Die Ueberzeugungstreue, das ständische Gewissen aber mußte die Wahl ablehnen, weil damit thatsächlich anerkannt worden wäre, was mit so vieler Gewandtheit und mit so fester Konsequenz als nicht zu Recht bestehend bestritten worden war. In dieser Kollision zwischen dem Nützlichkeits- und dem Rechts-Prinzip mußte der blos kluge Politiker sich auf die Seite des Nützlichkeits-Prinzips stellen, der männlich feste politische Charakter fand seinen Platz auf Seiten des Rechts-Prinzips. Wo anders als hier wird von Vincke zu suchen sein? Er protestirte gegen die Wahl und vollzog sie nicht. Mochten Andere den Versuch machen, wie es auch bei den Adreß-Berathungen geschehen, das Recht mit der Zweckmäßigkeit zu vereinigen und unter Vorbehalt die Wahl zu voll-

ziehen, — Vincke kannte nur das Eine Motiv, das seine Handlungen leitete, das Recht.

Und nun verlassen wir die ganze Verfassungsfrage, und begleiten von Vincke in die Berathungen hinein, wo seine soziale, religiöse und gesammte Weltanschauung hervortritt. Zuerst treffen wir nun hier auf einen Punkt, der ihm vielfach zum Vorwurfe gemacht worden ist: jeder Zoll an ihm ist Ritter, und sowohl in Münster als in Berlin haben wir ihn unumwunden laut aussprechen hören, daß er stolz sei, dem Adel anzugehören; wir haben gehört, mit welchem Selbstgefühl er auf seine Ahnen hinweist, die seit Jahrhunderten den Acker des Rechts gepflügt, worauf ihm freilich von Beckerath mit unendlich edlerem Selbstgefühl entgegnen konnte, „daß seine Wiege am Webstuhl seines Vaters gestanden." Hier tritt der Gegensatz zwischen Verdienst- und Geburts-Adel in lebendigen Persönlichkeiten hervor. Manche haben von Vincke deßhalb gegrollt, ja in der Abneigung vor dem Ritter die Anerkennung zurückgehalten, die ihm als Mensch, als Deputirter, als Mann der Ueberzeugung und des Rechtes gebührt. Auch wir theilen vollkommen die Geringschätzung, auf welche der Geburts-Adel überall rechnen darf, wenn er die Verdienste seiner Vorfahren, — haben dieselben wirklich deren gehabt, — als persönliches Verdienst für sich in Anspruch nehmen will. Aber in dieser vollkommenen Geringschätzung, in diesem Widerwillen gegen alle adelige Anmaßung wollen wir doch nicht die Ungerechtigkeit uns zu Schulden kommen lassen, zu verkennen, daß es allerdings ein erhebendes, wenn gleich desto größere Pflichten auflegendes Gefühl ist, auf wirklich verdienstvolle Vorfahren hinweisen zu können, und wir wollen denn um so weniger mit Vincke strenge rechten, da seine Vorfahren, wie die Geschichte davon Zeugniß gibt, sich nie gescheut haben, auch den Fürsten entgegen zu treten, wenn es galt, die Volksrechte gegen deren Uebergriffe zu vertheidigen. Wir würden sogar vielleicht uns befreunden

können, mit einem Adel, der seinen Beruf vorzugsweise darin sucht und findet, um mit Vincke auf dem Landtage in Münster zu reden — „eine Mauer zu sein, um alle Klassen des Volkes zu schirmen gegen Eingriffe, sie möchten auch kommen, woher sie wollen.“ Wir finden kein Unrecht darin, wenn der Adel, d. h. nicht der besitzlose, sondern der vermögende, nicht der rohe Sklave der sogenannten „nobeln Passionen“, sondern der sorgfältig gebildete, die Bestrebungen und Bedürfnisse der Gegenwart erkennende und durch seinen Grundbesitz unabhängige und selbstständige Adel, wir finden kein Unrecht darin, sagen wir, wenn ein solcher, mit dem Mittelalter brechend, es sich zum Lebensberufe machen und seine Zukunft darin finden will: seine Bildung und seine Unabhängigkeit zur Erhaltung der Rechte **aller** Volksklassen zu verwenden; wir protestiren nur gegen alle Ausschließung Anderer, durch Gesinnung, Befähigung und Selbstständigkeit Gleichberechtigter, mögen sie einem Stande angehören, welcher es auch sei. Eine solche Ausschließung ist uns indeß bis jetzt bei Vincke noch nirgend entgegen getreten und so gönnen wir ihm von ganzem Herzen das Vergnügen, aus dem volksfreundlichen Rechtbewußtsein seiner Vorfahren für sich die Pflicht abzuleiten, in deren Fußstapfen zu treten. Ueberhaupt indeß wollen wir, nach Abzug der rheinischen Autonomen, der westphälischen Ultramontanen und etwa einzelner brandenburgischer ultraroyalen Ritter, dem preußischen Adel, wie derselbe wenigstens auf dem Landtage hervortrat, unsere volle Anerkennung nicht versagen; die Sache des entschiedensten Liberalismus hat in ihm eine große Anzahl ausgezeichneter Vertreter gefunden und wir brauchen nur neben von Vincke Namen zu nennen, wie etwa von Auerswald, von Saucken-Tarputschen, von Saucken-Julienfelde, Graf Schwerin, Graf Helldorf, von Bardeleben, Graf zu Dona-Wesselshöfen, von Bockum-Dolffs und manche Andere, um den Beweis zu liefern, daß namentlich der Adel der zweiten Kurie in keiner Weise

den Fortschrittsideen unserer Zeit entgegengetreten, vielmehr seine ganze Unabhängigkeit und seine Bildung in die Wagschaale gelegt hat, um den Ideen, die unsere Zeit bewegen, den Sieg zu sichern. Dem wirklichen Verdienste aber werde seine Krone, finde es sich bei'm Bauer oder bei'm Adel! Das Festhalten Vincke's an dem Unterschied der Stände steht nun allerdings in sehr naher Berührung, ist wenigstens ganz analog mit seiner Wahrung provinzieller Interessen, gegenüber dem größeren Ganzen. So wie es nämlich bisher auf den preußischen Provinzial-Landtagen gesetzlich gestattet gewesen, daß Einer der verschiedenen Stände, der seine Sonder-Interessen durch einen Plenar-Beschluß beeinträchtigt glaubte, durch eine Separat-Erklärung Sonderung in Theile, (itio in partes) dieselben wahren durfte, was denn leider! sehr oft die Folge gehabt hat, daß die Beschlüsse der Majorität dadurch unberücksichtigt blieben: so war in ganz gleicher Weise auf dem vereinigten Landtage den einzelnen Provinzen gestattet, eine solche „itio in partes" zu beantragen, dadurch das provinzielle Interesse dem allgemeinen Staatsinteresse gegenüber zu stellen und so möglicher Weise zu entkräften. So hat denn auch von Vincke, namentlich bei der Diskussion des Land-Renten-Bankengesetzes das Interesse seiner Provinz durch einen Antrag auf solche „itio in partes" zu wahren gesucht und dadurch vielfältigen Tadel sich zugezogen. Es war erhebend, zu vernehmen, in welcher Weise namentlich Hansemann, von Beckerath und Andere hochherzig jede derartige Trennung als unpatriotisch zurückwiesen und bei dieser Gelegenheit mit feurigen, begeisterten Worten, nicht nur die staatliche Einheit Preußens als unabweisbare Forderung geltend machten, sondern über das engere Vaterland hinausschweifend, das Bedürfniß und die Nothwendigkeit aussprachen, daß das gemeinsame deutsche Interesse die Stände durchdringen müsse, daß sie sich fühlen müßten als Deutsche, nicht aber blos als Bürger des einen Staates und noch viel weniger als Deputirte irgend einer Provinz; es war bei

einer späteren Gelegenheit noch weit mehr erhebend, als die Abgeordneten der Provinz Preußen ihr großes provinzielles Lebens-Interesse an dem Bau der Ostbahn bei Seite setzten, und als Männer des Rechts gegen die erforderliche Anleihe stimmten, weil sie ihr Ja nicht vereinigen konnten mit den höhern allgemeinen politischen Interessen des gesammten Staates. Wahrlich, wer wollte sich einer solchen, lange so schmerzlich vermißten Aeußerung der Einheit Preußens und Deutschlands nicht höchlich erfreuen? Wer möchte nicht frohe Hoffnungen gründen auf derartige Kundgebungen, deren Mangel leider! die deutsche Geschichte durchzieht, der so oft die Ursache der größten Erniedrigung Deutschlands gewesen, ja, der noch bis auf diesen Tag die Schuld trägt, wenn unser Vaterland sich vielfach über Rücksichtslosigkeit anderer Mächte zu beklagen hat. Nun aber wollen wir doch auch berücksichtigen, daß der preußische Landtag in allen denjenigen Fragen, welche eine itio in partes zuließen, eine blos berathende Stimme hatte. Wir glauben nun zwar nicht, daß nach Abzug solcher Angelegenheiten, bei denen der sogenannte christliche Staat in's Spiel kömmt, das Votum der ständischen Majorität thatsächlich als ein blos berathendes angesehen wird, daß vielmehr das moralische Gewicht eines solchen Votums vollkommen hinreicht, um die Regierung in die Bahn desselben hinein zu nöthigen. Aber eben weil doch diese Vota wenigstens äußerlich und nach dem Buchstaben des Gesetzes nur die Stimmen berathender Stände sind, so kann aus diesem Grunde eine solche provinzielle itio in partes nur von untergeordneter Bedeutung sein, und die Anträge auf eine solche werden ohne Zweifel im Laufe der Zeit immer seltner werden und allmählig ganz verschwinden. Nach der Beseitigung des Stände-Unterschiedes für ein und dieselbe Kurie wird der weitere Schritt, die Entfernung der rein provinziellen Stimmgebung, nicht lange auf sich warten lassen. In ihrem tiefern Grunde beruht aber auch diese Anschauung der Verhältnisse auf einer Grundlage, die der Freiheit bei

weitem mehr förderlich als hinderlich ist. Alle Centralisation gibt allerdings Macht; aber dieser Wachsthum an Macht steht in gleichem Verhältnisse mit der Verringerung der Freiheit. So wie, von allen andern Verhältnissen abgesehen, also unter sonst gleichen Bedingungen, ein einheitliches Deutschland, den verschiedenen Stämmen seiner Bewohner nicht denjenigen Grad der ihnen eigenthümlichen, freien Entwickelung gestatten würde, welchen die Sonderung in verschiedene Theile zuläßt, so würde in gleicher Weise das Centralisations-System in Preußen die eigenthümliche freiheitliche Entwickelung jeder einzelnen Provinz nothwendig beschränken. Mit dieser Bemerkung soll keinesweges der gegenwärtigen Zersplitterung Deutschlands das Wort geredet sein und eben so wenig wollen wir damit den Vincke'schen Antrag auf eine provinzielle itio in partes rechtfertigen. Wir wollen aber nicht verfehlen, wiederholt hier auf eine Uebereinstimmung in den Ansichten des Sohnes mit dem Vater aufmerksam zu machen, welcher letztere, in seiner Eigenschaft als Mitglied des Staatsrathes, sich unbedingt gegen sogenannte „Sach-Minister" erklärte, dagegen eine solche Einrichtung beantragte, nach welcher jede Provinz ihren besondern Minister erhalte, in dessen Hände alle Angelegenheiten derselben ohne Ausnahme ruhten. Offenbar hatte der Antragsteller dabei eben auch die Aufrechterhaltung der Interessen und die Wahrung der Eigenthümlichkeiten jeder Provinz, dem Gesammt-Staate gegenüber, im Auge, und so finden wir in diesem Punkte von Neuem den Sohn in den Fußstapfen seines Vaters.

Als nothwendige Folgerung des Unterschiedes der Stände, wie von Vincke einen solchen anerkennt, erscheint auch der Begriff der Standes-Ehre. Der verschiedene Standpunkt der Beurtheiler, die mannigfaltige Vermischung naheliegender und verwandter Begriffe mit einander hat in das ganze Kapitel von der Ehre vielfache Verwirrung gebracht, indem sie die Menschheit auffassen, wie sie sein sollte, und die Wirklichkeit der Lebens-

verhältnisse wenig berücksichtigen, solche Menschen müssen wohl zu der Annahme gelangen, daß es blos eine allgemein menschliche Ehre gebe, die, dem Boden der Sittlichkeit entsprießend, auch blos von dem Individuum selbst mit Sicherheit beurtheilt werden kann. Von diesem Standpunkte aus urtheilte: u. A. Mevissen in seiner, von Pietisten begreiflicher Weise hart getadelten Rede über das Bescholtenheits-Gesetz. „Die Ehrenhaftigkeit," sagt er, „ist eine doppelte, eine innere, eine äußere. Die innere Ehre beruht auf dem Selbstgefühl, auf dem Gefühle der inneren sittlichen Freiheit, der innern Würde, auf dem Bewußtsein, daß die einzelne Persönlichkeit in keinem Akte ihres Lebens sich selber, ihren Ueberzeugungen untreu geworden. Diese innere Ueberzeugung ist jedem äußern Eingriffe unantastbar. Sie kann auch dann noch fest bestehen, wenn alle Andere sie nicht anerkennen; sie hat in der Geschichte fortbestanden bei historischen Personen, die mit der ganzen Anschauungsweise, mit dem Rechtsbewußtsein und der Sitte ihrer Zeit in Konflikt gerathen waren; sie hat bei Sokrates, Christus, Huß fortbestanden, inmitten solcher Konflikte, und kein Gericht der Welt hat sie erschüttern können. Die äußere Ehre der Person wird dargestellt durch die Achtung, welche die Person in ihrer nähern und weitern Umgebung in der menschlichen Gesellschaft genießt. Diese Achtung beruht auf der Ansicht der Gesellschaft, daß die einzelne Person in ihrem Rechtsbewußtsein, in ihren Handlungen mit dem Rechtsbewußtsein und den Sitten dieser Gesellschaft in ungetrübtem Einklange stehe. Auf dieser Uebereinstimmung beruht die Anerkennung der äußern Ehre einer Person." Man kann diese Ansicht Mevissen's vollkommen theilen, und auch wir thun das; aber es wird doch zugegeben werden müssen, daß in diesem Urtheil der Standpunkt ein so allgemeiner ist, und ein so ausschließlich philosophisches Gepräge an sich trägt, daß die Wirklichkeit unserer Lebensverhältnisse darin durchaus keine Berücksichtigung gefunden hat. Wir sind einstweilen in unserem sozialen Leben noch nicht so weit gekommen;

es gibt immerhin Dinge, die freilich nichts mit der Sittlichkeit des Menschen zu thun haben, die indeß in den verschiedenen Kreisen, bei den verschiedenen Ständen der menschlichen Gesellschaft, welche nun einmal doch vorhanden sind, eine ganz verschiedene Beurtheilung finden. Eine Handlung, die von dem allgemein=menschlichen, von dem sittlichen Standpunkte aus eine unehrenhafte genannt werden muß, ist und bleibt unehrenhaft, mag sie der König oder der Bauer begehen; aber es verträgt sich Manches nicht mit den konventionellen Begriffen von Anstand, Schicklichkeit und Stellung im Leben des einen Standes mit denen des anderen. Das sind allerdings Nebendinge, Kleinigkeiten, aber immerhin Dinge, die im äußern Leben nicht ganz ohne Beachtung bleiben. Theilte man die Menschen ohne Weiteres ein in solche, die dem gebildeten Stande im Allgemeinen und Andere, die ihm nicht angehören, so würde es unbestritten Handlungen, Thätigkeiten, selbst Aeußerungen geben, die mit der äußern Ehre dieser letzteren sehr wohl verträglich, mit der jener ersteren hingegen nicht zu vereinigen wären. Mag man von dieser äußeren Ehre so gering denken als man will: ein ständisches Bescholtenheits=Gesetz dürfte sie in keinem Falle ganz unbeachtet lassen und allein auf der allgemein menschlichen, auf der sittlichen Ehre fußen. Da die konventionellen Begriffe von äußerer Ehre indeß im Laufe der Zeit sich anders gestalten, da zum Beispiel diese Ehre des Adels im Mittelalter Dinge gestattete, die wir heutiges Tages sogar im Widerspruch mit der innern Ehre finden würden, so begreifen wir leicht, daß die Bestimmung der äußern Ehrenhaftigkeit bei der Diskussion des Bescholtenheits=Gesetzes heftige Debatten zwischen den verschiedenen Parteien hervorrufen mußte. Ganz besonders wurden diese Debatten heftig über den Paragraphen des Gesetzes, welcher die ständische Bescholtenheit auch auf Ausstoßung aus dem Offizierstande gründete, welche letztere schon durch die Verweigerung eines Duells begründet werden kann. Demnach würden militärische Ehren=

gerichte in einzelnen Fällen zugleich über ständische Bescholtenheit zu entscheiden haben. Die Regierungspartei verfocht diesen Paragraphen auf's Hartnäckigste und auch der liberale, ehrwürdige Kriegsminister von Boyen hielt die Ausstoßung aus dem Offizierstande in jedem Falle für vollkommen hinreichend, den Betroffenen für bescholten zu erklären; es war so viel zu Gunsten dieser Bestimmung vorgebracht worden, und die Opposition hatte so Manches einräumen müssen, daß es allen Anschein hatte, sie werde unterliegen, — als Vincke mit seinem gewohnten Scharfsinne jene Bestimmung beleuchtete. Von seinem Standpunkte aus findet er die äußere Ehre in der Achtung der Gesellschaft, in der er sich befindet, in der Anerkennung seiner Standesgenossen über seine Würdigkeit, ihrem Stande anzugehören, und kann somit den Begriff der äußern Ehre nicht von Standesbegriffen trennen. Nachdem er dann, auf die Duell-Frage eingehend, den religiösen Gesichtspunkt dabei aus dem Spiel gelassen wissen will, macht er darauf aufmerksam, daß das Urtheil der Standesgenossen nicht weiter sich erstrecken könne als über die Mitglieder des Standes; es könne das Urtheil der Offiziere nur darüber entscheiden, ob Jemand Offizier bleiben könne oder nicht; aber nicht darüber, ob derselbe noch einem andern Stande angehören könne. Und nun tritt er den Verfechtern, jenes Gesetz-Paragraphen, wie Columbus mit seinem Ei, mit der einfachen, klaren aber unbeachteten Wahrheit entgegen: Der Offizierstand ist gar kein Stand, sondern nur ein Beruf und zählt Mitglieder aller Stände der Gesellschaft in sich. Damit hatte er schlagend, aber so klar als kundig die Behauptung widerlegt, daß militärische Ehrengerichte über ständische Bescholtenheit urtheilen könnten und hatte damit zugleich den Ständen allein das Recht vindizirt, über die Ehrenhaftigkeit ihrer Genossen zu entscheiden. Trotz der schließlichen Vertheidigung des Paragraphen von Seiten des gewandten königlichen Kom-

missarius trat die große Majorität der Vincke'schen Auffassung bei.

Verlassen wir hiermit das soziale Gebiet, um den Standpunkt kennen zu lernen, den Vincke auf dem religiösen Gebiete einnimmt. Daß der Mann des Rechts, der auch nicht ein Titelchen desselben aufgeben will, daran gewöhnt ist, die Begriffe in größter Bestimmtheit, in den schärfsten Umrissen aufzufassen, zu den klaren, denkenden Köpfen gehört, welche Vernunft und Gefühl, Ideen, Begriffe und Gemüths-Neigungen nicht mit einander vermischen und vermengen mögen; — das durften wir erwarten, auch wenn wir keine Aeußerung über seine religiöse Weltanschauung kennen gelernt hätten. Der unermüdliche Vertheidiger des gesunden Menschenverstandes kann unmöglich mit einer Romantik sich befreunden, die es liebt, selbst an und für sich klare Begriffe in gefühligen Nebel zu hüllen und sie so der deutlichen Auffassung zu entrücken. Das Gefühl, dem unsere Romantiker unbefugter Weise in Dingen, die dem Gebiete des klaren Erkennens angehören, den Vorrang vor dem Verstande und der Vernunft einräumen, verhindert sie nothwendig, sowohl in religiösen als in politischen Dingen klar zu werden mit sich selbst. Da hat es einen Reiz für sie, sich ihren Monarchen vorzustellen, umhüllt von Macht und Größe, mit der Gott selbst in seiner Gnade, also ohne daß sie es verdient, sie bekleidet habe; da finden sie es so gemüthlich, sich dem Regenten vorzustellen als umsichtigen, unumschränkten, liebevollen Landesvater im trauten Kreise seiner großen und kinderreichen Familie; die Idee eines Rechts-Staates ist ihnen zu kalt, zu nackt, zu prosaisch, sie können damit nicht mittelalterlich romantisiren. Dasselbe, Vernunft und Verstand in den Hintergrund drängende Gefühl, hindert unsere Romantiker in gleicher Weise, in religiösen Dingen sich klar zu werden. So wenig ihnen ein König zusagt, der unter dem Gesetze steht, so wenig sagt ihnen die Vorstellung eines Gottes zu, der sein Wirken an unwandelbare ewige Gesetze

gebunden hat; die Unbeschränktheit, die Willkür scheinen ihnen der Gottheit würdiger als die weiseste Gesetzmäßigkeit des Wirkens, und mit kindlichem Gefühl wähnen sie, grade die bevorzugten Lieblings-Kinder des Gottes zu sein, der ihnen zu Liebe auch seine eigenen Gesetze aufheben und in vollem Widerspruche mit denselben handeln könne. Ein Weltall, in dem ein großes Gesetz der Ordnung, Weisheit und Liebe die Schicksale Aller, ohne Bevorzugung von Lieblingen leitet und regelt, ist ihnen eben so zu nackt, zu kalt und zu prosaisch. Die religiöse und politische Weltanschauung gehen Hand in Hand, beide sind die nothwendige Folgerichtigkeit der Ueberordnung des Gefühls über die Vernunft, oder der Vernunft über das Gefühl. Wer, wie Vincke, der Vertrauens-Politik den Rücken gewendet, wer die Majestät im höchsten Glanze findet, wenn sie in freier Beschränkung unter das Gesetz sich zeigt, wer die ganze patriarchalische Weltanschauung im Staate für unvereinbar erkannt hat mit unsern gesammten staatlichen und bürgerlichen Zuständen, der kann, wenn er überhaupt sich bemüht hat, in religiösen Dingen klar zu sehen, auch da nicht eine patriarchalische Anschauung der Dinge haben, auch da nicht Willkür dem Gesetze vorziehen, auch da nicht Lieblings-Kinder wollen, denen allein und vor allen Andern das Rechte und Wahre zu Theil geworden. Der „christliche Staat" ist für ihn ein Nebelbild, mit dem das Gefühl sich freilich beschäftigen kann, das aber in der Wirklichkeit nirgends zu fassen ist, das nirgend klar erkannt, nirgend recht untergebracht werden kann. Begleiten wir Vincke in die Debatten des „Dissidenten- und Juden-Gesetzes."

In den Debatten über die sogenannten Dissidenten (zunächst Deutsch-Katholiken und protestantische Freunde) vermissen wir unter den Rednern den Freiherrn von Vincke. Wir wissen nicht, ob er zu der Zahl (17) derer gehört, die, als die Diskussion geschlossen wurde, noch Vorträge angemeldet hatten. Wir glauben kaum;

denn wir dürfen fast allgemein voraussetzen, Vincke gleich Anfangs unter den Kämpfenden zu finden, wo es sich um positives Recht handelt; in allen denjenigen Fragen, bei denen Billigkeit, Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit und Humanität die leitenden Motive sind, da finden wir zwar, so weit die namentlichen Abstimmungen veröffentlicht worden sind, ihn überall unter denen, welche für den Fortschritt stimmen; weniger aber tritt er bei solchen Fragen als Redner auf. Die Ansicht indeß, die ihn auch in der Dissidenten-Frage geleitet haben muß, tritt ohnehin deutlich hervor bei den Verhandlungen über das Juden-Gesetz, und wir begreifen um so leichter, wenn er bei dem Dissidenten-Gesetze geschwiegen, da dem Referate der Kommission gegenüber, ein so allgemeines Amendement gestellt war, daß die politischen Rechte der Staatsbürger durchaus von keinem religiösen Bekenntnisse abhängig gemacht werden sollten, wodurch eine größere Anzahl von Abgeordneten bewogen wurden, ihre deßfallsigen Vorträge bis zur Diskussion des Juden-Gesetzes hinauszuschieben. In dem Verhalten Vincke's bei der Diskussion dieses Gesetzes werden wir daher dessen ganzen Standpunkt in religiöser Beziehung, mithin auch seine Ansichten über die Dissidenten und deren politische Rechte erkennen und so brauchen wir, zum Verständnisse unsrer Leser, nur noch die Stadien zu bezeichnen, welche die Debatte durchlaufen hatte, um den Vertheidiger der Juden-Emanzipation und der absoluten religiösen Freiheit in Vincke mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit zu finden. Wir müssen vorab nur bemerken, daß er in allen dergleichen Fragen ganz und gar ein Mann der Wirklichkeit, des praktischen Lebens ist, daß er da nicht allgemeine Humanitäts-Ideen, wenn er sie auch theilt, zu Motiven seiner Anträge macht, worin er nebenbei gesagt, wieder seinem Vater folgt; er steht überall auf dem Boden der Wirklichkeit in dem Gebiete des Rechts, der sozialen Verhältnisse und der Religion. So wenig er zu den sogenannten Gefühls-

Menschen und zu den Romantikern gehört, so wenig gehört er zu den sogenannten Ideologen.

In den Debatten über das Juden-Gesetz hatten ohne Ausnahme Alle, und unter ihnen die bedeutendsten Redner des Landtags sich für vollständige Emanzipation ausgesprochen, so daß der Schatz-Minister von Thile zu allererst sich veranlaßt sah, wieder auf den sogenannten „christlichen Staat" zurück zu kommen. Er erkennt an, daß Alles, was zu Gunsten der Juden gesagt worden sei, von einem „an sich schönen, trefflichen Humanitäts-Prinzip" ausgehe, behauptet aber, daß die Gesetzgebung neben der Rücksicht auf die Humanität zugleich die hohe Verpflichtung habe, die Rechte des „christlichen Staates" zu wahren! Unter keiner Bedingung dürften die Juden obrigkeitliche Aemter einnehmen, da sie nicht den Staat, in dem sie wohnten, sondern Zion als ihr Vaterland ansähen. Nachdem darauf Camphausen diesen letzten Scheingrund als unwahr nachgewiesen und in der Bezeichnung „christlicher Staat" einen Widerspruch mit dem Begriffe des Staates in sich nachgewiesen, und hervorgehoben hatte, daß es unpolitisch sei, die anerkannten vielfachen Talente und Tugenden der Juden unbenutzt zu lassen für das Wohl des Staates, macht dieser namentlich aufmerksam auf den großen Unterschied zwischen den Begriffen Zulässigkeit und Zulassung. „Es gibt gar viele Christen," sagt er, „welche zulässig sind und doch nicht zugelassen werden; nicht jeder Lieutenant wird Feldmarschall, aber er kann es werden; nicht jeder Referent wird Minister, aber er kann es werden. Daß dem gesinnungstüchtigen Genie die Bahn erschlossen werde, das ist es, was ich begehre, und was ich für Juden auch deßhalb noch in Anspruch nehme, weil so manches Blatt unserer Geschichte von Judenverfolgungen einen dunklen Fleck trägt, den ich weg gewischt zu sehen mich sehne." Dann spricht Lensing, der auch auf dem Landtage zu Koblenz in höchst ausgezeichneter Weise den Antrag auf Emanzipation der Juden gestellt hatte, sich zu Gunsten

derselben aus. Darauf fordert Mevissen, der philosophirende Hegelianer, die politische Emanzipation der Juden nicht im Interesse dieser, sondern im Interesse der Christen; von Mylius tritt merkwürdiger Weise der Emanzipation entgegen, weil aus allen Verfolgungen sich immer ein höheres, reineres Verhältniß in freierer, sittlicher Auffassung entwickelt habe. (!!) Nun tritt von Vincke auf; es geht ihm wie Andern, er hat trotz der eifrigsten Forschungen und des gewissenhaftesten Nachdenkens sich nicht klar machen können, was denn unter jenem so vielfach auf den Schild gehobenen „christlichen Staat" zu verstehen sei; bei aller Hochstellung des Christenthums kann, seiner Ansicht zufolge, der Begriff der Religion doch nur auf der innern individuellen Ueberzeugung beruhen; als Inbegriff von soviel Einzelmenschen aber könne der Staat, als solcher, keine allgemeine Ueberzeugung haben; Auch könne der Staat nicht den Beruf haben, Glaubenssätze zu verwirklichen und in Betreff der Moral findet er Manches in jedem Staate als nothwendig, das mit den sittlichen Forderungen des Christenthums nicht in Uebereinstimmung gebracht werden könne. Kurz, mit der Vorstellung des „christlichen Staates" weiß er nichts anzufangen und vom religiösen Boden geht er wieder über auf den des Rechts. Als die Menschen zuerst sich veranlaßt sahen, aus dem Zustande der Rohheit in den der Civilisation überzugehen und zu Staaten zusammen zu treten, hätten sie unmöglich die Befugniß ertheilen können, Jemanden wegen seiner innern Ueberzeugung von dem Genusse der Wohlthaten des Staatsverbandes auszuschließen, und die jüdische Religion enthalte keine Vorschriften, welche die Juden verhinderte, eben so gute Staatsbürger zu sein als die Christen. Auf das praktische Leben übergehend, fährt er fort: „Ich komme auf die Fehler zurück, die uns von mehreren Seiten, als den Juden eigen, hervorgehoben wurden, und zu diesen zähle ich namentlich ihre Habsucht, die sehr häufig einen schmutzigen Charakter annimmt, und ich möchte hinzufügen

ihre Kriecherei und (wenn auch viele Juden im Jahr 1813 das Vaterland vertheidigt haben, so setze ich doch noch hinzu) ihre Feigheit; alle diese Fehler sichern sie vor meiner Sympathie; wenn sie mir aber auch noch so unangenehm in sozialen Verhältnissen wären, so genügt mir doch dies nicht, um ihnen die politischen Rechte abzusprechen; zumal wenn wir uns noch sagen müssen, daß diese ihre Fehler in der Behandlung, die ihnen unsre Gesetzgebung hat angedeihen lassen, ihren Ursprung haben. Gehen wir zurück auf die Geschichte des jüdischen Stammes, so finden wir, daß diese Fehler wenigstens nicht im Blute liegen, daß die Juden der Vorzeit nicht nur tapfere Kämpfer waren, daß sie sich gegen die Römer geschlagen haben bei der Zerstörung Jerusalems, wie wenige Völker der Erde; sondern auch, wenn wir ihre frühere Geschichte durchgehen, daß sie ein Ackerbau treibendes Volk waren und nicht Handel trieben. Ich möchte nicht, wie ein Redner vor mir, behaupten, daß der Handel keine edle Beschäftigung sei; er ist wohl eben so edel, als Industrie und Ackerbau; der geehrte Redner hat aber auch wohl nur den Schacher im Auge gehabt; aber dieser Schacherhandel eben ist es, worauf wir sie angewiesen, da wir ihnen jeden andern Weg versperrt haben. Daß sie neben diesen Fehlern auch viele Vorzüge haben, hat selbst der Herr Schatz-Minister anerkannt, und es bedarf also keines weiteren Zeugnisses darüber mehr. Wenn man ein gewisses Vorurtheil als begründet anerkennen will, so ist es durch die Gesetzgebung selbst hervorgerufen. Gehen wir aber auf den eigentlichen historischen Anlaß der gedrückten Lage der Juden zurück, so ist es nur der eine Grund, daß die Juden unsern Herrn gekreuzigt haben; aber so wie uns der göttliche Stifter unserer Religion vom Kreuze aus die Worte zurief: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" so haben wir doch zunächst die Verpflichtung, diesen göttlichen Ausspruch zu verwirklichen, und wenn uns hier immer der „christliche Staat"

entgegengeführt wird, so muß ich daran erinnern, daß das erste Gebot des Christenthums ist: „Liebe deinen Nächsten," und daß wir das Beispiel von dem Samariter uns zur Lehre dienen lassen müssen." In Beziehung auf die Aeußerung des Schatz-Ministers, daß die Juden nur Zion als ihr Vaterland ansehen, ist Vincke der Ueberzeugung, daß dies nur von dem Standpunkte der Religion und — der Poesie richtig sei; aber wahr bleibe es, daß die Juden unmöglich so mit ganzer Seele ein Land lieben könnten, das ihnen die höchsten politischen Rechte vorenthalte! Allerdings auch ihm selbst würde es nicht gerade angenehm sein, einen Juden als Nachbar im Ständesaale zu erblicken, aber seine Sympathie oder Antipathie werde ihn nicht leiten, weil die Frage allein vom Standpunkte des Rechts und der Politik beurtheilt werden müsse. Wenn es aber dahin kommen sollte, daß ein Jude zu Provinzial-Ständen, oder zu dem vereinigten Landtage gewählt würde, so hätten gewiß Alle Veranlassung, den Hut vor einem solchen abzunehmen, weil er nur ein eminenter und ausgezeichneter Mann sein könne. „Ich glaube," sagt er zum Schlusse, „daß wir sämmtlich beseelt gewesen sind von dem Bestreben, den Standpunkt des Rechts nach allen Seiten zu wahren, zu konserviren und zu befestigen und getreu dem Wahlspruche: „suum cuique" Jedem sein gutes Recht haben angedeihen lassen. Und von diesem Standpunkte aus möchte ich mir das Recht vindiziren, einen Ausspruch wo möglich für alle Folgezeit realisirt zu sehen, zu dem sich der größte Monarch bekannt hat, der bis 1840 auf dem preußischen Throne saß, nämlich — Friedrich der Große. Wenn er auch von späteren Ministern verdunkelt worden ist, von Ministern wie Wöllner, und verdunkelt werden wird von Anderen, die ihm gefolgt sind, oder folgen werden — so soll doch immer der erhabene Wahlspruch als das würdigste Exempel preußischer Regentenweisheit in Wirksamkeit blei-

ben: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden!“

Und nun nehmen wir Abschied von dem Ritter der Gegenwart! Auf allen Gebieten, die wir mit ihm durchwandert sind, haben wir stets ihn gefunden als den muthigen rücksichtslosen Vertheidiger des Rechts, als unerschütterlichen Mann der Ueberzeugung, so fest und so starr an dem wahr und recht Erkannten haltend, daß er schon um deßwillen weder Führer einer Partei sein, noch überhaupt einer solchen in allen Punkten unbedingt angehören könnte; er selbst ist eine Armee für sich; sein Feldzugsplan ist einfach, aber gerade und bestimmt, er hat nur das eine Losungswort: „Recht,“ er sieht auf seinem Marsche weder rechts noch links, schont weder was oben steht, noch was neben ihm sich befindet, und selbst seine Kampfgenossen sind nicht sicher vor Streichen, wenn sie nicht Luft und Licht ihm frei lassen. Möchte unser Volk an solchen Persönlichkeiten seine Thatkraft stählen, möchte der Hinblick auf eine solche Ueberzeugungstreue überall den Muth hervorrufen, das als Wahrheit und Recht Erkannte auch im Leben zu verwirklichen! Dann aber auch, möchten überall in unserm schönen Vaterlande, in allen Gauen desselben und in allen Kammern, wo die Abgeordneten des Volkes tagen, eine recht große Anzahl solcher muthiger Kämpfer für das Recht, so gewissenhafter, überzeugungstreuer Vertreter mit gleich hervorragenden Talenten gefunden werden! Wahrlich, wir werden dann nicht mehr ferne sein von der Zeit, wo ein geordneter Rechtszustand alle Staaten Deutschlands beglückt; wir werden dann nicht lange mehr, staatliche Rechtsbegriffe zu einem wunderlichen Gemisch vermengen sehen, mit religiösen Gefühlen, die dem individuellen Leben angehörend, keine Ansprüche haben auf eine Geltung außerhalb ihrer Sphäre, in den Rechtsbegriffen und in den Gesetzen des Staatslebens! Wir werden dann, wenn solche Charaktere nicht mehr zu den seltenen Erscheinungen gehören, wir werden dann, und darauf legen wir den höch-

sten Werth, nicht mehr die Unentschiedenheit, die Unentschlossenheit, die Halbheit und die Mattherzigkeit zu beklagen haben, die in unsern Tagen so mannigfach und so widerlich uns entgegentritt, und die weit mehr als alles Andere ein Hinderniß für jeden Fortschritt zum Bessern ist. Gerade solche Charaktere sind geeignet, unserm so oft am Besserwerden verzweifelnden Volke mit erschütternder Kraft in die Ohren zu rufen: „Hilf dir selber, so hilft dir Gott!"

Leberecht Uhlich.

Von

Friedrich Otto.

Was spricht nun gegen mich? Das Herkommen? das spricht bekanntlich für die freiere Praxis. Die Ordnung? Sie darf in keinem Fall eine Ordnung wider das Evangelium sein; sie ist im nächsten evangelischen Orte jenseits der preußischen Gränze doch eine andere, als bei uns! Der Wille des Landesherrn? Mein König beugt sich vor Jesu als seinem höheren Könige; gegen dessen klares Gebot wird er seinen Willen nicht geltend machen wollen. Die Kirche? Der Protestant erkennt nur eine lebendige, nicht eine starre, stabile, uniforme Kirche an, seine Kirche muß ihr Leben aus dem Worte Gottes schöpfen, also, da dieses Geist ist, und nicht Buchstabe, muß sie bildsam, veränderlich, mannigfaltig sein. Als eine stete Warnung steht uns die alte katholische Kirche vor Augen.

Uhlich

(an das Konsistorium zu Magdeburg, 2. April 1847.)

Leberecht Uhlich,

geboren zu Köthen den 27. Februar 1799; lebt zu Magdeburg.

„Wie dünket euch um Christus? Wessen Sohn ist er?" Diese Frage hatte einst Christus selbst, nach dem Evangelium des Matthäus, den Pharisäern und ihren getreuen Bundesgenossen, den Schriftgelehrten vorgelegt, nicht, um damit einen Glaubenssatz zu begründen, sondern ihren verfänglichen Fragen eine Gegenfrage vorzuhalten, die sie nicht zu beantworten wüßten. Jene Frage, nach der Person und Abstammung Christi, schallt nun seitdem durch alle Zeiten, sie hat blutige Verfolgung und grimmigen Haß erregt, so daß in Beziehung auf sie ein anderer Ausspruch Jesu angewendet werden kann: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Ohne Zweifel waren schon die Jünger und ersten Anhänger über die Person ihres Meisters nicht gleicher Ansicht. Der sanfte Johannes und der feurige Paulus anerkannten Christus als ein Wesen höherer Art, als den Logos, d. h. die Gottoffenbarung, was bei diesen beiden Aposteln theils aus ihrem Zusammenleben mit dem Herrn, theils aus ihrem Charakter erklärt werden mag. Eine andere Ansicht hatten die sogenannten Judenchristen, die auch Ebioniten (Arme) oder Nazaräer hießen. Nach ihrer Lehre war Christus nur ein Mensch, wenn schon der beste und gottähnlichste Mensch. An der Spitze dieser Bekenner

stand — des Herrn eigener Bruder, Jakobus, Verfasser eines ausgezeichneten Briefes im Neuen Testament, eines Briefes, der ein tief sittliches Gemüth anzeigt und den nur Luther mit einiger Befangenheit so verkannte, daß er ihn die „stroherne Epistel" schalt. Seit den Tagen des Herrn blieb nun die Meinung der Christen gespalten. Die Kirche, deren Ansicht zu Nicäa und später noch sich in Bekenntnissen ausgesprochen, lehrte die Gottheit Christi; der Sohn sei dem Vater nicht ähnlich, sondern gleiches Wesens mit ihm. Die, welche eine andere Ansicht verkündeten, hießen Ketzer; Haß, Verfolgung, Bann und Hinrichtung warteten ihrer. Die Hauptkämpfe über diese verschiedenen Glaubensansichten finden wir jedoch erst in unserm Jahrhundert. Hier hört man seit mehr als drei Jahrzehnten die Parteinamen: Rationalisten, (Vernunftgläubige, Denkgläubige) und Supernaturalisten (Offenbarungsgläubige.) Jene erkannten in Christus zwar den Erlöser des dem Irrthum und der Sünde verfallenen Menschengeschlechts, aber nicht den Gottessohn an; sie wollen überall an seine Lehre prüfend den Maßstab der Vernunft anlegen, nichts glauben, was gegen oder über die Vernunft ist, also nicht die Wunder, die Auferstehung, die Himmelfahrt. Ihr Bekenntniß, wenn sie nicht ganz den Boden des Evangeliums verlassen, ist etwa von Christus: „Ich sehe zwei Seiten an ihm. Die eine ist mir zugewendet, die ist mir klar: Jesus ist mein Heiland; bei Niemand finde ich auf meine wichtigsten Fragen eine so genügende Antwort, für mein Leben eine so treffliche Leitung, sowohl durch seine Lehre, als auch durch sein eigenes Leben, für mein Gemüth eine so durchdringende Befriedigung und zugleich einen so würdigen Gegenstand meiner innigsten Verehrung und Liebe, als bei Jesu. Das ist die eine Seite. Die andere ist von mir ab und Gott zugewendet, mit welchem Jesus in einer innigeren Verbindung stand, als ich und Alle, die ich kenne. An dieser andern Seite ist mir manches räthselhaft, wie Jesus Mensch sein konnte wie ich, und doch

so rein, so klar, so ganz sich der Einheit seines Gemüthes mit dem Vater bewußt, wie ich es auch in meinen besten Stunden nicht in mir finde, wie ich mir auch nicht zu hoffen getraue, es zu erreichen, das ist mir ein Räthsel. Darum scheint es mir etwas dürr und kahl, zu sagen: Jesus war ein Mensch, wie wir, da er doch in so wichtigen Beziehungen anders war, als wie wir den Menschen an uns und Andern kennen. Darum: — wer Jesus eigentlich war, das weiß ich nicht; da fehlt mir die Antwort, nur was ich an ihm habe, das weiß ich und freue mich dessen, meinen Heiland" *). So lehrte der gemäßigte Rationalismus, an Ausschreitungen fehlte es natürlich auch nicht. — Der Supernaturalismus hingegen, der sich in den letzten Jahren in der Partei der Orthodoxen (Rechtgläubigen) oder Strengkirchlichen darstellt, erkennt in Christus nicht nur den Gottessohn, sondern zugleich Gott selbst, die zweite Person in der Dreieinigkeit; er nimmt Wunder, Auferstehung, Höllen- und Himmelfahrt in eigentlichem Sinne an, und behauptet: die Vernunft müsse sich gefangen geben unter den Gehorsam gegen Christus, oder unter den Glauben an ihn; durch diesen Glauben werde der Mensch gerechtfertigt, d. h. der Wohlthaten und Segnungen des Christenthums hier und im Jenseits theilhaftig und Jesus Christus habe zugleich den blutigen Tod am Kreuz leiden müssen, um diese Rechtfertigung möglich zu machen. — Lange Zeit fochten beide Ansichten nur mit gelehrten Waffen gegen einander, Männer der Wissenschaft standen hier und dort im Feldlager, wenige Parteigänger schritten ab und zu, die Vermittelung zu bewirken. Keinem fiel es ein, den Gegner wegen abweichender Ansicht zu verfolgen, oder aus Amt und Stellung zu drängen, — wenigstens blieben solche Versuche, falls sie gemacht wurden, im Stillen. In Preußen zuerst bereitete sich eine Aenderung dieses

---

*) Uhlich: „Bekenntnisse."

Standes der Dinge vor. Dazu trug zweierlei bei, einmal: daß die neuere Theologie sich mit Widerwillen von den Rationalismus abwendete, weil er hier und da zu weit ging und sich verflachte, dann: daß der vorige König der strengkirchlichen Richtung besonders zugethan war, weit entfernt jedoch, die Männer der Gegenpartei drücken oder in ihrer Ueberzeugung stören zu lassen. So kam der Regierungsantritt des gegenwärtigen Königs und man wußte, wie entschieden dieser dem orthodoxen System sich zuwendete. Die Verhältnisse standen nun ohngefähr so, wie sie Uhlich in seiner Ansprache auf der Asse, — freilich erst 1845 — schildert. Er sagt: „Alt und Neu ringen mit einander. Das Christenthum will man auf beiden Seiten; aber auf der einen Seite will man es so, wie es die vergangenen Jahrhunderte gefaßt haben, und in dieser Fassung steht das Uebernatürliche, das Unbegreifliche voran, auf der andern Seite macht man den Anspruch, daß Christenthum und Vernunft Eins sein müsse, und weiset nach, daß das ursprüngliche Evangelium, wie es aus dem Munde Jesu gegangen, durchaus vernunftgemäß sei. Die Parteien sind sehr ungleich. Auf der Seite des Alten steht ein durch Jahrtausende geheiligtes Herkommen, stehen die Namen der berühmtesten alten Kirchenlehrer, die ehrwürdigen Namen Luther's und seiner Mitarbeiter, da stehen die Bekenntnißschriften unserer protestantischen Kirche, welche sie im Jahrhunderte ihrer Entstehung abfaßte, da steht die Verpflichtung auf diese Bekenntnißschriften, welche lange gesetzlich gegolten hat und nirgends förmlich abgeschafft worden ist. Die in der Kirche regierenden Behörden befinden sich, wenn sie an des Gesetzes Form sich binden wollen, auch auf diesem Grund und Boden, und können das heute oder morgen geltend machen. Auf dieser Seite hört man auch die Stimme erschallen: wer das Christenthum anders faßt, der ist kein Christ, der ist ein Feind des Christenthums, der muß hinaus aus der Gemeinschaft der Christen. Auf der Seite des Neuen steht der ganze gewaltige Drang unserer Zeit,

welcher in allen Gebieten des Geistes vorwärts treibt; da steht die durch die großen Fortschritte in allen Wissenschaften gereifte Vernunft, da steht die billige Forderung aller ernsten Gemüther, daß die Religion ihnen durch freiere Ueberzeugung zum vollsten Geisteseigenthum werden müsse; da steht die feste Forderung, daß überhaupt auf diesem Gebiete die Freiheit walten müsse und daß nicht die Frage sei, was hergebracht, was irgend einmal festgesetzt worden ist, sondern was wahr ist. Auf dieser Seite stehen die „protestantischen Freunde," die dabei jedoch zugestehen, daß es im Christenthum verschiedene Auffassungsweisen geben könne, und daß darum Keiner den Andern richten oder ausschließen dürfe. Wollen wir die beiden Seiten der Zahl nach bezeichnen? Auf der neuen Seite steht, wenn nicht der Anschein ganz trügt, der Kern des deutschen Volkes, wenigstens in Norddeutschland, und in allen Ständen, von denen, welche selbst denken, die Allermeisten. Auf der alten Seite, wo die Zahl geringer zu sein scheint, stehen jetzt in den meisten Ländern vorzugsweise Behörden, in manchen auch der Adel; Viele in den niedern Ständen, aus andern Ständen einzelne scharfe Denker, seit einigen Jahren auch viele Geistliche, besonders vom jüngern Geschlecht. In einigen deutschen Ländern ist seit zehen Jahren von dieser Seite Vieles aufgeboten worden, um sich allein geltend zu machen, und wo die Behörden dies Bestreben theilten, da ist auch Vieles gelungen." —

Hiermit steht ein Bild des Parteikampfes vor unserm Auge. Darin sind bereits die sogenannten „protestantischen Freunde" auf die Eine Seite getreten. Wir müssen aber um einige Jahre zurückgehen, um die Entstehung dieser „Lichtfreunde" uns zu erklären und die Stellen aufzusuchen, an welchen Uhlich sich zuerst hervorthat als Streiter für Licht und protestantische Freiheit. Als bekannt wird hierbei vorausgesetzt, daß 1821 aus dem Kabinet König Friedrich Wilhelm's III. die vielbesprochene preußische Agende erschien, daß dieselbe, zunächst für die Garnisonskirche zu Berlin und Potsdam bestimmt,

nach des Königs Wunsch im ganzen Lande eingeführt werden sollte, daß man ihr aber allerorten widersprach und daß es selbst den Generalsuperintendenten nicht gelang den königlichen Wunsch überall in Ausführung zu bringen; ebenso wird es bekannt sein, daß man damals schon die nach ihrer Ueberzeugung die Agende verwerfenden Geistlichen, dem Monarchen zu Gefallen, als böswillig und widersetzlich betrachtete. Acht Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, 1829, erhielt die Agende durch die Konsistorien der einzelnen Provinzen Veränderungen und Zusätze oder Erweiterungen, sowie in der Vorrede das Zeugniß ihrer Christlichkeit. Seitdem mußte jeder neu in ein Amt eintretende Geistliche die Agende annehmen. Von vornherein hatte man die Gemeinden nicht gefragt, die Geistlichen suchte man durch den allgemeinen Gebrauch umzustimmen, Diese Agende verlangt nun, daß allsonntäglich der Geistliche am Altare das sogenannte apostolische Symbol, die drei Artikel des christlichen Glaubens vorlese, daß bei Taufen die Zeugen nach diesem Bekenntnisse gefragt werden und daß bei der Konfirmation junger Christen die Zustimmung zu diesem Bekenntniß gegeben werde. Da nun einmal die Agende vom Kirchenregiment eingeführt und ganz feststehend schien, so setzte sich zugleich die Meinung fest, die kirchliche Partei oder die Orthodoxen hätten den Sieg gewonnen; die Kirchengewalt hielt es demnach für ihre Pflicht einzuschreiten, wenn eine Lehre angegriffen oder bestritten werde, die in dem Symbol vorausgesetzt wird. Das erste Schauspiel dieser Art gab Magdeburg. Der Pastor Sintenis daselbst hatte sich öffentlich gegen die Anbetung Jesu Christi ausgesprochen, weil dieser selber lehrte: „Du sollst anbeten Gott, Deinen Herrn, und ihm allein dienen!" Die Kirchengewalt hielt sich einzuschreiten genöthigt. Da begann Leberecht Uhlich zuerst mehr im Stillen, dann gleich öffentlich für die Angelegenheit zu wirken, welcher er seitdem all seine Lebenskraft zum Opfer bringt. Theils um nicht allein zu stehen — wie er selbst sagt — wenn sie in schwierigen Lagen des Raths

bedürfen, theils um sich über die weitere Entwicklung und Gestaltung des Christenthums zu verständigen, forderte jetzt Uhlich einige befreundete Geistliche zu einer gemeinsamen Besprechung auf. Es war am 29. Juni 1841, als sechzehn Geistliche, (Uhlich nennt unter ihnen außer Sintenis, den Lehrer des Rationalismus zu Halle: Wegscheider, ferner Niemeyer, Fischer, Franke, Ehricht, Erler, Klusemann, Hempel und Andere,) in Gnadau zusammenkamen und sich über die Stellung der Rationalisten bei so bedenklicher Sachlage verständigten. Damit begann der Verein der „protestantischen Freunde," und bereits bei der zweiten Versammlung im Herbste 1841 zu Halle reihten sich den Geistlichen auch Beamte, Volksschullehrer und achtbare Männer aus dem Bürgerstande an, welche nachher auch mit steigender Theilnahme die Hauptversammlungen in Leipzig und in Köthen, oder die nach dem Vorbild der Hauptversammlung für kleinere Kreise und in kürzern Zwischenräumen eingerichteten Kreisversammlungen besuchten. Der Boden war seit Jahren für eine solche Saat gelockert. Die Geistlichen dortiger Gegend machten ihre theologischen Studien entweder in Halle, Berlin oder Jena. Die ältern Landprediger, deren Jugend in die Zeit der deutschen Freiheitskämpfe fiel, hatten fast nur rationalistische Lehrer gehabt und waren in diesem System aufgewachsen. Ein anregender Verkehr unter ihnen wurde durch die kleinern Pfarreien, die gleichwohl ein gutes Auskommen geben, erleichtert. Die Eisenbahn von Leipzig aus that das Ihrige. Bei dem Landvolk wirkten die jüngern Schullehrer mit vollem Eifer, den sie häufig von den Seminarien mitbringen, für den Denkglauben. Der Bürgerstand neigt sich ohnehin in unsrer Zeit vorherrschend zu einer freiern Auffassung des Christenthums; — Alles Gründe genug, die Versammlungen der protestantischen Freunde, die bald den Charakter der Volksversammlungen gewinnen mußten, in Aufnahme zu bringen. Uhlich selbst meint in einer seiner Schriften, sie seien bis zu 2000, ja sogar zu 5000 Köpfen erwachsen. Für Viele war

auch der in Sachsen und Preußen sich zeigende unnatürliche Druck, mit welchem man die an und für sich freie protestantische Kirche niederzuhalten suchte, ein mächtiger Sporn, der neuen Richtung zu folgen. Die Kirchenzeitung des Professors Hengstenberg zu Berlin, die Alles verketzert, was nicht dem alten, vor 300 Jahren gültigen Glauben zugethan ist, ward von oben her begünstigt und unterstützt; anderer ganz widerlicher Erscheinungen nicht zu gedenken. Man kann unbefangen sagen, daß der Verein der protestantischen Freunde einzig und allein von den Staaten selbst hervorgerufen wurde! — Was lehrten nun diese protestantischen Freunde? Ist wirklich durch sie das Christenthum gefährdet worden? Sehen wir zu. Uhlich stellt in seinem „Sendschreiben an die Christen des deutschen Volkes" einige Sätze auf, aus welchen ihre Ansicht vom Christenthum deutlich zu erkennen ist. Er sagt: 1) „Die protestantischen Freunde wehren Allem, was freie Entwicklung des Christenthums hemmen will. Sie wirken auch darauf hin, daß das Christenthum in unserer Zeit die rechte Fassung erhalte. Denn viele Christen wissen wohl, was sie von den Satzungen der Vergangenheit nicht glauben können, aber was sie denn nun eigentlich am Christenthum haben, das ist ihnen nicht recht klar, und gewiß recht Viele begnügen sich mit einigen religiösen Vorstellungen, bei denen es ihnen aber sehr ungewiß ist, ob sie damit auf dem Grund und Boden des Christenthums stehen oder nicht." Andere Sätze waren: 2) Die protestantischen Freunde wollen in der christlichen Kirche Frieden stiften. 3) Sie bauen an einem Reiche Gottes auf Erden. — Kehren wir zu den Versammlungen zurück. Es wurde nunmehr beschlossen, jedes Jahr zweimal, zu Pfingsten und im Herbst, in Köthen eine Hauptversammlung abzuhalten, weil dieser Ort die leichteste Kommunikation und zugleich ein geräumiges Lokal zur Versammlung darbot. Der Zusammentritt sollte ganz frei und die Verhandlung aller Welt zugänglich, ohne alle Heimlichkeit sein. Statuten und Verzeichnisse der Mitglieder, ohne welche sonst nur selten

die kleinste Gesellschaft in Deutschland besteht, wurden nicht gemacht; oft wußten die Redner nicht, wer all sich in ihrer Mitte befand. Ohne besondere Wahl blieb jedesmal die Leitung einer Versammlung protestantischer Freunde in der Hand derer, welche sie veranlaßten, und im Vertrauen der Gesellschaft ebenso, als zum Theil in sich selbst das Recht dazu fanden. Gleich Anfangs äußerte sich dringend der Wunsch: auch Nichtgeistliche möchten beiwohnen, nicht aber als stumme Hörer allein. Den streng kirchlichen Gegnern gereichte eine dieser Versammlungen zum größten Aergerniß, weil sie in dem Restaurationssaal am Bahnhof zu Köthen abgehalten ward, welcher mit nackten Figuren aus der Götterwelt verziert ist. Doch störte dies die Theilnehmer durchaus nicht, die von Uhlich lernten, sich in Schranken halten. Die am meisten besprochene, in allen Tagesblättern angezeigte Versammlung fand am 29. Mai 1844 zu Köthen statt. Der Hallische Professor Guerike trat öffentlich als Ankläger der sogenannten Lichtfreunde auf, derselbe, der vor Kurzem einen Brief an Uhlich schrieb, worin er demselben seine Achtung ausspricht und die Kirchengewalt wegen Uhlich's Suspension scharf tadelt. Auf dem Missionsfest zu Berlin betete man gemeinschaftlich für die Rückkehr der protestantischen Freunde auf den Weg des Heils oder in den Schoos der Kirche. Ein Vortrag des Pfarrers Wislicenus: „Ob Schrift? ob Geist?“ — der zu Köthen damals gehalten worden, erschien im Druck, fand die lauteste Aufmerksamkeit und erregte gleichfalls eine Vernehmung von Seiten der Kirchenbehörde. Am 15. Mai 1845 war nochmals in Köthen eine Versammlung, wo die Lichtfreunde über das Wesen der Kirche sich verständigten und der inzwischen suspendirte und zur Besprechung mit den Obern vorgeladene Pastor Wislicenus über diese Besprechung Bericht erstattete.

Bald nachher erließen die Regierungen Verbote gegen die Versammlungen der protestantischen Freunde. Die Gemeinde der St. Katharinenkirche zu Magdeburg, etwa

6000 Seelen stark, beschloß aber im Sommer 1845, den Pastor Uhlich in Pömmelte als zweiten Pfarrer zu berufen. Mit dieser neuen Stellung tritt ein Wendepunkt in seinem Leben ein. Holen wir nun hier nach, was von diesem wackern Mann des Volkes noch aus seiner frühern Zeit zu erzählen ist.

Leberecht Uhlich ist am 27. Februar 1799 zu Köthen geboren. Ueber den Gang seines Lebens berichtet er selbst seinem langjährigen Freunde, Archidiakonus Fischer in Leipzig unter Anderm:

„Mein Lebensweg hat große Aehnlichkeit mit den Wegen in unsern norddeutschen Ebenen; die Aussicht von der einen Strecke ist der auf der andern gleich; höchstens, daß einmal ein Hügel einige Abwechselung hineinbringt.

Meine Aeltern hatten beide lange Jahre einer begüterten Familie, Besitzerin einer Gold- und Silberwaarenfabrik in Köthen, gedient und hatten nach deren Auflösung den Auftrag bekommen, an die Fabrikarbeiter Pensionen auszuzahlen. Von der Pension, die ihnen selbst dies Geschäft brachte, lebten sie. Der Vater war ein durch die Schule des Lebens gebildeter, heiterer Mann, rechtschaffen, fromm; indem sein Glaube die Gestalt der alten Satzungen hatte, war sein eigenes Denken und hellere Zeitvorstellungen nicht davon ausgeschlossen. Die Mutter war fromm in ähnlicher Weise, gutmüthig, geschäftig. Ich war das einzige Kind. So wuchs ich in einem beschränkten Stillleben auf, in welchem dem Kinde die Freude nicht fehlte, wiewohl der ganze Zuschnitt ärmlich war. Helle Zeiten des erhöheten Lebensgenusses waren die Sommermonate in einigen Jahren, wo die Aeltern mit ihrem Kind nach dem Landgute der ehemaligen Dienstherrschaft, Börln bei Dahlen in Sachsen, reisen durften. Die Freiheit, das Landleben, der Schmetterlingsfang in Wiese und Wald, das halbe Zubehör zu den glücklichen Verhältnissen einer begüterten Familie,

gab der Seele des Knaben einen besondern Schwung, und noch heute denke ich an Börln als an das Paradies meiner Kindheit zurück. Bald sagten die Lehrer der Köthen'schen Schule den Aeltern, ihr Sohn könne wohl einmal geistig Etwas leisten. Ich war allerdings etwas nachdenkender, als die meisten Kameraden, begriff leicht und war folgsam. So ward denn der Sohn, mit seiner freudigen Zustimmung, in Hoffnung auf Stipendien, die in Köthen nicht fehlen, zum Studiren, zum Theologen bestimmt. Die Lehrer waren und blieben mit ihm zufrieden; der 18jährige Jüngling bezog die Universität Halle. Fromm war er, denn er mochte nicht ohne Gott leben, er mochte nicht ohne Gebet sein; dabei lag die freiere Auffassung des Christenthums unentwickelt in ihm, allerdings schon durch den Religionsunterricht der ganzen Schulzeit genährt. Dabei war er regsamen Geistes, sowohl was das Erkenntnißvermögen, als was die Thatkraft betrifft; schläfrig, oder nur dem sinnlichen Genusse zugeneigt auf dem breitgetretenen Wege dahingehen, das mochte er nie.

Als ich im zweiten Halbjahre Wegscheider's Glaubenslehre hörte, da ging mir ein Licht auf; ich dankte Gott, daß es mir aufgegangen sei und ließ mir nicht einfallen, daß neben dem Rationalismus (dem Vernunftchristenthum) noch eine andere Richtung aufkommen könne. Die Studentenjahre vergingen mir sehr einfach; einige Ferienreisen, mit wenigen Mitteln ausgeführt, nach der Oberelbe, nach dem Rhein, warfen helle Strahlen hinein. Vor Beendigung des dritten Jahres ging ich nach Köthen zurück, um als Hauslehrer in das Haus eines Hofmannes einzutreten. Treu suchte ich an den Kindern meine Pflicht zu erfüllen. Daß ich an ihnen und an den Verhältnissen jenes Hauses gelernt habe, dessen bin ich mir wohl bewußt. Ueberhaupt entwickelte sich immer mehr in mir jener eigenthümliche Gemüthszustand, welcher jetzt noch waltet, nämlich daß ich mit Theilnahme, aber mit Ruhe die Umgebungen, die Vorkommnisse und mich selbst beobachtete, und mir mit stiller Emsigkeit Lehren daraus zog, die ich dann fleißig anzu-

wenden strebte. Das Leben mit Willigkeit, Treue und eigenem Interesse, als Schule hinzunehmen und zu benutzen, das war und ist ein Grundzug meines Wesens. Dabei war ich stets friedlicher Natur, und ich wüßte nicht, daß ich einen Feind gehabt hätte. Lieb gehabt haben mich stets nicht wenige Menschen. Bald wurde ich neben meinem Hauslehreramt auch Lehrer an Volksschulen (denn auch meine beiden Zöglinge besuchten die öffentliche Schule und ließen mir dadurch Zeit,) und ich unterrichtete gern. Meine Versuche im Predigen wurden wegen ihrer Gemeinverständlichkeit gelobt.

Endlich, im Jahr 1824, wurde ich Dorfpfarrer. Mein Dörfchen, Diebzig bei Aken an der Elbe, stimmte vortrefflich zu den kindlichen Vorstellungen, die ich vom Landpfarrleben hatte, und die ich nach Kräften versuchte in die Wirklichkeit überzutragen. Ich darf hierbei nicht unerwähnt lassen, daß ich dem Rationalismus nicht mehr so ausschließlich huldigte, als vor 4 Jahren. Die seit 1817 neubelebte Altgläubigkeit trat mir durch Buch und Leben in einzelnen Erscheinungen entgegen, welche mir der Betrachtung durchaus würdig scheinen. Ich wurde dadurch in die innern Arbeiten, auch wohl Kämpfe hineingezogen, von welchen seitdem viele junge Theologen zu sagen wissen, nur daß solche Kämpfe diese häufig bange machen und sie vom Wege des zuversichtlichen Vernunftgebrauches zurückschrecken, während ich dadurch wohl milder im Urtheil, aber auch fester in meinen bisherigen Ueberzeugungen wurde. In jener Zeit war ich auch Bräutigam geworden, ein Verhältniß, welches mir zwei Jahre lang Seligkeit und dann die bittersten Stunden meines Lebens gab, weil die Braut mir untreu ward.

Nun ereignete sich ein seltsamer Zwischenfall. Mein Herzog ward katholisch, und ich hatte gerade in dem nämlichen Jahre die Lebensbeschreibung des wackern Fürsten Wolfgang von Anhalt, Unterzeichners der Augsburgischen Konfession, in den Landeskalender rücken lassen. Dies Zusammentreffen machte Aufsehen, und da ich bei

Beförderungen geflissentlich übergangen wurde, so betrachtete man mich allgemein als Märtyrer des Protestantismus. Freunde von Einfluß im angränzenden Preußen boten mir aus eigenem Antriebe die Hand (ich hatte eine Stelle mit sehr geringer Einnahme), und so ward ich im Jahr 1827 preußischer Prediger in Pömmelte, und heirathete zugleich nach neu getroffener Wahl eines treuen Herzens.

Da habe ich denn 18 Jahre unter meinem Strohdache in Pömmelte gewohnt, habe meinen beiden Gemeinden (Fegeleben bei Salze war die andere) nach bester Einsicht und Kraft das Evangelium gepredigt, habe außer der Kanzel zu wirken gesucht auf mehr als eine Weise, habe meine Kinder unterrichtet, habe mit Amtsbrüdern Zusammenkünfte gehalten, bin bei ausreichender Einnahme, fester gewordener Gesundheit, ein zufriedener, glücklicher Mensch, vielleicht einer der glücklichsten unter Vielen gewesen, und habe nie anders gedacht, als daß dieser einfache Lebensgang so bleiben werde bis an das Ziel des grünen Hügels. Mitunter kam wohl der Gedanke, durch die Presse in größere Kreise hineinzuwirken, aber es wurde aus diesem Gedanken höchstens ein Aufsatz für eine Kirchenzeitung. Da ereignete sich in Magdeburg der Vorfall mit Pastor Sintenis, daß dieser in der Zeitung gegen die Anbetung Jesu sprach, und daß vom Bischof Dräseke der Wille kund ward, ihn darum abzusetzen. Das weckte in mir den Gedanken eines Zusammentritts gleichgesinnter Theologen zu Rath und That. Einige Freunde gingen darauf ein, der Anfang wurde am 29. Juni 1841 in Gnadau gemacht. Daraus sind die Versammlungen der protestantischen Freunde geworden. Zu meiner eigenen Verwunderung ließ man mich, als die Versammlungen größer und immer größer wurden, fortwährend Leiter und Sprecher sein, und so bin ich's denn geblieben und gern. Warum sollte ich auch nicht? Ich sah darin, da ich mir eines redlichen Strebens und rechtlicher Mittel bewußt war, eine Führung Gottes, und die erblicke ich auch noch diesen Augenblick darin.

Gewalt hat jetzt diese Sache gehemmt; mag sie zusehen, wie sie ihr Einschreiten rechtfertigen will! Jetzt hat mich eine Gemeinde Magdeburgs zu ihrem Prediger erwählt, und ich bitte Gott, daß er mir helfe, dieser Fülle von Liebe und Vertrauen zu entsprechen, welche mir entgegengebracht wird." —

Ergänzen wir diese Skizze durch Fischer's Bemerkungen über Uhlich's Leben und Wesen. „Uhlich's frommer Sinn verläßt ihn nie, alles sein Thun ist davon durchweht. Wie er sein Neues Testament immer in der Tasche trägt, so schwindet das Andenken an Gott und Jesus nicht aus seiner Seele. Er kann fröhlich sein, wie irgend ein Mensch, ab^r mitten durch den frohen Sinn blickt immer die kindlich-fromme Anhänglichkeit an den Vater, der die Freude gab. So zeigt er sich in seinen Briefen, so war er, wo er Versammlungen leitete, so ist er in seinem Hause, wo er des Abends die Seinen um sich sammelt und mit ihnen singt und betet. Darum treibt er auch, was er einmal unternimmt, mit einer Zuversicht, die sich durch Nichts irren läßt. Wo er steht, dahin, glaubt er, habe ihn Gott geführt und da müsse er stehen und für Gottes Reich wirken. Die Menschen, mit denen er dabei zu schaffen hat, sieht er an als von Gott ihm zugewiesen, und mit ihnen müsse er auskommen, so, daß Gott Wohlgefallen daran habe. Die Schicksale, die ihm dabei begegnen, sind ihm Schickungen seines Vaters; dankbar nimmt er das Angenehme hin, geduldig trägt er und weise benutzt er das Schwere. Die Zukunft stellt er Gott anheim; er lebt der gegenwärtigen Stunde und sucht sie treu auszufüllen. Er ist zwar Mensch genug, um vor den Heimsuchungen der Bangigkeit, des Unmuthes nicht sicher zu sein, aber sein Gottvertrauen überwindet bald, und seine meisten Briefe aus der bewegten Zeit und bei der Gefahr, die ihm droht, schließen mit dem Geständniß: ich bin ein glücklicher Mensch!" „Nicht einmal das Herz wird mir auf einen Augenblick eng" — sagt er, wenn er an das Schwert erinnert, das über seinem Haupte schwebt. „Ohne

Gottes Willen bin ich nicht bis hierher gekommen, und ohne meines Vaters Willen krümmt mir kein Mensch ein Haar" — das ist sein Glaube.

Uhlich zeigt dabei die hingebendste Liebe. Er setzt immer voraus, daß Andere es gut meinen und daß das Schlimme nur aus Verirrung und Schwäche entspringe. Mild in seinem Urtheil geht er Allen freundlich entgegen, nirgends gibt er die Hoffnung auf. „Darum nimmt er auch überall an, daß man der Wahrheit sein Herz nicht verschließen werde und schreibt und spricht die Wahrheit, wenn auch nicht scharf und schroff, doch unverholen und fest. — Aber zarter kann man sie wohl nicht aussprechen, als er es dann thut, wenn sie für ein Gemüth Bitt'res enthält, und nicht leicht kommt er wieder darauf zurück; ruhig läßt er die Arznei wirken. Nur, wenn er der Heuchelei, dem Pharisäismus und Priestertrug gegenübersteht, der das arme Volk um die Wahrheit betrügen möchte, nur dann kann seine Rede bisweilen schneidend werden, so scharf, daß sie durch und durch dringt." Für das Gute war Uhlich jederzeit bis zur größten Hingebung thätig. Dies hat sich nie so unwiderlegbar bewiesen als bei den Versammlungen der protestantischen Freunde und dem, was er dafür selbst unternahm.

Seine Erscheinung als Redner wirkte überall mächtig auf die Gemüther. Wer ihn zum Erstenmal und in einem kürzern Vortrage hört, sollte es kaum glauben. Und doch hat er weit verbreiteten Ruf. „Seine Sprache ist schlicht, mehr populär als erhaben, sein Organ nicht metallreich, der Umfang seiner Stimme gering, seine Gestikulation befangen. Eintönig, vor sich niedergebeugt, fast in sich versunken, fängt er meist seine Vorträge an, als spräche er mit sich selbst. Allmählig hebt sich sein Auge, seine Stimme, er wird warm, die Wahrheit in unverkümmerter Gestalt tritt an der Hand der Liebe über seine Lippe; er trifft, weil er nur redet, was ihn bewegt, das, was in andern Seelen im Aufleben begriffen ist, und Aller Augen hangen an seinem Munde. Als habe er sich über einer Leidenschaft überrascht, die ihn

fortreiße, hält er plötzlich wieder den Zügel straff und beginnt auf's Neue den ruhigen, schlichten Gang. Aber ungehemmt fließt, weil er nichts zu bewahren und zu verheimlichen hat, ungehemmt fließt die Rede über seine Lippen, und da es ihm um die Sache, nicht um die Form zu thun ist, so wählt er nicht ängstlich einen Ausdruck und verbessert nicht leicht ein Wort."

So ist der Mann, der die bedeutsame Bewegung in der protestantischen Kirche veranlaßt hat; von seinem Aeußern gestehen selbst seine Freunde — daß die Hand, die ihn gebildet, zu lange bei der Seele verweilt zu haben scheine, als daß sie dann nicht hätte eilen müssen, deren Hülle zu gestalten.

Uhlich hatte den Ruf, als zweiter Prediger in der St. Katharinenkirche zu Magdeburg angenommen; er konnte ja nicht anders, indem das Kirchenkollegium daselbst die auch öffentlich ausgedrückte Ueberzeugung gewonnen hatte und ihm zu erkennen gab, daß Uhlich's Lehre und Handlungsweise zwar mit den Voraussetzungen und Folgerungen eines abgeschlossenen altkirchlichen Systems allerdings nicht übereinstimme, dagegen im Wesentlichen durchweg mit dem, was im heutigen Gemeinde-Bewußtsein, und namentlich in dem ihrigen als Christenthum gelte. Aber mit der Konsistorialverfassung verträgt sich dies nicht; sie gestattet dem Gemeinde-Bewußtsein keine freie Aeußerung und wenn sie denn eine Berufung des Geistlichen durch die Gemeinde nicht hindern kann, so wendet sie alle ihre Autorität auf, der Sache einen Gang zu geben, der eben nicht wie eine freie Bewegung aussieht, auch wenn die Zwangsjacke geschickt versteckt wäre. Am 1. Okt. 1845 hatte demnach das Konsistorium zu Magdeburg eine förmliche und feierliche Verhandlung mit dem Pastor Leberecht Uhlich. Der Generalsuperintendent Dr. Möller schilderte dessen amtlichen Lebensweg, die wichtigen Anforderungen seines Berufskreises und ließ Besorgnisse und Bedenken durchblicken, aus denen man ersah, wie unheimlich dem Kon-

sistorium die Nähe protestantischer Freunde sei. Mit gewohnter Offenheit erklärte Uhlich: „es sei sein ernster Vorsatz bei allen Aufgaben seiner geistlichen Amtsverwaltung sich von der gewissenhaftesten Prüfung leiten zu lassen, und sich vor jeder Regung zu bewahren, welche von dem Wege der Pflicht ihn abführen könnte.“ Uhlich wußte also hiernach schon, worauf er gefaßt sein müsse. Dies hinderte ihn aber nicht, dem neuen Amte sich mit heiliger Liebe zu widmen. Bald steigerte sich der Kirchenbesuch in allen Ständen, sogar die Betstunden, die Uhlich in der Woche hielt, waren besuchter wie die meisten andern Kirchen der Stadt am Sonntage; die Zahl der Kommunikanten stieg beinahe um das Zehnfache. In allen Kreisen der Gemeinde waltete eine aufrichtige Verehrung für ihn, der sich auch der Geringsten und Aermsten annimmt, der den Verkommenen und geistig Beladenen aufzurichten und für den Weg des Heils zu gewinnen weiß. — Das Konsistorium fand bald Gelegenheit, zu zeigen, wie es diese Wirksamkeit schätze. Der Präsident dieses Kollegs Göschel lud nach der Reformationspredigt Uhlich's diesen zu sich ein und verwarnte ihn vor den Folgen, wenn er ferner so auftreten wolle, wie er in dieser Predigt gethan. Göschel berief sich insbesondere auf die Kirche, gegen welche Uhlich mit seinen Ansichten streite. Dieser aber verwahrte sich nachdrücklichst gegen den Begriff der Kirche, nach welchem diese eine fertige Anstalt mit fertigen Statuten sei, mithin die ganze neuere Entwicklung des Protestantismus als unberechtigt betrachtet werde. Der Präsident hatte wohl nie eine ähnliche Verwahrung von Seiten eines einzelnen Geistlichen gehört; er mußte seine Maßregeln danach treffen. Schon in der letzten Zeit zu Pömmelte war Uhlich's Reisefreiheit ausnahmsweise beschränkt worden, nur die Regierung selbst durfte ihm Urlaub ertheilen, während dies sonst von den Superintendenten abhängt. Im Laufe des Jahres 1846 trat eine neue Beschränkung ein, amtlicher Angriff aber erst 1847. Dazu gaben die zahlreich besuchten Abendversammlungen Anlaß,

die er seit Herbst 1846 mit Männern aus seiner Gemeinde hielt, um die Lebensgeschichte Jesu ihnen nach dem Evangelium des Matthäus darzustellen. Die Polizei erklärte diese Zusammenkünfte für — Volksversammlungen und verbot sie, die Regierung bestätigte das Verbot. Das Konsistorium schauderte bei dem Gedanken, daß nun protestantische Freunde in seiner hochwürdigen Nähe ihr Wesen treiben könnten und forderte, daß Uhlich's Abendvorträge, die er frei gehalten hatte, schriftlich eingereicht würden. Zugleich — und hier sprang das Kirchenregiment mit einem Satz auf ein Feld, wo es dem Verklagten sicher zu Leibe rücken konnte! — zugleich sollte er über sein liturgisches Verfahren des Sonntags, bei Taufe, Konfirmation und Begräbniß Auskunft geben. Nun war man glücklich bei der Agende und dem Symbol angekommen; daran haftet der Streit noch immer. Uhlich berief sich auf die freiere Praxis, die sich vom Anfang an bei dem Gebrauch der Agende geltend gemacht; er hatte die Taufe nicht auf das Symbol, wohl aber auf Jesu Einsetzungsworte verrichtet; er hatte bei Konfirmationen das Symbol den Kindern nicht als das Bekenntniß ihres Glaubens abgefragt, wohl aber als historisches, von der gesammten Christenheit geehrtes Denkmal gelten lassen. Er erinnerte daran, wie wenig Werth Jesus selbst auf die Form gelegt; er fragte, was denn nun gegen ihn spreche, und vertheidigte sich in der Stelle, die diesem Lebensbild als Motto vorgesetzt ist, scharf und männlich. — Nachdem er seine Osterpredigt gehalten und darin, wie so viele Rationalisten, den Scheintod Jesu angenommen hatte, zog ihn das Konsistorium abermals zur Verantwortung. All den Plackereien zu entgehen, wendete er sich am 16. April unmittelbar an den König. Dieser antwortete ihm selbst gar nichts; seinem Minister erklärte er in einer besondern Kabinetsordre, Uhlich stehe seit lange in den vordersten Reihen der Agitatoren, das Kirchenregiment habe das Amt, gegen solche Lehrer der Kirche einzuschreiten, welche wider das Bekenntniß derselben

kämpfend aufträten; er stelle dem Uhlich frei, ein Diener seiner Lehre zu bleiben, wenn er sich mit der evangelischen Kirche nicht zu vertragen vermöge; er solle sich dann unter das Patent vom 30. März stellen, oder — sich friedsam und ohne agitatorisches Streben den Ordnungen der Kirche und den Forderungen seines Amtes fügen, in beiden Fällen werde er vor jeder Anfechtung vollkommen sicher sein.

Am 27. Mai legte das Konsistorium in einer harten Zuschrift ihm die Frage vor: Ob er das Amt der Kirche in Zukunft seiner Pflicht gemäß verwalten wolle? Darauf folgte Uhlich's ausführliche Vertheidigung, die Schritt vor Schritt nachweist, daß er dies als evangelischer Geistlicher mit bestem Wissen gethan, und die mit der herzlichen Bitte an das Konsistorium schloß: „den Gährungsprozeß der Kirche in dieser Zeit sich aus sich selbst weiter entwickeln zu lassen und nicht mit eigenmächtiger Hand hineinzugreifen." Hierauf richtete das Konsistorium im Juli drei Fragen an ihn: 1) ob er die Vorschriften der Agende von nun an bei allen Amtshandlungen treu und pünktlich befolgen wolle; 2) ob er gegen das Bekenntniß der evangelischen Kirche, wie es der lutherischen und reformirten gemeinsam ist, namentlich auch gegen das apostolische Glaubensbekenntniß niemals und in keiner Weise künftighin verfahren wolle; 3) ob er das Lehramt in der evangelischen Kirche freiwillig niederlegen und unter den Schutz des Patents vom 30. März sich stellen wolle. Mit diesem Erlaß schrieb der Generalsuperintendent nochmals ausführlich an Uhlich, die Schritte der Behörde zu rechtfertigen und Uhlich's Verfahren zu widerlegen. In diesem Brief ist Scharfsinn und eine gewisse Wärme nicht verkennbar, jedoch wahrhaft zu überzeugen vermag er nimmer. Wie anders faßt uns die Widerlegung dieses Schreibens durch Uhlich in den „weitern Mittheilungen"! Und wodurch anders? Es ist die Macht der Wahrheit, die triumphirend ihr Banner schwingt. Hören wir nur Eine Stelle dieser Widerlegung. Uhlich hatte gesagt:

Wenn wir irren, so thun wir es auf eigene Gefahr. Daraus nimmt der Superintendent Anlaß, zum Abschied („als ständen wir vor Gott") ihm zu sagen, daß er, wenn er irre, zugleich auf die Gefahr von Tausenden irre. Und wie meisterhaft richtet Uhlich diese Spitze gegen den Vorgesetzten selbst: „Irre ich, so sind es meine Worte, meine Gedanken, geistige Kräfte, welche die, so mein Wort hören, in Gefahr bringen, und Worte, geistige Kräfte von entgegengesetzter Seite sind genug vorhanden, um sie eines Andern zu belehren; um so eher, da ich nie ausschließend spreche, da ich ermahne: Prüfet Alles, das Gute behaltet! Hinter meinen Worten steht keine weitere Kraft, um auf die Gemüther zu wirken; ich kann nicht Fürsprache, Ehre, Amt, Einnahme in Aussicht stellen. Wie ganz anders ist es bei Ihnen! Wenn Sie Erlasse unterzeichnen, welche die Geistlichen einer ganzen Provinz vor einer Glaubensrichtung warnen, zu einer andern ermahnen; wenn Sie als Kirchenvisitator im Lande umherreisen und die Geistlichen zum Festhalten am Bekenntniß ermahnen, mit Empfehlung alter Lieder, altgläubiger Katechismen, der Kernsprüche alten Glaubens in die Schullehrer dringen, wenn Sie als Examinator die Kandidaten empfinden lassen, daß Sie die Orthodoxie bei ihnen erwarten; dann steht hinter Ihrem Worte Ihre Macht des ersten Geistlichen der Provinz, der da Wahlfähigkeitszeugnisse ausstellt und Aemter verleiht, der den Harrenden schnell befördern, oder ihn warten lassen kann lange Zeit, der den jungen Mann auf dem ersten Schritte seiner Lebensbahn hemmen, den schmachtenden Familienvater noch ferner schmachten lassen kann; und wie sehr ist das menschliche Herz mit seiner Selbstsucht, seiner Bequemlichkeit, seinem Gelddurst und seinem Ehrgeiz, seiner Furcht und Angst bereit, sich durch solche Dinge bestimmen zu lassen, sich bestimmen zu lassen auch zum Schmählichsten, was es laut Jesu Zeugniß geben kann: zur Verstellung, zur Heuchelei! — Wenn Sie irren — welche Gefahr und welche Verantwortung!"

Höre ihn, evangelisches Deutschland! Noch nie ist der Jammer einer Konsistorialkirche so schlicht und doch so wahr ausgesprochen worden, wie in diesem Zuruf.

Für die sechste Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins, die am 21. September 1847 in Darmstadt ihren Anfang nahm, zum Deputirten gewählt, erhielt Uhlich Urlaub und reiste zu diesem Zweck ab. An den Verhandlungen dieser Versammlung nahm er lebhaften, aber stillen Antheil, er sprach nur sein unbedingtes: Nein! womit er sich gegen den bekannten Friedensvorschlag, die neue Konkordienformel, erklärte. Bei der Festtafel brachte er dem Verein einen Trinkspruch, der bessern und regern Zukunft entgegen blickend. Wohl ahnte er, was bevorstehe, bezeichnete aber noch immer als Zeitungsgerücht, was ihm wie ein höllischer und dämonischer Schatten nachgerückt war: die Kunde von seiner — Suspension. So feige und rücksichtslos verfuhr man, daß man in Uhlich's Abwesenheit die Ankündigung dieses Gewaltschrittes ihm in das Haus sandte! — Die öffentlichen Blätter schilderten seinen Empfang in der Heimath, der eher einem Triumphzuge glich; tragbare Ehrenpforten, festlich geschmückte Jungfrauen, der begeisterte Zuruf von etwa 20,000 Menschen, die den verehrten Lehrer bewegt in seine Wohnung geleiteten — das Alles zeigte, daß die Konsistorialkirche im Herzen des Volkes keine Anhänger mehr hat. Zum Beginnen einer Disciplinaruntersuchung vorgeladen, legte Uhlich seine

Berufung auf die evangelische Kirche in Deutschland

ein, die in vielen Zeitschriften zur öffentlichen Kunde kam. Das Konsistorium will Partei, Ankläger, Richter in Einer Person sein; so bleibt dem verfolgten Mann des Volkes nur dieser Protest:

„Ich protestire gegen die Macht, welche mich durch verhängte Amtsenthebung aus meiner Kirche entfernt und von meiner Gemeinde reißt. Ich habe solcher Gewalt keine Gewalt entgegenzusetzen, und wenn ich sie hätte, so möchte ich sie nicht anwenden. Aber meinem

guten evangelischen Rechte nach bin ich mir bewußt, nach wie vor Prediger der Katharinen-Gemeinde in Magdeburg zu sein. Ich berufe mich auf diese meine Gemeinde, ich berufe mich auf die evangelische Kirche im Lande; ich berufe mich auf die evangelische Kirche in Deutschland."

„Was die angeordnete Disciplinaruntersuchung betrifft, so wird mir von rechtskundiger Seite gesagt, daß die kirchliche Behörde nach den Landesgesetzen kein Recht zu diesem Verfahren habe. Siehe §. 9 des Gesetzes vom 29. März 1844, vergl. mit Allg. Land-R. 2, 11. 103. Demgemäß bedrohe das bürgerliche Gesetz das mir Schuld gegebene Dienstvergehen mit der Strafe der Amtsentsetzung, und in diesem Falle stehe nur dem Gerichte die Untersuchung zu. Aber ich verzichte darauf, dieß als Rechtseinwand zu gebrauchen, in dem Bewußtsein, daß die Kraft des Rechtes eines evangelischen Geistlichen auf einem älteren und höheren Gesetz ruht, auf dem Evangelium. Durch dieses ist mir die einzige Antwort vorgeschrieben, welche ich dem angeordneten Verfahren gegenüber zu geben habe; sie steht Evang. Joh. 18, 20. 21." *)

„Das Konsistorium sagt in seinem Dekret: „Wir müssen im Wege der Disciplinaruntersuchung ordnungsmäßig feststellen, ob Sie sich solcher Verletzungen der für Lehre und Liturgie bestehenden kirchlichen Ordnung schuldig gemacht haben, welche die Entfernung aus dem geistlichen Amt zur Folge haben müssen." Indem es dies sagt, ist mein Urtheil von dieser Seite schon gesprochen, denn was mir als Vergehen angerechnet wird, ist ja dasjenige, was ich eben als evangelischer Geist-

---

*) „Jesus antwortete ihm: Ich habe frei öffentlich geredet vor der Welt. Ich habe allezeit gelehret in der Schule und in dem Tempel, da alle Juden zusammen kommen, und habe nichts im Verborgenen geredet. Was fragst du mich darum? Frage die darum, die gehört haben, was ich zu ihnen geredet habe. Siehe, dieselbigen wissen, was ich gesagt habe."

licher für eine Pflicht erachte und dessen ich niemals Hehl gehabt habe, was also nicht erst durch eine Untersuchung an den Tag gebracht zu werden braucht. Was ist's nun, was ich gethan habe?"

„Bei der Taufe habe ich das Ja der Zeugen nicht für das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß gefordert, sondern für die Worte Jesu: „Taufet im Namen des Vaters, des Sohnes, des heil. Geistes." Bei der Einsegnung der Jugend habe ich deren Ja ebenfalls nicht für jenes Bekenntniß gefordert, sondern für den Glauben an den Vater, den Sohn, den heil. Geist. Das sind meine Verletzungen der Ordnung hinsichtlich der Liturgie."

„Ich lehre und predige, daß wir an Gott unsern Vater haben, daß die Welt sein Haus ist, worin er uns zur Vollkommenheit erzieht, daß die Liebe die Erfüllung seiner Gebote ist, daß dadurch die Welt zum Himmelreich wird, welches auf Erden anfängt und ewig dauert, und daß Jesus der Zeuge, Mittler, Vollender des Himmelreiches ist. Mein Bekenntniß ist das urchristliche: Ich glaube an Jesus Christus. Aber ich lehre nicht die Dreieinigkeit, nicht die Rechtfertigung, ich lege kein Gewicht auf die Wunder; ich lasse solche ältere christliche Vorstellungen unangegriffen auf sich beruhen. Das sind meine Verletzungen der Ordnung hinsichtlich der Lehre."

„In meiner Weise habe ich 22 Jahre in drei christlichen Gemeinden gewirkt, und habe mich bis heute der ungetheilten Liebe derselben zu erfreuen. Nie ist aus Einer derselben Beschwerde über mich geführt worden. Mit gutem Gewissen darf ich sagen: ich habe mich redlich und nicht ohne Erfolg bemüht, Seelen Jesu zuzuführen. Ich berufe mich auf die von mir nie erbetenen Zeugnisse des Kirchenvorstandes und des Magistrates in den „weitern Mittheilungen."

„So stehe ich da; wie steht das Konsistorium da?"

„Es vernichtet thatsächlich die freie Bibelforschung der Protestanten. Es vernichtet die Freiheit der Gemeinden, indem es geradezu erklärt, es wolle auf ihre

Stimme keine Rücksicht nehmen. Es übt eine Herrschaft aus, zu welcher das Evangelium das Recht abspricht. Es führt todte Werke in die Kirche ein, indem es Formen erzwingt, für welche kein Glaube in den Herzen der Gemeinde ist. Es verführt durch seine Maßregeln die Geistlichen zu der schwersten aller Sünden: der Heuchelei; der Heuchler kann sich unter dieser Behörde halten, der redliche Mann, der nicht gerade ihren Glauben theilt, nicht. Es zwingt dem ausdrücklichen Willen Jesu zuwider die evangelische Gemeinschaft, in Sekten zu zerfallen."

„Diesem Konsistorium gegenüber berufe ich mich auf die evangelische Kirche in Deutschland; ich frage dieselbe: kann ich nach evangelisch-protestantischen Grundsätzen wirklich nicht ihr Geistlicher bleiben?"

„Uhlich in Magdeburg,
1. Oktober 1847."

Von welcher Seite wir nun die Stellung Uhlich's, dem Kirchenregimente gegenüber, beleuchten mögen, so ist das Konsistorium im offenbarsten Unrecht; es sündigt an der evangelischen Freiheit des Einzelnen, an der Freiheit der Gemeinde, endlich an der ganzen evangelischen Kirche. Und was hat es für sich? Das Recht, sagt man. Allein worauf beruht dies Recht und von wem ist es übertragen? Das Konsistorium zu Magdeburg weiß wohl, daß Christus keine Kirche in dem Sinn und mit der Verfassung gründen wollte, wie jetzt die Kirchen sind, voraus wie die preußische Staatskirche sich in der letzten Zeit gestaltet hat; es weiß wohl, daß die urchristliche Kirche, wie sie geschichtlich sich zu entwickeln anfing, eine andere war; daß das Symbol derselben nichts weiter war, als das von Uhlich wieder aufgenommene: Ich glaube an Jesus Christus. Das Konsistorium weiß wohl, daß nach den Ideen des wahren Christenthums der Staat die Kirche weder zu überwachen, noch in die religiösen Angelegenheiten der Menschen einzumischen, am wenigsten aber ein Glaubensbekenntniß aufzudrängen hat, welches als todt

erscheint, weil es nicht mehr geglaubt wird. Das Konsistorium weiß es wohl — und muß es wissen, daß die Reformation ursprünglich von dem Volke ausging und die Fürsten in Deutschland sich zunächst aus irdischen Gründen der neuen Bewegung bemächtigten, sei es des Kaisers oder der Kirchengüter wegen. Das Konsistorium muß endlich wissen, daß Liturgie und Agende, wenn eine solche nach evangelischem Sinne überhaupt erforderlich ist, nur von der Kirche oder ihren gewählten Vertretern zu entwerfen und mit ausdrücklicher, voller Genehmigung der Gemeinden einzuführen ist. Die Kirche ist ja keine Polizeianstalt; man kann und darf uns nicht gebieten, Gott zu verehren nach Einer Form, die noch dazu von der Willkür eines Fürsten oder Königs allein ausgeht — mag es dieser auch noch so gut gemeint haben: in der Kirche ist er Einer, ein Mitglied, ein Knecht Gottes gleich allen Andern, in der Kirche erkennt sich der Fürst als von Gottes Gnaden eingesetzt. War also das Recht verkehrt und dadurch die Kirchengewalt in eine schiefe Stellung gekommen, so mußte das Konsistorium in den Angelegenheiten Uhlich's den guten Anlaß benutzen, soviel an ihm lag, den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Was hat es aber dafür gethan? Wir wollen, im Geiste Uhlich's des milden und versöhnlichen Mannes, nicht das harte Wort aussprechen: Euch hat Menschenfurcht getrieben, ihr habt nur nach dem Winde entschieden, der von Berlin her weht.

Der Rationalismus ist in Preußen, wie in ganz Deutschland, zu Hause; Preußen ließ ihn auf Kathedern lehren, es zierte die Professoren und Andere die ihm zugethan sind, mit Orden und Ehrenzeichen. Nun greift es aus der Menge den Einzelnen, den Mann des Volkes, heraus, ihm will es seine Ueberzeugung verkümmern, er soll sie wie einen Rock ausziehen und eine andere anlegen, weil diese jetzt Mode ist, jene aus der Mode kam. Uhlich ist ein Mann mit weißem Haar, der Rationalismus allein gibt ihm Seelenfrieden, gibt ein volles Maß von Segen in seiner Gemeinde. Und

das soll aufhören? Rührt es Euch nicht, die ihr seine Ankläger und Richter seid, wenn er schreibt: „Wie gern bleibe ich in meinem Amte! Ich bin ja ein glücklicher, ein sehr glücklicher Geistlicher, ich bin von Anfang an Pfarrer mit Leib und Seele gewesen. Wie gern bleibe ich auch als Familienvater in meiner einträglichen Stelle! Ich habe ja sieben unversorgte Kinder!" Wolltet ihr den Fall wünschen, daß er sich seinem Könige zu Liebe, mit blutendem Herzen, mit einem Seufzerblick auf die Thränen seines Weibes, mit einem Schmerzgedanken an die Zukunft sieben unversorgter Kinder umwende, und würde nun ein Heuchler und müsse auf seine alten Tage sein Amt nicht wie seit 23 Jahren mit Freuden, sondern mit Seufzen, mit Verachtung gegen sich selbst thun? Wollt ihr es auf's Gewissen nehmen, wenn er seines Amtes entsetzt wird und es also zum Letzten kommt, wenn Tausende von Protestanten mit ihm aus eurer Staatskirche ausscheiden und gleichwohl in der evangelischen Kirche bleiben und von der Gesammtkirche des evangelischen Volks in Deutschland nicht zurückgewiesen, sondern als evangelische Brüder nach wie vor betrachtet werden? Und das wird nicht fehlen! Und der Jubel Roms und aller zahllosen Feinde der evangelischen Kirche, wenn sie schreien: Seht! wo ist nun die evangelische Kirche? Steht sie am Thron des Königs, sitzt sie im Konsistorium zu Magdeburg oder weilt sie bei denen, die man hinaustrieb und gewaltsam zur Sektenbildung trieb?? —

Gleichfalls wird von der Kirchengewalt, wenn sie solche Schritte thut, gegen die Freiheit der Gemeinden schwer gesündigt. Das sprachen am 9. Juli 1847. 800 der ehrenwerthesten und angesehensten Bürger Magdeburgs in einer dem königl. Konsistorium der Provinz Sachsen übergebenen Protesterklärung aus, worin es heißt: „Wir erkennen ein zu Recht bestehendes Kirchenregiment, in dessen Namen das Konsistorium handelt, nicht an: ein solches können wir uns

nur denken, wenn es durch eine wahre Repräsentation der Gemeinden, in denen der christliche Geist von Anbeginn gelebt und sich entwickelt hat, verfassungsmäßig zu Stande gekommen wäre; mit Entrüstung aber sehen wir, wie die Partei, die jenes handhabt, sich ausschließlich als die Kirche — uns als unselbstständige Massen, als Unmündige in Sachen des Glaubens bezeichnet, und unter dem Vorwande, die Rechte der Kirche zu wahren, unsere heiligsten Rechte angreift."

Fast mit gleicher Kraft und Entschiedenheit sprachen sich andere Erklärungen, die aus der Gemeinde Uhlich's hervorgingen, gegen das Konsistorium aus. Wir müssen ihnen beitreten, und auch dies als Sünde gegen die Gemeinde bezeichnen, daß diese nun in ihrem kirchlichen Leben gestört und gehemmt wird.

Ihr Verfahren ist zuletzt auch eine Sünde an der ganzen evangelischen Kirche. Denn diese beruht nur auf dem Grund des göttlichen Wortes. Uhlich beruft sich auf Christi Worte und Einsetzung, die er in heiliger Bedeutung bei Lehre und Liturgie stehen läßt; das Konsistorium setzt ihn ab, weil Christi Worte nicht die eines, noch dazu vielfach seiner Aechtheit nach bestrittenen Symbols der späteren Jahrhunderte sind, das in fast allen evangelischen Gemeinden blos noch als historisches Zeugniß galt, bis es die preußische Agende denselben wieder aufnöthigte, als sei es Ausdruck ihres Glaubens. Mit der heiligen Schrift tritt also das Konsistorium zu Magdeburg in Widerspruch, es streitet aber zugleich gegen die symbolische Schrift, die denn doch ihrem Ansehen, ihren Verfassern, ihrem Zweck nach als das gültigste Zeugniß einer evangelische Kirche genommen werden muß: — die Augsburgische Konfession! Denn diese besagt in Artikel 7: von der Kirche. „Dieses ist genug zu wahter Einigkeit der christlichen Kirche, daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden. Und ist nicht Noth zur wahren Einigkeit der christlichen Kirche, daß allenthalben

gleichförmige Ceremonien von den Menschen eingesetzet, gehalten werden.“ So die Augsburgische Konfession. Nun fragen wir aber, was sind denn Liturgie, Agende, Symbol mehr und anders, als Ceremonien, die von Menschen eingesetzt wurden? Wollt ihr die preußische Agende für mehr als Menschenwerk ausgeben?! — Nicht genug mit diesen zwei Punkten. Das preußische Kirchenregiment, wie es zu Magdeburg verfährt, will auch wieder, dem Leben der evangelischen Kirche zu unverbesserlichem Schaden den Buchstaben herrschen lassen und den Geist knechten. Was anders ist in dem ganzen Benehmen gegen Uhlich sichtbar? Man will den Fortschritt in der protestantischen Kirche um jeden Preis und mit jedem zu Gebot stehenden Mittel hemmen; die Zurückberufung der altkirchlichen Symbole ist ein Vorspiel von der Autoritätserklärung der Tradition, und dann fahre wohl, Protestantismus und geistiger Fortschritt, für welchen unsere Väter gekämpft und geblutet, dann gibt es einen protestantischen Ultramontanismus, einen Bastard, weit schlimmer und gefährlicher, als der Sohn der Babylonierin, weil er geistige Freiheit an der Stirn und zur Schau trägt, im Herzen aber die feilste und kläglichste Sklaverei: die der freigeborenen Kirche unter einen an allen Uebeln erkrankten Staat.

Herrlich hat der verfolgte Prediger Uhlich seine „weiteren Mittheilungen“ geschlossen: „Vielleicht wird gerade in der Stunde, wo ich diese Seiten schließe, über mich Beschluß gefaßt. Wie er auch ausfalle, dem Reiche Gottes muß er dienen.“ Ja, diesem Gottesreich dienen alle Kämpfe dieser Art, mögen die Streiter wollen oder nicht.

Wir stehen an einem geschichtlichen Wendepunkte. Ahnungsvoll zittert jede Brust von den Schwingungen eines großen Ereignisses, welches, zur Stunde noch unsichtbar, so fest, so unaufhaltsam einherschreitet, daß der Boden unter seinen gewaltigen Tritten bebt und dröhnt. Ringsumher aus allen Tiefen dringen und steigen die

Stimmen empor, Stimmen der Sehnsucht, Stimmen der Forderung. Es ruft lauter und lauter aus dem Herzen der Nation nach Versöhnung des Zwiespalts, nach Befreiung der Wahrheit, nach der Nothwendigkeit, die Freiheit endlich zur Wahrheit zu machen. Wie ringsumher sich katholische Gemeinden losrissen von dem eisernen Joche des Papstthums und der Hierarchie, und ein frisches Leben aufblühte aus dem uralten Kerne des Christenthums und die Befreiung von der Herrschaft des Buchstabenglaubens auch eine freie Gemeindeverfassung zur nothwendigen Folge hatte, und mit der Lösung des Zauberkreises einer ausschließenden Rechtgläubigkeit nun auch das Ziel einer Einheit der Kirche klar geworden ist, einer Einheit durch Wahrheit und Freiheit, — so ist nun auch in der protestantischen Kirche der Anfang eines gleichen Strebens gemacht. Schon hat Magdeburg begonnen und wo noch ein Funke in deutschen Herzen glüht, da wird er zur heiligen Opferflamme emporflohen. Wo nur die Wahl noch blieb zwischen Heuchelei und Freiheit, da griff man zur Freiheit; aus der Staatskirche gewaltsam herausgetrieben, entfalten sich die evangelischen Gemeinden zur vollen Bethätigung ihres Rechts, in ganzer Selbstständigkeit; und nicht ein Parteiname, nein — bedeutungsvoll für die Zukunft! — steht der einfache, die ursprüngliche allumfassende Einheit bezeichnende Name: „**christliche** Gemeinde" auf ihrer Fahne, um welche sich die edelsten Söhne des Vaterlands schaaren werden, welche durch die Grundgedanken des Christenthums im Geiste verbunden sind. Mögen die ausgelebten Formen der Satzungs- und Autoritätskirchen sich immerhin zerbröckeln und zerfallen, — die eine Christuskirche wird sich in ewiger Jugendfülle und Schönheit erheben. Möge das geistliche oder weltliche Kirchenregiment das offene Bekenntniß des geläuterten, mit der Vernunft nicht streitenden, sondern harmonisch verbundenen Christenthums ächten, — das kann es nicht wagen, den muthigen Bekennern desselben den Namen zu rauben, durch welchen

sie selbst ihren freiwilligen Zusammenhang mit dem ewigen Geiste Christi und ihren Glauben an sein Reich, ihr Bürgerrecht darin erklären, — den Namen Christen. Dieser einfache Name, jetzt das letzte und einzige Kleinod, der letzte Schild der um der Wahrheit willen Bedrängten, wird einst der erste Siegesruf der Versöhnung nach allen Kämpfen sein, die noch durchzufechten sind.

Die Männer des Volks

dargestellt

von

Freunden des Volks.

Unter Mitwirkung von

Dr. L. Braunfels, Karl Buchner, Dr. Th. Creizenach, Dr. Dräxler-Manfred, Dr. E. Duller, Dr L. Griesselich, Dr. Karl Gutzkow, N. Hadermann, Dr Hecker, W. Hieronymi, Dr. Hoffmann von Fallersleben, H. König, C. F. Lauckhard, Dr. G. Lommel, Karl Mathy, Müller-Jochmus, August Nodnagel, Dr. Gabr. Riesser, Wilh. Sauerwein, Dr. Franz Schuselka, Dr. W. Stricker, Dr. J. Weil, Dr. J. G. A. Wirth, Dr. G. Zimmermann u. m. A.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Vierter Band.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1 8 4 7.

Druck von Streng u. Schneider in Frankfurt a. M.

Arnold von Brescia.

Von

Eduard Duller.

„Jede herrliche, wie jede schreckliche Erscheinung hat in der Geschichte erinnernde Nachbilder, weissagende Vorbilder; wir sehen die Vergangenheit, welche sich nach ihrer Zeit wiedergebären, die Zukunft, welche sich vor ihrer Zeit in die Welt hineindrängen will. So griff Arnold von Brescia von dem Punkte seines Daseins aus weit zurück in die Vergangenheit, weit voraus in die Zukunft. Ihm trat jene mit der vollen Kraft der Gegenwart vor die Augen; und wiederum leuchteten ihm, durch das mangelhafte Licht seiner Tage hindurch, andere Sterne späterer Jahrhunderte."

Fr. v. Raumer.

(Geschichte der Hohenstaufen. 4. Buch. 1. Hauptstück.)

Arnold von Brescia.

(Geboren zu Anfang des 12. Jahrhunderts zu Brescia, hingerichtet zu Rom im Jahre 1155.)

In welchem deutschen Herzen leuchten nicht wie Sterne des Himmels die Namen der Helden, welche des deutschen Volkes heiligen Kampf gegen die Weltherrschaft der römischen Kirche gekämpft, die Namen Luther's, Zwingli's und der Helfer am großen Werke der Reformation! Und wem wären nicht die Namen der Vorläufer derselben, der Vorkämpfer bekannt, welche als Märtyrer der Wahrheit in Flammen sterben mußten, auf daß das Auge der Menschheit, Jahrhunderte lang nur an Dunkel gewöhnt, durch den Anblick dieser Flammen an das Gotteslicht wieder erinnert werde, welches von dem Hauch der herrschenden Gewalt erloschen schien; wer wüßte nichts von jenem Johann Huß, der im Jahre 1415 zu Konstanz, von jenem Hieronymus Savonarola, der fünfzehn Jahre vor unsers deutschen Luther's Geburt in Florenz den Scheiterhaufen bestieg? Aber noch kennt unser Volk den Mann nicht, welcher der eigentliche Ahnherr der Reformation genannt zu werden verdient, welcher etwa vierthalb Jahrhunderte vorher, als Luther seine weltgeschichtlich gewordenen 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug, in Italien, in Frankreich, in der Schweiz das Saatkorn der Freiheit ausstreute und die Grundfesten des Papstthums in der Stadt selbst, wo der sogenannte Stuhl des Apostel-

fürsten steht, so gewaltig erschütterte, daß der dreifach gekrönte König der Könige, welcher sich den Knecht der Knechte nannte, schon nahe daran war, wieder zum einfachen Bischof von Rom zu werden. Dieser Mann, dieser eigentliche „Ahnherr der Reformation", einer der größten Geister, einer der erhabensten Charaktere, welche je durch die Weltgeschichte geschritten sind, heißt Arnold von Brescia.

Um die ganze Bedeutung dieses Mannes würdigen zu können, müssen wir uns in die Zeit zurückversetzen, in welcher er auftrat und wirkte!

Es war die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung. Die ganze Entwickelung der europäischen Menschheit bewegte sich damals vorzugsweise in zwei Nationalitäten, in der deutschen und der italiänischen, und um zwei großartige Gewalten, um das römisch-deutsche Kaiserthum und um das Papstthum. Der Kern des Kaiserthums war das deutsche Reich, dessen frei erwähltes Oberhaupt, der König, sich seit dem Anfang des 9. Jahrhunderts, seit den Tagen Karl's des Großen, als den Nachfolger jener alten römischen Kaiser betrachtete, welche alle höchste weltliche Gewalt in sich vereinigt und das Recht auf die Weltherrschaft als ein ausschließlich ihnen zustehendes in Anspruch genommen hatten. Das Papstthum war bekanntlich aus den Ansprüchen des Bischofs von Rom auf den Vorrang vor allen übrigen Bischöfen der christlichen Kirche erwachsen, — er gründete diese Ansprüche auf die theils mißverstandenen, theils geflissentlich mißdeuteten Anreden Jesu an Petrus, welche in der heiligen Schrift enthalten sind. Die weltliche Herrschaft über Land und Leute aber sollte einem Papst angeblich durch Kaiser Konstantin den Großen geschenkt worden sein; doch das ist eine Behauptung, deren Unhaltbarkeit und Unwahrheit längst nachgewiesen worden ist. — Im Laufe der Zeiten hatte sich nun folgendes Verhältniß zwischen dem Kaiserthum und dem Papstthum ausgebildet: der Kaiser, der Besitzer der höchsten welt-

lichen Macht, war der Schutzherr der Kirche; er hatte das Recht den Papst zu erwählen; dagegen hatte der Papst das Recht und die Pflicht, den Kaiser zu krönen und zu salben, und der Kaiser erkannte hinwieder den Bischof von Rom als Nachfolger des Apostels Petrus und als Oberhaupt der Kirche, mithin als den höchsten Vertreter der geistlichen Macht in der Christenheit an. Papst Gregor VII. (welcher in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts lebte) stellte nun folgende Grundsätze auf: „Wie nichts Geistiges sichtbar und erscheinlich ist ohne das Irdische, wie die Seele nicht wirksam ist ohne den Körper, so ist die Religion nicht ohne die Kirche, diese nicht ohne Besitz eines sie sichernden Vermögens; der Geist nährt sich durch's Irdische im Körper; die Kirche also auch nur durch Land und Gut. Daß sie solches erhalte, daß es ihr bleibe und bewahrt werde, ist die Obliegenheit dessen, der das oberste Schwert führt, des Kaisers. Darum sind der Kaiser und die weltlichen Großen nothwendig für die Kirche, die nur ist durch den Papst, wie dieser durch Gott.“ Das war der eine Grundsatz des Papstthums; der andere lautete also: „Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt, wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch die Sonne, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des päpstlichen Stuhles weit größer als die Macht der Throne und der König ist dem Papste unterthan und Gehorsam schuldig. Weil der Papst durch Gott und an Gottes Statt ist, so ist unter ihm Alles; Weltliches und Geistliches gehört vor seinen Richterstuhl. Die Kirche ist der göttliche Richterstuhl und gibt Gott Rechenschaft für die Fehler der Menschen. Kraft der Gewalt der Schlüssel kann sie Kaiser, Könige, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebbte u. s. w. ein- und absetzen. Wer der Kirche dräut, Gewalt anthut, sie bedrängt, ist kein Kind derselben, ist des Teufels, von ihr auszustoßen,

von aller menschlichen Gesellschaft zu entfernen." Dies sind die eigenen Worte des Papstes Gregor VII. und in diesem Geiste handelten denn auch seine Nachfolger. In Folge dieser Grundsätze strebte nun das Papstthum, die höchste weltliche Macht, das Kaiserthum, gänzlich unter seine Herrschaft zu beugen. Dagegen sträubten sich die Kaiser mit aller Energie und so kam denn ein ungeheurer Kampf zwischen dem Kaiserthum und dem Papstthum um die Erringung der Alleinherrschaft zum Ausbruch. Die zweite Folge jener Grundsätze war die gänzliche Erstickung der Willensfreiheit, welche von der Kirche als Verbrechen bezeichnet wurde, und die Erhebung eines blinden Glaubens und blinden Gehorsams zur höchsten Tugend und zum größten Verdienst des Menschen, also die geistige und religiöse Verknechtung der Christenheit. Die dritte Folge, welche aus dem Grundsatz entsprang, daß der Kirche — Vermögen, Land und Leute gehöre, war, daß die Kirche sich durchaus verweltlichte, daß Habsucht und Herrschsucht alle ihre geistlichen Glieder immer mehr und mehr durchdrangen, und daß damit auch eine tiefe Entsittlichung der Priesterschaft immer weiter um sich griff, zumal da die Kirche keinem Laien Rechenschaft zu geben, sich für kein Verbrechen vor einer weltlichen Gerichtsbarkeit zu verantworten brauchte. Diese Sittenlosigkeit der Priesterschaft, diese Verderbtheit der Kirche war vor allen Augen offenkundig. Edlere Gemüther waren vom bittersten Schmerz darüber durchdrungen; die ganze Christenheit fühlte die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung und Reinigung der Kirche an Haupt und Gliedern. Aber während Kaiser und Päpste um den Alleinbesitz der Weltherrschaft stritten, war Niemand kühn genug, das Uebel an der Wurzel anzufassen; Niemand wagte es, der Kirche den angemaßten Besitz des weltlichen Gutes wieder abzuzwingen, die Glaubenssätze, durch welche sie die ursprüngliche Lehre Jesu entstellt hatte, in ihrem Widerspruch mit dieser darzustellen, und dem von ihr aufgestellten Gebot des

blinden Glaubens das von Gott verliehene Recht der Vernunft zur Forschung im Wissen, dem von ihr aufgestellten Gebot des blinden Gehorsams das ursprüngliche Recht der Willensfreiheit gegenüber zu stellen, welches Gott in jedes Menschenherz gepflanzt.

Alles dies wagte Arnold von Brescia.

In der lombardischen Stadt Brescia erblickte Arnold das Licht der Welt. Unbekannt ist das Jahr seiner Geburt; doch läßt sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er zu Anfang des 12. Jahrhunderts geboren worden ist. Eben so ist jede Nachricht über seine Aeltern und über die Geschichte seiner Jugend, seiner ersten Bildung ganz und gar verloren gegangen. Alles, was er selbst, so wie Alles, was Zeitgenossen über ihn niedergeschrieben, hat der flammende Zorn seiner Feinde verzehrt, noch bevor derselbe das Leben des Mannes erreichte und umschlang und vertilgte. Bei solchem Mangel aller Nachrichten über Arnold's geistiges Heranwachsen, tritt uns seine Gestalt aus dem Dunkel der Zeiten hervor bereits in ihrer Vollendung entgegen, als wäre dieser Charakter in voller Größe und Kühnheit gleich fertig hervorgeschritten aus der geheimnißvollen Werkstätte des Weltgeistes. Keine Kunde ist uns denn auch überblieben, aus der unsere Einbildungskraft sich ein Bild seiner Züge zusammensetzen könnte; nichts haben wir über ihn, als die Ueberlieferungen seiner ergrimmten Feinde, die ihn schmähen, die Alles, was er that, in den Staub ziehen wollten. Aber eben sie sind die unverdächtigsten Zeugen aller Züge seines geistigen Bildes. In ihren Verdammungsurtheilen liest das 19. Jahrhundert den vollen Werth, — in ihren entstellenden Schilderungen erkennt es die ganze Größe des Mannes, der seiner Zeit weitvorausschritt.

Wir dürfen aus der Kenntniß der damaligen Zustände wenigstens mit Bestimmtheit auf die Eindrücke schließen, unter welchen seine Jugendbildung reifte. Da-

mals rangen Brescia und die anderen lombardischen Städte mit hohem Muth um ihre Selbstständigkeit. O gewiß hat die kräftige Lebensluft der Freiheit, welche damals Brescia, so wie die andern lombardischen Städte umrauschte, Arnold's junge Brust erweitert, gewiß hat sie alle Kräfte seiner Seele erstarken gemacht, daß sie sich für ein einziges, höchstes und heiligstes Ziel ertüchtigten. Gewiß hat er schon früh das junge strebende Herz voller Ahnungen dem ernsten keuschen Munde der Geschichte aufgeschlossen, gewiß hat sie ihm, wenn er aus dem Drange der schaffenden Gegenwart in die Vergangenheit zurückblickte, das Urbild des Freistaats enthüllt, und wie dieses Urbild in vollendeter Schönheit und erhabener Herrlichkeit seiner Seele einmal aufgegangen war, trieb ihn die mächtige Thatkraft, die ihn erfüllte, dazu hin, dasselbe auch zu verwirklichen.

Die eigentliche Weihe für die hohe Aufgabe seines Daseins erhielt Arnold aber erst durch seine Bekanntschaft mit dem großen Denker Peter Abälard, dem gelehrtesten Manne seiner Zeit. Alle Keime seiner geschichtlichen Bestimmung, die in ihm schlummerten, wurden erst durch den heiligen Odem der Freundschaft zur Blüte aufgeschlossen. Das ist das große göttliche Geheimniß der vollkommensten Menschenerziehung und Menschenvollendung: die Freundschaft, daß der Einzelmensch völlig aufzugehen scheint in der zweiten Natur, die ihm plötzlich, wie etwas Längstbestimmtes, entgegentritt; er gibt sich ihr hin mit allem, was er hat, und er empfängt sich selbst aus ihr ganz und vollkommen wieder; erst durch solch ein Hingeben an sie, durch solch ein Aufgehen in ihr erringt er seine eigene Selbstständigkeit, geläutert und schöner, als eine Gabe jener höheren Macht, deren wirkende Gesetze er im Schlag des Freundesherzens und im Klopfen seiner eigenen Pulse fühlt. Nichts besticht ihn dabei, was der Erde angehört, nicht der Zauber des anderen Geschlechtes mit dem flüchtigen Schimmer der Schönheit, nichts, was eine gemeine Begierde anspannen und fesseln kann; nur das gemeinsame Höchste der Geister-

welt macht zwei Geister sich ebenbürtig und vereinigt sie in der reinsten und heiligsten Verbrüderung, daß einer im andern sich selbst vollendet wieder findet.

Und welch einen Geist erkannte Arnold von Brescia in Peter Abälard! Peter Abälard, geb. 1079 zu Palais, acht Stunden von Nantes, hatte ein vielbewegtes, wechselvolles Leben dem Dienste des Geistes gewidmet, und die süßeste Liebe war ihm die Quelle der herbsten Qual, namenloses Elend war ihm zur Feuerprobe der Liebe, dieses aber war ihm der Rückweg zum Dienste des Geistes geworden. Mit erbitterten Feinden kämpfend, welche selbst das furchtbare Unglück nicht versöhnte, das ihn getroffen, hatte sich Peter Abälard in eine stille Einsamkeit der Diözese Troyes geflüchtet, um dort als Waldbruder zu leben. Aber kaum stand das ärmliche Bethaus, das er sich aus Schilf und Rohr erbaut, fertig da, — siehe da kamen seine Schüler, die das Geheimniß seiner Freistätte erfahren hatten, von weit und breit in die Wildniß gezogen, um aus dem Munde des geliebten Lehrers, dessen Ruhm die Welt erfüllte, die Offenbarung des Geistes zu vernehmen. Und alsbald erbauten sie ein größeres Bethaus und der Meister weihte es dem heiligen Geist, den verheißenen Tröster; und so nannte er es denn auch „Paraklet“. Hier in des Paraklets Einsamkeit, bis zu welcher die Stürme der Welt nicht drangen, wo der vielgeprüfte Meister in dem Geiste, „der da in alle Wahrheit leitet“, den Trost für alles Verlorne, wo er einen wahrhaft heiligen Gottesfrieden fand, — hier saß auch Arnold von Brescia zu Füßen des kühnen Denkers, in welchem er nicht blos den Lehrer, sondern auch den Freund gefunden hatte; hier horchte er auf Abälard's Worte, und eine neue, lichtere, schönere Welt entschleierte sich immer heller vor seines Geistes Blicken. Denn Abälard hatte den tiefinneren Zusammenhang des Menschen mit der Gottheit wieder gefunden; kühn hatte er dem ersteren das Recht wieder erobert, das, was ihm göttlich, die Vernunft, auch als etwas Göttliches zu behaupten und siegreich hob

er die Jahrhunderte lange blind verläugnete Willensfreiheit auf den Thron der sittlichen Weltordnung, welchen bisher die Kirche, als höchste, untrügliche, unantastbare Macht eingenommen, von welchem aus sie ihre Glaubenssätze als Reichsgesetze in alle Welt hinausgerufen hatte. So wirkte der verfolgte, unglückliche Abälard, als gefährlichster Feind der römischen Kirche in des Paraklets Einsamkeit. Wie sehr die Kirche vor ihm zitterte, bewies der Grimm ihres Vertheidigers, des Abbtes Bernhard's v. Clairvaux, welcher mit unermüdlichem Eifer alles aufbot, um den großen Gegner zu verderben. Aber auch die hohe Bedeutung Arnold's von Brescia erkannte Bernhard v. Clairvaux frühzeitig, und so klagte er nicht blos den Meister sondern auch den Schüler und Freund an.

Bernhard von Clairvaux (welcher nach seinem Tode heilig gesprochen wurde) war unstreitig ein in seiner Zeit bedeutungsvoller Mann, ein Mann, dem es Ernst war um eine sittliche Wiedergeburt der völlig verweltlichten und verderbten Kirche, der sie — freilich von seinem Standpunkte aus — läutern und zu neuer Schönheit und Herrlichkeit wiederherstellen wollte. Fassen wir ihn daher schärfer in's Auge! Sehen wir, wie Bernhard von Clairvaux von seinem Standpunkte aus gerade ein so erbitterter Gegner Abälard's und Arnold's von Brescia werden mußte, wie er's wirklich war! Bernhard, Abbt von Clairvaux, glaubte: das Heil, dessen die Kirche bedurfte, könne und müsse innerhalb derselben gesucht und errungen werden; die Erhaltung des ganzen künstlichen Gebäudes der Kirche, mit allen Stufen, die zum Heiligthum führten, auf welchem die Gottheit — in ihrer geheimnißvollen Unendlichkeit und doch sinnlich faßbar, ja der unmittelbarsten Aneignung erreichbar, thronte, — die Erhaltung der geistlichen Weltherrschaft, mit Rom als ihrem Mittelpunkt, — das war ihm die Aufgabe seines Lebens. Ihm war das Reich Gottes ein wunderbarer Garten, der sein Lebenswasser erhielt aus dem Bronnen Christi, wel-

cher unversiegbar aus dem Fels der römischen Kirche sprudelte; dies Reich Gottes sollte ihm im frischen Lenze erblühen. Darum galt es nach seiner Ansicht: die Gräben, in welchen sich die Wasser vertheilten, vom angehäuften Schlamme zu reinigen, alle fremdartigen Pflanzen auszujäten, den Samen neuer Blumen auszustreuen. Jene Reinigung betraf nun nach seiner Ansicht die Sitten der Geistlichkeit, diese Aussaat — die Gründung neuer Klöster nach strenger Regel, — die Ausjätung endlich betraf alle jene Lehren, welche von dem in der römischen Kirche herrschend gewordenen Lehrsystem abwichen, und — alle Menschen, welche solche Lehren vortrugen und verbreiteten! So faßte Bernhard von Clairvaux seine Aufgabe praktisch an, und da das Gefühl der Unzulänglichkeit des vorhandenen Kirchenzustandes, das Gefühl der Nothwendigkeit einer Kirchenreinigung die Gemüther in überwiegender Mehrzahl ergriffen hatte, da das ganze Zeitalter von dem gewaltigen Drange bewegt wurde, Gott zu suchen, ihn überall leibhaft, in der Hostie, in Rom, über Rom hinaus, im heiligen Lande, in der Verzückung wahrnehmbar zu suchen, so ist's begreiflich, daß Bernhard von Clairvaux, in dessen Seele sich gleichsam die ganze Richtung seines Zeitalters abspiegelte, — bei den verschiedenen Arten von Thätigkeit, worin seine imposante Persönlichkeit vor der gläubigen Christenheit auftrat, nämlich als Sittenreformator, als Klosterstifter, als Kreuzzugprediger und als Ketzerverfolger, — die Gemüther überwältigen mußte.

Dies war also der Mann, welcher dem großen Denker Peter Abälard mit aller unversöhnlicher Strenge entgegentrat, sowie er sich überzeugte, daß der letztere durch die Erhebung der Willensfreiheit auf den Thron der Weltordnung die bisherige Weltherrschaft der römischen Kirche an den Wurzeln bedrohte. Und ebenso wie Bernhard von Clairvaux Abälard aus Grundsatz zu vernichten strebte, ebenso trachtete er auch mit gleich unermüdlichem Eifer, Arnold von

Brescia unschädlich zu machen, so wie er einmal erkannt hatte, daß Abälard's Weltbefreiungs-Gedanken in Arnold's Brust Wurzel gefaßt hatten, ja daß Arnold von Brescia dieselben aus der dumpfen Enge der Hörsäle in's Leben der Völker hinaustrug, daß Arnold sie praktisch verwirklichte, daß er sein ganzes Dasein aufwandte, um durch die Durchführung derselben die Weltherrschaft der römischen Kirche zuerst in der Meinung der Völker wankend zu machen und dann auch thatsächlich zu stürzen.

Nicht leicht läßt sich nun die geistige Höhe beider Männer, Abälard's und Arnold's von Brescia, ihre über alle einseitigen und beschränkten Kirchenlehren, über alle ausschließenden und verdammenden Kirchensatzungen erhabene Auffassung der Religion überhaupt und des Christenthums insbesondere klarer erkennen, als eben aus der verketzernden Anklage Bernhard's. Hören wir denn dessen eigene Worte über Peter Abälard und Arnold von Brescia! „Peter Abälard" (so redet sein Ankläger Bernhard*) „will das Verdienst des christlichen Glaubens schwächen, wenn er Gott ganz mit menschlicher Vernunft zu begreifen behauptet; . . nichts sieht er durch den Spiegel oder im Gleichniß, sondern er schaut von Angesicht zu Angesicht. . . Er will nicht glauben, was er nicht begreift; alles maßt der menschliche Geist sich an, und dem Glauben bleibt nichts übrig;" (jenem blinden Glauben nämlich, wie ihn die römische Kirche erforderte, der den blinden Gehorsam bedingte.) „Wenn er von der Trinität redet, erinnert er an Arius, wenn er von der Gnade redet, an Pelagius, wenn er von der Person Christi redet, an Nestorius; über die Sakramente der Kirche wird nicht gläubig, über das Geheimniß der Dreieinigkeit nicht mit Einfalt und Salbung geredet; Alles

---

*) Ich entnehme die Zusammenstellung aus M. Carriere's trefflicher Schrift „Abälard und Heloise" (Gießen 1844) S. L XXIII u. ff.

wird verkehrt und gegen das Herkommen verhandelt." Gegen das Herkommen; ja das war freilich in den Augen der Kirche das größte Verbrechen Abälard's, denn das „Herkommen" war ja ihre einzige Grundfeste. Weiter schildert Bernhard die beiden Männer, die er so gern als ruchlose verdächtigen und dem Verderben überliefern will, also: „Es tritt hervor Goliath (d. i. Abälard) hochragenden Leibes, geschmückt mit seiner edlen Waffenrüstung, und vor ihm her schreitet sein Waffenträger Arnold von Brescia. Schuppe fügt sich an Schuppe und keine Oeffnung ist zu finden. Es summte die Biene in Frankreich, die Biene in Italien, und sie kamen zusammen gegen Gott den Herrn und gegen Christus" (d. h. das Papstthum) „Sie haben den Bogen gespannt, haben die Pfeile im Köcher bereit, um die zu schießen, die rechtes Herzens sind" (nämlich die Hierarchie). — Vergleichen wir nun mit diesen Worten des Anklägers nachfolgende Stellen aus Abälard's Schriften, welche als „Samen für die Bestrebungen Arnold's von Brescia" gelten können. „Die alten Weisen" (sagt Abälard) „ordneten den Staat so, daß seine Lenker nur Verwalter des Gemeindewesens hießen und schon damals ein Bild apostolischen Lebens auf Erden war; denn das ist der wahre Staat, dessen Verwaltung für's allgemeine Beste geführt wird. — Damit aber die Herrscher das Volk werth halten und erkennen, daß sie ihm mehr in Liebe beistehen, als zum Verderben vorstehen sollen, und sich eher für Diener als für Herrn achten, haben die Philosophen Männer dargestellt, die für die Freiheit des Vaterlandes Kampf und Tod nicht scheuten, der ewigen Seligkeit gewiß. . . . Das aber sollen die weltlichen Mächte und Gewalten merken, daß ihnen die Unterthanen keinen Gehorsam schuldig sind, wenn sie ihnen etwas befehlen, was Gott verbeut, wenn jene auch durch Huldigung und Eid sich dazu verpflichtet haben." Und hiermit war denn, in weiterer

Folgerichtigkeit, auch auf das Papstthum in seiner Verweltlichung der Grundsatz anzuwenden, dessen es sich gegen die weltliche Macht bediente; derselbe Grundsatz, der von der geistlichen Herrschsucht zur Vernichtung der weltlichen Macht aufgestellt wurde, wurde nun von dem Geist als Waffe zur Erringung seiner Freiheit wider die Hierarchie gebraucht.

Gerüstet mit dieser Waffe und den Entschluß im Herzen tragend, die große Errungenschaft des Geistes, die er von seinem Freunde Abälard gewonnen, zu verwirklichen, verließ Arnold von Brescia — wahrscheinlich im Jahre 1128 — Abälard's einsame Stiftung „Paraklet" und wanderte durch die Thäler der Waldenser seiner Heimath zu.

Bei den Waldenser-Gemeinden fand er nun jene Freiheit des Willens, welche Abälard theoretisch bewiesen, bereits praktisch verwirklicht in ihrer Unabhängigkeit von Rom und in der urchristlichen freien Gemeinde-Verfassung. Auch die Gemeinden einer anderen gegenpäpstlichen Kirchengesellschaft, der Katharer, lernte er kennen, und er nährte sein Herz an dem guten Kern, den er aus manchen wirklichen und noch mehren ihnen angedichteten schlechten Schalen herausfand; zu jenem gehörte zunächst die Selbstständigkeit von allem kirchlichen Monarchismus und die Läugnung einer Brodverwandlung beim Abendmahle. Dagegen klebte den Katharern doch bei weitem mehr Sektenartiges an, als den Waldensern, in deren Wesen durchaus die Idee des allgemeinen Priesterthums vorherrschte, während die Katharer (ein Gesammtname, unter welchem verschiedene von einander abweichende Richtungen begriffen waren) den Gegensatz von Priesterthum und Laienschaft in der Form des Unterschiedes zwischen sogenannten „Wissenden" und „Nichtwissenden" festhielten. Wie dem auch war, — welches rege Leben und Streben, welches mächtige Ineinanderwirken der Nationalitäten, welches wundersame Ausschlagen ihrer Triebe aus den von Wust fast verborgenen Stämmen erkennen wir bei

diesen Sekten, welche sich von der geistlichen Weltherrschaft Roms losgesagt hatten, und welche die Freiheit, damit sie Christus befreit, eben auch in der bürgerlichen Verfassung des Gemeindelebens zu verwirklichen suchten! Wie verschiedenartig auch die Besonderungen sich gestalteten, und ob Arnold nicht überall die klare und hohe Erkenntniß des Christenthums wiederfand, welche ihm selbst aufgegangen war, — überall wehte ihm doch der reformatorische Geist in geschehenen Thaten entgegen.

Als Arnold in seiner Vaterstadt Brescia angekommen war, war seine Seele einzig und allein von dem Entschluß erfüllt, den Samen der religiösen und politischen Freiheit, die er als ewigen Kern des Christenthums erkannt hatte, in Brescia sowohl, als auch an andern Orten Italiens auszustreuen. Um diesen Entschluß aber mit Erfolg aus- und durchführen zu können, blieb ihm nichts anders übrig, als — das Mönchsgewand anzuziehen. Nur als Mönch hatte er ja die Freiheit, zu predigen. So ward er denn zum Mönch und nahm das Amt eines Lektors an. Und nun begann er seine Wirksamkeit als Mann des Volks. Nun verkündigte der geringe Mönch Arnold von der Kanzel, auf offenem Markt, auf freiem Felde, in seiner Vaterstadt, in der Umgegend, in vielen Orten Lombardiens, aus der Fülle eines Herzens, welches allen Jammer der geknechteten Menschheit empfand, aus der Fülle eines Geistes, vor dessen Blicken die Zukunft offen lag, das uralte Evangelium Jesu Christi wieder als die frohe Botschaft der Freiheit. Entzückt und begeistert lauschte das Volk dem großen Manne, „dessen Zunge" (wie sein Feind Bernhard bekennt) „ein scharfes Schwert war, dessen Rede glatt wie Oel, süß lockend, aber auch Pfeile, dessen Worte Honig waren und doch die Kraft hatten, zu schaden," nämlich der Hierarchie. Denn vom Papste bis zum geringsten Mönch herab keinen schonend, eiferte Arnold gegen das gränzenlose Sittenverderbniß der Geistlichkeit und gab es der Verachtung des Volkes Preis; der Päpste

Pracht, der Aebbte Ueppigkeit, der Mönche Hochmuth, all' die Verweichlichung und Völlerei, all' die unerlaubten Scherze, all' die Fleischeslüsternheit, die sich die Klerisei, vornehm und gering, zu Schulden kommen ließ, und die sein reines Herz mit Entrüstung erfüllte, enthüllte und verdammte er. Er wußte, wie sehr diese Sittenverderbtheit der Geistlichkeit auch auf die Laienwelt, auf das Volk zurückwirkte; ihm war es klar, daß ein Volk, welches *sittlich* und *religiös unfrei* ist, auch zur *Erringung der bürgerlichen Freiheit noch unfähig* ist; wie ja die Freiheit, die nur die Wahrheit ist, blos *eine* ist, wie es keine wahrhafte bürgerliche Freiheit geben, wie keine solche — auch bei der besten Verfassung — bestehen kann, wo das Volk nicht geistig und sittlich und religiös mündig ist! Deßhalb öffnete er, von der Entrüstung seines eigenen religiös-sittlichen Gefühls getrieben, dem Volke die Augen über die Verworfenheit *derjenigen*, welche es unter dem Vorwande beherrschten, daß sie durch Gottes besondere Gnade heilig seien, also, daß das Volk ihre Gebote für göttliche halten sollte; deßhalb legte er die Hand scharf an's *Herz* des Volks und fühlte ihm den Puls, und vertraute darauf, daß er das im *Volk* von Anfang her lebende und durch die Geistlichkeit blos in Schlummer gewiegte Sittlichkeitsgefühl wieder erwecken können werde. Er zeigte dem Volk, daß die Unsittlichkeit an und für sich verabscheuenswerth sei, gleichviel, ob sie an Geistlichen oder an Laien hafte; er zeigte dem Volk, indem er es die Unsittlichkeit auch an den für heilig gehaltenen Geistlichen verabscheuen lehrte, daß auch *diese* nur *Menschen* und zwar nichts weniger als achtungswürdige seien, daß mithin ihre vermeintliche höhere Gewalt, wodurch sie die Freiheit unterdrückten, nur eine Einbildung sei. Aber er ging nun auch weiter; er drang tief in die Ursachen ein, aus welchen die Verderbtheit der Geistlichen entsprang; da kam er denn auf die naturwidrige Verweltlichung der Kirche. Dem Baum die Axt an den Stamm setzend, that *Arnold* kühn den offenen Ausruf: „Soll

der Papst wirklich Christi Nachfolger sein, dann muß er von seinem Throne niedersteigen, die Geistlichen (so bewies er ferner) müßten alles Eigenthum, die Bischöfe müßten alle Regalien (Städte und Burgen, Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften, Vogteien und Gerichtsbarkeiten, Münze, Zoll und Handel und Kriegsmannschaft), die Mönche müßten jeden weltlichen Besitz von sich thun; dies Alles gehöret der weltlichen Macht und ist den Volksmännern zur Verwaltung zu übergeben. So predigte Arnold in kraftvollster Weise gegen die Verderbtheit der Geistlichkeit und schilderte den unteren Ständen die Nothwendigkeit einer völligen Entweltlichung der Kirche. Bei diesem Kampfe gegen die Weltmacht der Hierarchie hatte er die trefflichste Bundesgenossin in seiner eigenen Sittenreinheit. Sie gab das schlagendste Gegenstück zu jener Verderbtheit, welche er in ihrer ganzen Abscheulichkeit schilderte. Und so unantastbar war die Unbescholtenheit seines Wandels, daß er auch seine ergrimmtesten Feinde, wie Bernhard von Clairvaux, zur Anerkennung desselben zwang.

Nicht minder aber, wie durch jene Aufforderung zur Abschüttelung der priesterlichen Monarchie und zur Herstellung der freien Gemeindeverfassung, bedrohte Arnold die Hierarchie in ihrem Lebensnerv auch durch die Erschütterung jener Glaubenssätze, welchen sie ihr übermenschliches Ansehen als geheimnißvoll erkorene Vermittlerin zwischen Gottheit und Menschheit, und somit die geheimsten Fäden des Netzes ihrer Herrschaft verdankte, das sie über die Gläubigen ausgeworfen hatte. Hierher gehörte denn seine von der kirchlichen abweichende Abendmahlslehre; er bestritt, daß der Priester die Fähigkeit habe, Brod und Wein in Fleisch und Blut zu verwandeln und die Gottheit in diesen beiden Gestalten alltäglich neu zu erschaffen; er verwarf auch die Wassertaufe ohne die Feuertaufe des heiligen Geistes; eine Verwerfung, welche aus dem Grundsatze von der Willensfreiheit nothwendig hervorging. Die Ge=

schichte stand seiner vernunftgemäßen Auffassung zur Seite. Waren ja doch viele Jahrhunderte vergangen, bis sich die Annahme, daß Brod und Wein sich durch priesterliche Weihe in Fleisch und Blut verwandeln könne, als Glaubenssatz geltend machen konnte! Wenn nun die uralte, einfache, menschlich-schöne und tief ergreifende Bedeutung des Abendmahles als bloßes Leibesmahl neuerdings im Bewußtsein des Volks Platz griff, — wenn die gotteslästerliche Vorstellung, daß Christus, als Gott aus Gott, daß also der Ewige sich durch die Konsekration von Priesterhänden, jeden Tag als Kreatur sinnlich neu erschaffen lasse, wieder verschwand, was ward dann aus jener furchtbaren Stellung des Priesters, welcher die Geheimnisse Gottes in der Hand hielt? Dann vermochte er nicht länger die armen Menschen zu dem Wahn zu knechten, ihn als Stellvertreter, ja als Verkörperer Gottes zu verehren; und war dieser Wahn dahin, dann hatte das Volk wohl auch den Muth, sein eigenes Besitzthum, das weltliche Gut, welches die Geistlichkeit allmählig an sich gezogen, heimzufordern und das allgemeine Priesterthum, wie es im neuen Testament als Aufgabe der Christenheit verkündigt worden, endlich zur Wahrheit zu machen. So, lieben deutsche Landsleute, hingen denn bei Arnold von Brescia der Kampf gegen die Verweltlichung der Kirche und der Kampf gegen die in der Kirche aufgekommenen Glaubenssätze auf's Innigste zusammen. Beide hatten ein und dasselbe Ziel: die Freiheit, die christlich-evangelische Freiheit, und zwar die volle und ganze.

Die Aufnahme, welche Arnold's von Brescia Lehre bei'm Volke fand, war so tief eingreifend, sein Einfluß war in so rascher Zunahme und Ausbreitung, daß der Bischof und die Geistlichkeit von Brescia sich schon im Jahre 1139 genöthigt sahen, die Hülfe des damals in Rom versammelten (zweiten) lateranischen Conciliums anzurufen. Dieses verurtheilte denn den Reformator zum Schweigen und verbannte ihn aus Italien.

Aus dem Vaterlande flüchtig, wandte sich nun Arnold wieder zu seinem Freunde Abälard, welcher im Entscheidungskampfe, den er mit Bernhard von Clairvaux durchzumachen hatte, eines so rüstigen Genossen wie Arnold wahrlich bedurfte. Im Vertrauen auf die Siegeskraft des Geistes erbot sich Abälard, auf der von Geistlichen und weltlichen Fürsten zahlreich besuchten Synode zu Sens (im Jahre 1140), seine Lehre gegen Bernhard von Clairvaux zu vertheidigen. Dieser fühlte wohl seine Schwäche im dialektischen Kampfe und übte nun all' seinen ungemeinen Einfluß, um seinen überlegenen Gegner vor dem Beginne des Kampfes zu vernichten. Folgendes war das Mittel, dessen er sich hierzu bediente. Er stellte einzelne Lehrsätze Abälard's, aus dem Zusammenhange gerissen, aber auch andere, welche gar nicht von ihm herrührten, den Aussprüchen der Kirchenväter gegenüber und stempelte dann jenes Machwerk, als angeblichen Auszug aus Abälard's Schriften, mit dem kirchlichen Brandmal „Ketzerei"; er sprach somit in seinem Feuereifer eigenmächtig und einseitig ein Urtheil früher, als die Untersuchung stattgefunden; diesem Kriegsplane getreu forderte er das Volk zum Gebet für die Bekehrung Abälard's auf. Dieser aber sah nun, daß die Versammlung, vor welcher er sein gutes Recht beweisen wollte, ihm keinen ebenbürtigen Kämpfer entgegenstellen könne, daß sie vorneweg gegen ihn eingenommen war. Er fand es unter seiner Würde, das Machwerk, das man für ein Verzeichniß seiner Lehrsätze ausgab, bis zu Ende zu hören, verließ die Synode und ergriff sofort Berufung an den apostolischen Stuhl. Da verdoppelte Bernhard von Clairvaux seine Anstrengungen zur Vernichtung des Gefürchteten. Mit dem rastlosesten Eifer verfolgte er ihn allüberall hin, wo sich nur irgend vermuthen ließ, daß er eine Freistätte, daß er wenigstens eine unparteiische Beurtheilung und Prüfung finden würde. Bernhard's glühende Leidenschaftlichkeit wurde nicht müde, den untadelhaften Mann bei allen seinen Freun-

den zu verdächtigen und zu verläumden. So schrieb er dem Papst, indem er ihn grade zur Vertilgung Abälard's und Arnold's von Brescia aufforderte: „Fange die Füchse, die den Weinberg des Herrn zerstören, so lange sie noch klein sind; — doch, schon sind sie nicht mehr so klein und wenig, vielmehr erwachsen; nur deine starke Hand vermag sie auszurotten. . . . . Es wird eine neue Grundlage des Christenthums gebaut. Der Magister Peter und Arnold, von dessen ansteckender Pest ihr Italien gereinigt, haben sich wider den Herrn und seinen Geist zusammengethan. Wie Schuppe an Schuppe sind sie eng verbunden. . . Wir entrannen dem Brüllen Peters des Löwen, welcher Simon Peters Stuhl eingenommen; da stießen wir auf den Drachen Peter, der wider Simon Petrus Glauben streitet. Du, o Gott, aber wirst den Drachen wie den Löwen zertreten, und du, geliebtester Vater, säume nicht länger zu helfen, der Vertheidigung der Kirche Christi gedenkend, umgürte dich mit dem Schwert!"

Die Einwirkung Bernhard's auf den Papst und die Kardinäle blieb denn auch nicht ohne Erfolg, der Erstere verdammte, in Uebereinstimmung mit den Letzteren, sowohl die ihm angegebenen Sätze Abälard's als auch diesen selbst, er gebot ihm immerwährendes Stillschweigen und exkommunicirte alle Anhänger und Vertheidiger seiner Lehre.

Der Papst, dessen ganze Existenz lediglich auf der Grundlage eines blinden Glaubens und unverbrüchlichen Gehorsams der Christenheit beruhte, konnte gar nicht anders als die Lehre der Geistes- und Willensfreiheit verdammen. Wohl mochte er nun dem halb zu Tode gemarterten Abälard Stillschweigen gebieten; aber schwieriger, war's die tausend lauten Stimmen zu beschwichtigen, welche seine Freunde und Schüler, vor allen der in der Fülle der Mannskraft stehende Arnold von Brescia, im Volke erweckt hatten. Die hohe Bedeutung gerade dieses Mannes trat allen Gegnern der Freiheit jetzt neuerdings mehr als je vor's

Auge und so wendeten sie jetzt die schärfsten Waffen auf sein Haupt. Die Bischöfe erhielten am 16. Juli 1140 von Papst Innocenz II., welcher dem gewaltigen Bernhard, ebenso sehr persönlich verpflichtet war, als er sich vor ihm fürchtete, den Befehl, den Peter Abälard und den Arnold von Brescia, „Urheber einer ketzerischen Lehre und Bekämpfer des katholischen Glaubens", in Klöstern, (jedoch nicht zusammen, sondern jeden gesondert) einkerkern und ihre Schriften verbrennen zu lassen. Das letztere geschah; der Wunsch jedoch, beide Männer in sicheren Gewahrsam zu bringen, ward vereitelt. Als die beiden Freunde die Unmöglichkeit einsahen, den Kampf des Geistes auf einem Wahlplatz, der ihnen zur Löwengrube gemacht worden, auszufechten, als sie sich überzeugten, daß inmitten einer Ueberzahl von Feinden, welche nicht mit Gründen zu fechten verstanden und deßhalb nur durch Vernichtung ihrer großen Gegner zu siegen hofften, daß inmitten einer zur Ketzervertilgung aufgewiegelten Volksmenge das Leben auf dem Spiele stand, da dachte jeder an die eigene Rettung auf besondern Wegen. Und wahrlich: Arnold von Brescia that wohl daran, sein Leben für künftige Thaten hoch genug anzuschlagen, als daß es ihm für die Krone eines nutzlosen Märtyrthums feil gewesen wäre. Die beiden großen Männer trennten sich also damals; sie sahen sich nie wieder. Abälard hatte in der Sicherheit eines reinen und edlen Gemüthes sich auf den Weg nach Rom gemacht, um dort seine Sache persönlich zu betreiben; er war aber auf der Reise dahin nur bis Clügny gekommen, wo er bei dem Abbt Peter eine Freistätte fand. Der vielgeprüfte Dulder fügte sich, mit gebrochener Kraft, endlich einer Versöhnung mit seinem Todfeinde Bernhard von Clairvaux und verzichtete auf den Kampf mit der Orthodoxie. Er starb am 21. April 1143 im Kloster St. Marcellin bei Chalons.

Arnold von Brescia hatte sich von der Synode zu Sens vor den Nachstellungen seiner Feinde zunächst unter den Schutz des Kardinallegaten Guido de Ca=

stello geflüchtet, welcher ihm eine Freistätte in Frankreich sicherte. Kaum hatte jedoch Bernhard von Clairvaux davon Kunde erhalten, als er den Kardinallegaten durch einen Drohbrief aufforderte, dem Manne, den zu begünstigen eben soviel heiße, als sich gegen den Papst, ja gegen Gott selbst aufzulehnen, diesem Manne den bisher gewährten Schutz aufzukündigen, wenn nicht er selbst in den Verdacht der Betheiligung an der ketzerischen Lehre fallen wolle. Wenn Arnold als sein Haus- und Zimmer-Genosse dem Volke seine verkehrten Lehren mit Sicherheit einpflanze, wer würde es denn wagen, ihm zu widersprechen? Um der Selbsterhaltung willen entließ nun Guido de Castello seinen Schützling und dieser flüchtete nach Deutschland zu dem Bischof von Konstanz, Hermann von Arbon. Diesem schrieb Bernhard, unermüdlich in seinem Verfolgungseifer: „Als ein Freund des Heilands werdet ihr Arnold von Brescia lieber binden als fliehen lassen, damit er nicht umherlaufe und umsomehr schade;... wenn die Schrift ermahnt: kleine Füchse, welche den Weinberg plündern, zu fangen, wie viel mehr muß ein großer und wilder Wolf gebunden werden, damit er nicht in die Heerde Christi einbreche und die Schafe zerfleische und verderbe.“ Bischof Hermann entsprach nun freilich der Aufforderung Bernhard's: Arnold von Brescia zu verhaften, nicht; um jedoch nicht selbst in die äußerste Gefahr zu kommen, bestimmte er seinen Schützling, Konstanz zu verlassen. Einem Aufenthalt desselben im Konstanzer Sprengel setzte er indessen kein Hinderniß entgegen, und nun begab sich Arnold nach Zürich.

Da begann er nun unter dem angenommenen Namen Leemann lebend, seine Wirksamkeit für unser deutsches Geschlecht. Seiner Seele Odem fachte jedes edle Gefühl für Freiheit, jeden Funken des Wahrheitsdranges, der in deutschen Herzen schlummerte und von der Hierarchie theils schon erstickt war, theils noch erstickt werden sollte, zur hellen Flamme an. „Er unterstund“ (so sagt ein viel späterer Schweizer, Tschudi, in

treuherziger heimischer Mundart,) „er unterstund, das gemeine Volk anzuhetzen wider die Geistlichen, und insbesonders wider die München, denen er grimm Feind war. Dem gemeinen Mann, so gern nüws hört, konnt er sunters wol liebkosen und mit sinem Wolreden, das ungelehrt Pöbel betriegen", d. h. er öffnete dem Volke, das so lange von der Hierarchie im Dunkel umhergeführt worden war, die Augen, daß es die Lügen durchschaute, die man ihm so lange als Wahrheit gepredigt hatte, daß es seines guten Rechts inne ward, das man ihm trügerisch entwunden. „Er schalt die Prälaten, und insonders redt er dem Papst übel; sprach: Die Pfaffen söltind gar kein eigen Guet haben, die München söltind kein Boden noch eigne Güeter besitzen; den Prälaten gehörind keine Gerichtszwäng; alle zitliche Güeter söllind den weltlichen Fürsten zugehören zu regieren, und dem gemeinen Mann under die Händ geben werden zu bewerben. Den Geistlichen söllind allein gehören die Frucht von Nüwgerüten, die Opfer und die Zehenden, die söllind si allein zur Notdurft ihres Libs und nit zu Muetwillen und fleischliche Begierden, Pracht, Hoffart der Kleidern, unzüchtigen Scherz und Geilheit verwenden. Der Prälaten Pomp, der Aebbten Witschweifen, der München Hofstaat und ärgerliche Wandel verdampt er gar, und was vil wahrhaft, und an ihm selbst, wenn es sunst die Welt hätte wollen sehen und sich warnen lassen." Aber mit diesem Kampf gegen Papstthum und Hierarchie allein war Arnold's Wirksamkeit in der Schweiz nicht abgeschlossen; die Reinigung der fast verschütteten uralten Grundgedanken des Christenthums von allem Aberglauben, von allen Menschensatzungen schloß sich daran. Der eigentliche Kern von Arnold's Werk bestand darin, im Christenthum die reinmenschlichste Religion wiederherzustellen, wie sie's nach der Absicht ihres Stifters war, eine Religion, in welcher der Glaube mit dem Wissen durch die Freiheit des Wil-

lens versöhnt werden sollte. Die ganze Freiheit (religiöse und bürgerliche,) war's, welche Arnold im alten Evangelium des Meisters nachwies, und diese mußte in den deutschen Herzen Anklang finden.

Von Zürich aus verbreitete sich die Lehre des freien Christenthums und der christlichen Freiheit, welche Arnold predigte, rasch und gewaltig in die Nähe und Ferne, nach Schwyz, nach Schwaben und Baiern hinein; und nicht blos die Gemein-Freien wie in den Alpenthälern — sondern auch Adelige und Reiche wurden von dem Geist des einzigen Mannes zu kühnen Entschlüssen bewegt. So erhoben sich die Ersteren festen Muthes zur Vertheidigung ihrer guten Freiheit gegen die Aebbte von Einsiedeln und König und Reich, die Letzteren zur Vertheidigung des Reiches und der Nationalität gegen die weltliche Macht der Kirche. Dieser Geist Arnold's von Brescia beseelte die Schwyzer, als der deutsche König Konrad auf dem Tag zu Straßburg (1144) das ungerechte Urtheil bestättigte; da faßten sie den Beschluß: „Diewil si ein fri Volk und uss friem Willen ire Vordern des Richs Beherrschung angenommen, mit Anbedingung, daß si von jedem Künig oder Keiser bi ir Landlüten, Marchen und altem Harkommen als frie Glieder des Richs söltind beschirmt werden; das nun an inen nit gehalten, sondern das Widerspil jez zum andermal geschehen, so wellind si fürbas mit Gottes Hilf sich selbs beschirmen, und fürbas dem Künig noch dem Rich kein Gehorsame mehr leisten, und bi ir Altvordern Friheit beliben, dem Rich unverpflichtet, si tüeginds dann mit gueten Willen.“ Von diesem Geiste beseelt, verbanden sie sich vier Jahre später, als der Abbt von Einsiedeln sie mit Uebermacht bedrohte, mit Uri und Stans, und alle drei Eidgenossen trotzten zwei Jahre darnach der Reichsacht, welche der König 1151, und dem Kirchenbann, welchen der Bischof von Konstanz über sie verhängte; „die Waldstetten gabend nüzit darumb, und hieltend ire Pfaffen darzue, daß si inen

muestend alle Gottesrecht tuen.“ Vom Geiste Arnold's von Brescia getrieben, erklärte die Ritterschaft in Schwaben und Baiern, auf dem Reichstag zu Ulm (im Jahre 1153): der Kirchenbann habe keine Gültigkeit; sie forderte, daß demselben als solchen durchaus keine Vollstreckung belassen werden dürfe, welche als weltliche Strafe für Verbrechen, oder auch nur als Minderung der bürgerlichen Ehre betrachtet werden könnte; als Grund war dabei angegeben: „es würde sonst das deutsche Reich durch die Umtriebe der Priesterschaft nothwendigerweise zerstört werden.“

Doch wenden wir nun die Blicke von diesen spätern Nachwirkungen, welche den geistigen Einfluß Arnold's von Brescia auf die deutschen Gemüther bezeugen, auf den Reformator selbst, wie er auf italischem Boden begeistert und muthig die Hand an die zwei höchsten Gewalten der abendländischen Christenheit legt!

Noch befand sich Arnold von Brescia in Zürich, als die Freiheitssaat, welche er in Italien ausgestreut hatte, in Rom aufging. Der Gedanke an die frühere längst entschwundene Größe und Herrlichkeit der weltbeherrschenden Stadt begeisterte Adel und Volk von Rom zu dem Entschlusse, die günstige Gelegenheit, welche die augenblickliche Schwäche der Papstmacht darbot, zur Losreißung von derselben, zur Wiederherstellung einer römischen Republik zu benützen. Rasch folgte dem Entschluß die That. Der Adel stellte sich an die Spitze der gegenpäpstlichen Bewegung und begann das Befreiungswerk damit, daß er den Senat als höchste Regierungsbehörde wiedereinsetzte. Vergeblich war's, daß Papst Innocenz die Römer mit dem Banne belastete; die Staatsumwälzung entwickelte sich weiter, und während ein Papst nach dem andern in kurzer Zeit starb (Innocenz II. und Cölestin II. 1143-1144) ward ein Band nach dem andern gelöst, welches die Römer an eine weltliche Herrschaft des Papstes knüpfte; fortan sollte dieser nichts mehr sein, als ein einfacher Bischof

von Rom! Nicht mehr ein Stadtpräfekt, welchen der Papst ernannte, sollte an der Spitze der Verwaltung stehen, sondern ein Patricius von Rom als Vorsitzender des Senats, d. i. der Versammlung, welche den Freistaat vertreten sollte. Der Senat bestand aus 56 Mitgliedern, welche durch 10 Wahlmänner ernannt wurden, und die letzteren wurden wieder von den in 13 Bezirke (Rioni) vertheilten Bürgern gewählt. Zwar wurde die Stadtpräfektur vor der Hand noch nicht völlig verlöscht, doch das Amt des Patricius verdunkelte dieselbe ganz und gar. Dem Patricius sollte nun der Papst sämmtliche Regalien übergeben; was der Papst als einfacher Bischof von Rom, dem blos ein geistliches Amt geworden, zu seinem Unterhalt nothwendig bedürfe, das sollte ihm durch freiwillige Opfergaben der Gläubigen und durch Zehnten werden.

Der Papst befand sich in der größten Gefahr und wendete sich deßhalb an den deutschen König Konrad **III.**, um dessen Hülfe gegen eine Bewegung zu erlangen, welche er von seinem Standpunkte aus als hochverrätherisch betrachtete. Aber auch die republikanische Partei wendete sich an denselben deutschen König und schilderte ihm ihre That als eine That der Treue für ihn, den Papst aber und dessen Anhang lediglich als Anmaßer der dem König der Deutschen gebührenden Rechte; sie gab unumwunden ihren Wunsch kund: dieser Letztere möge in Rom, als in der Stadt, welche das Haupt der Welt sei, seinen Wohnsitz nehmen. Ausdrücklich erklärte die gegenpäpstlich-nationale Partei den Grundsatz, daß das oberste Ansehen des Königs gelten solle, welcher, in Rom wohnend, gleich Justinianus, die Welt als Fürst der Erde zu regieren und das zu empfangen habe, was des Kaisers sei. Wie benahm sich nun König Konrad bei solcher Aufforderung im Augenblick weltgeschichtlicher Entscheidung? Er hatte weder die Aufforderung des bedrängten Papstes um Hülfe beachtet, noch wollte er sich für Senat und Volk Roms offen entscheiden, wenn er auch seinen Wunsch: die Priester-

schaft lediglich auf ihr geistliches Amt zurückzuführen und an allem Weltlichen und Staatlichen zu beschränken, nicht verhehlen mochte. Hätte er nur dazu Hand an's Werk gelegt! Aber es blieb beim Wunsch. Inzwischen erlag Papst Lucius im Jahre 1145 der gegenpäpstlichen Bewegung, die er durch das Ansehen seiner hohenpriesterlichen Würde zu bekämpfen beabsichtigt hatte. Sein Nachfolger Eugen III., entwich mit den Kardinälen aus Rom, sowie ihm dort die Verzichtleistung auf die weltliche Macht angemuthet worden war, und nun schaffte die republikanische Partei die Würde des Stadtpräfekten gänzlich ab und begann mit Anstrengung aller Kräfte den Kampf zur Bewältigung aller noch vorhandenen Gegner aus dem Adel und Priesterstande. Vergeblich war's, daß der Papst den Patricius in den Bann that; vergeblich rief er den König der Deutschen auf, daß er sich die Lenden mit dem Schwerte gürte, daß er, die Kaiserpflicht erfüllend, seine Krone zu vertheidigen und die Kirche zu schützen, gen Rom komme. Aber eben so wenig wie diese Erforderung des Papstes, beachtete König Konrad eine andere, welche gleichfalls aus Rom an ihn gelangte, nämlich: er möge ungesäumt dort erscheinen und zwar als Beschützer der Republik; ihre Macht werde ihm beistehen, daß er sich in Besitz der Engelsburg setzen und das alte Kaiserrecht in Beziehung auf die Papstwahl wieder ausüben, daß er die Priesterschaft von allem Weltlichen auf ihr geistliches Amt werde zurückführen können. Anderseits hinwieder ließ es Bernhard von Clairvaux an salbungsvoller Ermahnung an die „verführte Taube ohne Herz" (er meinte damit das republikanische Rom) nicht fehlen, ohne jedoch einen besseren Erfolg zu finden, als jene Aufforderungen bei dem König der Deutschen gefunden hatten. Da griff der thatkräftige Papst Eugen, statt zum Hirtenstab zum Schwerte, und zog an der Spitze der Schaaren von Tivoli (Rom's altem Feind) wider die Römer. Und wirklich gelang es ihm, denselben einen Frieden abzuzwingen, dessen Hauptbedingungen die Abschaf-

fung des Patricius und die Wiederherstellung des Stadtpräfekten, sowie die Ernennung der Senatoren durch den Papst waren (1145). Aber nicht lange war Eugen wieder in Rom aufgenommen, als die republikanische Partei abermals all ihre Kräfte aufraffte, um der Priesterherrschaft ledig zu werden; der alte Haß der Römer gegen die von Tivoli, des Papstes Bundesgenossen, gab die Veranlassung, daß man von dem Papste verlangte, er solle Tivoli zerstören. Er weigerte sich; da sahen die Römer in ihm ihren Feind und erhoben sich zornentbrannt wider ihn. Zum zweitenmale mußte er aus Rom flüchten; er wich zunächst nach Tivoli, dann weiter gen Frankreich.

Nun, da der Papst von Italiens Erde ferne war, schritt der Mann, welchen ein Papst von derselben gebannt hatte, nun schritt Arnold von Brescia von den Ufern der Limmat, durch die schönen lombardischen Fluren, hin bis zum Mittelpunkt der hohenpriesterlichen Weltherrschaft, deren Grundpfeiler er durch seines Geistes Macht, durch seiner Lehre Einfluß erschüttert hatte; er war entschlossen, ihre letzten Säulen niederzureißen, und durch des eigenen Wortes Kraft das zu vollenden, was der Patricius Jordanus, was die Häupter des gegenpäpstlichen Adels und Volks, von seines Geistes Gewalt, von seinem Rathe getrieben, begonnen hatten. Eine Schaar kernhafter, freiheits- und thatlustiger Alpensöhne folgte dem kühnen Arnold von Brescia aus den heimathlichen Schweizerthälern zur „ewigen Stadt" und half ihm dort bei'm großen Werke.

Da rief nun Arnold den Römern das Bild ihrer ruhmvollen Vorfahren in die Seele zurück, und wie die Herzen glühten, legte er mit rascher Thätigkeit Hand an's Werk. Die Verfassungsformen des alten freien Römerstaates wurden heraufbeschworen, der Ritterstand, das Tribunenamt, — das letztere als Gewähr der Volksrechte gegenüber dem Adel und der Regierung. Damit stand die Wiedereinführung des alten römischen Rechts in engem Zusammenhange, deßgleichen die Wie-

derherstellung des Capitoliums, als des sichtbaren Mittelpunktes der altrömischen Republik; und entzückt lauschte das Volk dem Apostel der Freiheit, wenn er es mit dem Namen „Quiriten" begrüßte, einem Namen, welchen die Urahnen, als Göttersöhne, getragen, einem Namen, dessen Zauber all' ihren Siegen vorangerauscht, durch welche sie die Weltherrschaft errangen. Jenen alten Römern war diese letztere der Volksberuf, der ihnen vom Schicksal zugewiesen worden; — Arnold von Brescia betrachtete Rom gleichfalls als den Mittelpunkt, um welche sich eine großartige Völkereinigung bilden sollte, aber nicht durch die Herrschaft, sondern durch die Freiheit. Hier, in Rom, welches die ganze Christenheit als heilige Stadt betrachtete, sollte das Urbild der Freiheit zuerst verwirklicht werden; von hier aus sollte nun, wie die Herrschaft von da aus ihre immer weiteren und weiteren Kreise gezogen, die Befreiung sich allmählig über ganz Italien, über das ganze christliche Abendland ausbreiten; von dem freien Rom sollten die Völker lernen, wie man sich von der Tyrannei des Papstthums losreißen und dennoch zur Seligkeit kommen könne, zu einer Seligkeit schon im Diesseits, die man sich selbst verdanke; von dem Vorbild Roms sollten sie lernen, daß ein Volk kein unmündiges Kind sei, das der Zuchtruthe bedürfe, daß es ein Mann sei, fähig auf eigenen Füßen zu stehen und sich selbst zu beherrschen. So dachte, so hoffte, in diesem Sinne wirkte Roms zweiter, größerer Brutus, Arnold von Brescia; so riß er die Römer zu dem Beschlusse hin, daß der Papst nichts mehr zu schaffen haben solle mit der weltlichen Herrschaft.

Da kehrte sein unerschütterlicher Gegner, Papst Eugen III., nach Italien zurück (1148) und erließ von Arnold's Vaterstadt, Brescia, aus das Gebot: der Ketzer und Schismatiker Arnold, „ein Hauptwerkzeug des Feindes des Menschengeschlechts", solle auf alle Weise gemieden und geflohen werden; alle Anhänger desselben und seiner „Irrlehre" schloß

er „von dem Amt und den Wohlthaten der Kirche“ aus. Wie gewaltig nun auch damals noch die Vorstellung von der geheimnißvollen Macht der Kirche, wie groß daher im Allgemeinen die Furcht vor ihrem Zorn und ihren Strafen war, — dennoch vermochte es der Papst nicht, den ungemeinen Einfluß zu entkräften, welchen Arnold durch die Macht der freiheitlich-nationalen Idee auf die Römer ausübte. Zwar wurde der Papst noch zweimal in Rom wieder aufgenommen; aber er vermochte die fernere Entwickelung der Verfassung nicht aufzuhalten, welche Arnold zum Zwecke der Hebung des Nationalbewußtseins förderte, indem er die altrömischen Staatsformen durch die Vermehrung der Senatsmitglieder und durch die Ernennung zweier Consuln statt eines Patricius immer entschiedener wieder herzustellen suchte.

Inzwischen war im fernen Morgenlande ein Ereigniß eingetreten, welches im Interesse des Papstthums rasch benutzt werden mußte. Das letztere war umdrängt von den ärgsten Gefahren, es war in seinem Kern, in der weltlichen Macht bedroht, und ohne Verlaß auf König Konrad, in völliger Ungewißheit über dessen eigentliche Gesinnungen; ja es mußte sogar voraussehen: das Kaiserthum möchte die Noth des Papstthums benutzen; was konnte ihm nun willkommener sein, als die Gelegenheit, den alten Glauben an seine vermeintliche Göttlichkeit durch ein Unternehmen aufzufrischen, in welchem es die verschiedenartigsten Kräfte in einer höheren Einheit zusammenfassen konnte? Ein solches Unternehmen war ein neuer Kreuzzug gegen die Saracenen; und die Veranlassung, die abendländische Christenheit zu einem solchen aufrufen zu können, lag in der Nachricht, welche dieselbe mit Bestürzung erfüllte, daß die Stadt Edessa am Weihnachtsfeste des Jahres 1144 in die Hand der Ungläubigen gefallen sei. An die Spitze des Kreuzzuges stellte sich, durch Bernhard von Clairvaux bewogen, der deutsche König Konrad. Aber der Kreuzzug endete im Jahr 1148 unglücklich und schmachvoll. Gebrochenen

Herzens kehrte Konrad III. nach Deutschland zurück. Er starb zu Bamberg im Jahre 1152. Nun wurde sein Neffe, der Schwabenherzog Friedrich, welcher nach der Farbe seiner Haare den Beinamen „der Rothbart" (Barbarossa) trug, zum König der Deutschen erwählt.

Der neue König der Deutschen zeigte seine Erhebung dem Papste Eugen in jenen Tagen der Entscheidung sofort an (März 1152) und zwar in merkwürdiger Weise. Er anerkannte ausdrücklich, daß es zwei Gewalten seien von denen diese Welt beherrscht werde, nämlich: „die heilige Autorität der Päpste" und dann die königliche Macht; er erklärte seine Bereitheit: dem „Gehorsam unter alle christlichen Priester ergeben den Nacken zu beugen"; er versprach unumwunden, der Person des Papstes die Bewahrung der angeerbten besonderen Liebe, und der hochheiligen Mutter, der römischen Kirche, die eifrigste und ergebenste Vertheidigung.

Gleichzeitig erging an ihn, durch den Mund Wetzel's gerade in Bezug auf das Verhältniß des Kaiserthums zum Papstthum, ein Aufruf Arnold's von Brescia. Nach der Bezeugung der Freude darüber, daß ihn die Deutschen zum König gewählt, heißt es in dem Briefe Wetzel's an König Friedrich I. also: „daß Ihr auf den Rath der Kleriker und Mönche, durch deren Lehre Göttliches und Menschliches in Verwirrung gebracht ist, die heilige Stadt Rom, die Herrscherin der Welt, die Schöpferin und Mutter aller Kaiser, Eurer Pflicht gemäß, darüber nicht zu Rathe gezogen, und ihre Bestätigung, durch welche alle, und ohne welche keine Kaiser jemals regiert haben, nicht nachgesucht, und Ihr nicht wie ein Sohn (denn ihr Sohn und Diener zu werden, ist ja Euer Vorsatz) geschrieben habt, — das thut mir sehr leid. Um aber dem Hauptpunkt näher zu kommen, so will ich Euch die Sache deutlicher auseinander setzen, und Ihr merket wohl auf das, was ich sage. Die Berufung Eurer Vorgänger auf den Thron geschah, sowie jetzt die Eurige, durch Blinde, das heißt durch Julianisten, durch

Ketzer, abtrünnige Kleriker und falsche Mönche, welche ihren Stand schänden, gegen evangelisches, apostolisches und kirchliches Gesetz weltliche Herrschaft in Händen haben, und mit lautem Widerspruch göttlicher und menschlicher Ordnung kirchliche und staatsrechtliche Verhältnisse durch einander mengen. Wie können diejenigen, welche nur nach Schätzen schnappen, jenes vornehmste Gebot des Evangeliums vernehmen: „Selig sind, die da geistlich arm sind", sie, die weder arm sind, noch den Willen haben es zu sein? Ich sage: der Klerus verzehrt das Mark des Reichs; jene Erzählung von der Taufe Konstantin's des Großen und seiner Uebertragung der weltlichen Herrschaft auf den Vater der Geistlichkeit ist erdichtet. Diese Lüge und ketzerische Fabel, als habe Konstantin dem Sylvester simonischer Weise die Hoheitsrechte der Herrschaft über Rom abgetreten, ist so offenbar und aufgedeckt worden, daß selbst Lohnknechte und alte Weiber die größten Rechtsgelehrten heut zu Tage darüber belehren können, und daß sich der Papst mit seinen Kardinälen vor Scham nicht mehr in der Stadt zu zeigen wagt. Julianus erklärt, woher ein römischer Herrscher seine Gewalt und die Macht habe, Gesetze zu geben mit den Worten: Was dem Herrscher gefällt, das hat die Kraft des Gesetzes, weil das Volk alle seine Macht und Gewalt auf ihn übertragen hat. Da nun alle Macht und Gewalt des Gemeinwesens in der Hand des römischen Volkes ruht, da der Kaiser dem römischen Volke angehört und nicht das römische Volk dem Kaiser, was bei einigem Nachdenken klar ist, — welches Gesetz, welcher vernünftige Grund hält den Senat und das Volk der Stadt Rom noch ab, sich einen Kaiser zu wählen?" Wie so deutlich war hier dem König der Deutschen der Weg des Rechts vorgezeichnet, den er einzuschlagen hatte, aber auch der Weg der Pflicht gegen das römische Volk, wie klar die Rechte des Letzteren! Friedrich der Rothbart war jedoch nicht fähig, die

Idee des Rechts zu fassen. Eine von Kraft strotzende Natur, entbehrte er des rein-menschlichen Gefühls und der tieferen Bildung. Er hatte kein Herz für sein Volk und Vaterland, für die Freiheit, für die Menschheit; die Selbstüberschätzung seiner naturwüchsigen Kraft artete ihm zum rohen Mißbrauch derselben aus. Er hatte keinen Sinn für die sittliche Bedeutung des deutschen Königthums und des römischen Kaiserthums; er wollte herrschen, um zu herrschen. Dieser Mann erschien nun gerade in der Zeit, in welcher die Freiheit an Arnold von Brescia einen Apostel und Werkmeister der Zukunft, in den lombardischen Städten aber bereits das Zeugniß eines Sieges über die Lehensherrschaft besaß.

Mit jenem ersten Schritt König Friedrich des Rothbarts, der seinen Anschluß an's Papstthum bekundete, hing ein anderer eng zusammen, ein Vertrag (vom 23. März 1153), welchen er mit dem Papst abschloß; demzufolge er sich verband: mit den Römern keinen Frieden ohne des Papstes Einwilligung abzuschließen, der Papst dagegen sich verpflichtete: ihn sogleich bei seinem Erscheinen in Rom ohne Schwierigkeit und Widerspruch zum Kaiser zu krönen und ihn gegen alle Reichsfeinde durch alle kirchlichen Mittel zu schützen. Der König der Deutschen und künftige Kaiser gestand also durch diesen Vertrag die rechtsgültige Wirksamkeit der kirchlichen Strafmittel (Exkommunikation und Bann) stillschweigend zu; indem er aber dies that, mußte er doch wohl erkennen, daß er sie, betreffenden Falls, auch gegen sich selbst dem Papste zuerkannt hatte.

Eine Heerfahrt nach Italien lag eben so sehr in seinem, als in des Papstes Interesse, — in seinem, um die Kaiserkrone zu tragen, in des Papstes, um durch ihn das Papstthum gegen Arnold von Brescia und die republikanische Partei in Rom zu sichern. Jener Wunsch der Kaiserkrone schloß den der unbeschränkten Herrschaft im despotischen Sinne der altrömischen Kaiser in sich.

Im Herbst des Jahres 1154 ging Friedrich der Rothbart voll stolzer Pläne an der Spitze des deut-

schen Heeres nach Italien. In Pavia empfing er (am Sonntag Jubilate 1155) die lombardische Königskrone, dann zog er weiter gen Rom, um sich vom Papst die Kaiserkrone auf's Haupt setzen zu lassen.

Hier, wo Arnold von Brescia waltete, hier war für König Friedrich den Rothbart in diesem Einen großen Manne das größte Hinderniß zu bekämpfen, das seinen Plänen in Wege stand. Aber schon hatte ihm der Papst trefflich vorgearbeitet, indem er die Stützen Arnold's untergrub.

Nach dem Tode Eugen's III. (1153) und seines Nachfolgers Anastasius IV. (1154) war nämlich ein kluger und kraftvoller Brite, Nikolaus Breakspear, als Hadrian IV. auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden, und dieser ergriff sogleich das wirksamste Mittel, um die Römer zu Paaren zu treiben, welche allerdings Arnold von Brescia leider nur allzuwenig in seiner ganzen Innerlichkeit zu erfassen im Stande waren und sein großes Werk nur allzuhäufig durch Ausschweifungen zügelloser Leidenschaften trübten und verdächtigten. So hatte man denn auch, empört über die Zurückweisung des Ansinnens: Hadrian solle auf alle weltliche Herrschaft verzichten und die neue römische Republik anerkennen, den Kardinal Guido mißhandelt und verwundet. Hiervon nahm nun Hadrian IV. den willkommenen Anlaß, Rom mit dem Interdikt zu belegen, d. h. es auszuschließen vom Genusse aller sogenannten kirchlichen Gnadenmittel; wo der Papst das Interdikt verhängte, da waren alle priesterlichen Handlungen untersagt, da durfte kein Priester Messe lesen, taufen, trauen, beerdigen, Beichte hören, das Abendmahl spenden; da befand man sich (nach damaliger Weltanschauung) außer allem Zusammenhang mit Gott. Hadrian IV. kannte das Volk; er wußte, wie dessen ganzes Gemüth seit Jahrhunderten von den religiösen Vorstellungen ganz und gar durchwachsen war, wie der Glaube an eine geheimnißvolle Kraft des Meßopfers und der Sakramente, sowie der kirchlichen Weihen, auch die

Ueberzeugung von einer unbedingten Nothwendigkeit derselben zur Seligkeit in sich schloß; er wußte ferner, daß, wenn es ihm gelang, das Volk von den freien, denkenden Leitern der Bewegung loszureißen, der Sieg der alten Ordnung der Dinge unzweifelhaft erfolgen müsse. Wohl trotzten einzelne Geistliche dem Interdikt; aber die Mehrzahl — gehorchte dem päpstlichen Gebot und enthielt sich des Gottesdienstes, sowie der Spendung kirchlicher Gnadenmittel. Inzwischen näherte sich nun die Zeit, in welcher die römische Kirche alljährlich ihre höchsten Mysterien, Erlösungstod und Auferstehung Jesu, feiert und den eigentlichen Mittelpunkt ihrer ganzen Lehre und Macht im Kultus darstellt. Als nun beim Beginn und in den ersten Tagen der Charwoche keine Glocke ertönte, als die Gotteshäuser verschlossen blieben, als nirgends ein Priester zu schauen war, — da kam ein starkes und immer stärkeres Grauen über das Volk, als sei Sonnenlicht und Lebensluft versagt in der entheiligten Stadt, aus welcher Gott selber zürnend hinweggegangen, in welcher kein Christus mehr sterbe und versöhne, aus dem Grabe hervorgehe und lebendig wiedergeboren werde in der gesegneten Hostie. So segenbedürftig war dies Volk, und so arm an der Kraft des Glaubens, der sich kühn mit des Sohnes voller Zuversicht den Segen aus des Vaters eignen Händen holt, so durch vielhundertjährige Gewohnheit eines Schaugeprängedienstes war es des eignen Denkens entwöhnt, daß es in dem Verbot des Gottesdienstes den Verlust der Gottheit selbst bejammerte! Geängstigt durch die Vorenthaltung des Gottesdienstes und der Heilsmittel in der gnadenreichsten Zeit, in Kleinmuth, in Verzweiflung, und dazu noch von der päpstischen Geistlichkeit mit allen der Priesterschaft zu Gebote stehenden Mitteln bearbeitet, riß sich nun das römische Volk vom Senat, von Arnold, von seiner eigenen Sache los; es versprach dem Papste, damit dieser das Interdikt aufhebe, die Erfüllung aller Bedingungen, welche er gestellt, die Verbannung Arnold's von Brescia und seiner

bedeutendsten Anhänger aus der Stadt und aus deren Gebiet, die Abschaffung der republikanischen Staatsformen, die völlige Wiederunterwerfung unter den Papst. Diese Bedingungen wurden denn ungesäumt erfüllt. Welch ein Ende der großartigsten Unternehmung, durch deren standhafte Durchführung eine weltgeschichtliche Bahn gebrochen worden wäre! Damit das Volk am Charfreitage das Schauspiel der Grablegung, am Ostertage das der Auferstehung Christi nicht entbehre, mußte der Mann des Volks (der Mann der Menschheit, so darf man hinzufügen) Arnold von Brescia, flüchtig wie ein Verbrecher zum Thore der Stadt hinaus wandern, welche er zum leuchtenden Mittelpunkte der staatlichen und kirchlichen Freiheit für das ganze christliche Abendland hatte machen wollen.

Es war am 23. März des Jahres 1155, als Arnold von Brescia Rom verließ. Wohin sollte er sich nun wenden? für ihn, wie für seinen von seinem Volk auch unbegriffenen erhabenen Meister war nirgends ein Ausweg, als — in den Tod; gewiß: wenn Einen der großen Menschen, die Jesu Herz je in seiner ganzen Fülle der Menschheitlichkeit verstanden haben, je ein Schmerz wie der seinige über Jerusalem durchdrang, — dann weinte auch Arnold von Brescia, als er die Arbeit seines ganzen Lebens um Nichts zerstört sah; und sein Schmerz über die heilige Einfalt der Völker, welche selber den Zwingherrn jene Ketten schmieden helfen, in denen sie (die Völker) Jahrhunderte lang schmachten sollen, — dieser Schmerz war so groß, daß er vielleicht lächelte, wenn er an sein eigenes Schicksal dachte, wenn er sich's sagen mußte, daß ein Herz, das nichts als die Menschheit liebt, kein zweites findet, das ihm in der Noth zum festen Schilde würde! Am folgenden Tage (es war der Gründonnerstag) zog dann der angebliche Nachfolger und Stellvertreter dessen, der das große Gottesreich der Freiheit und Liebe auf Erden gestiftet und der am Kreuze sterbend für seine Mörder

gebetet, in Rom ein, nicht, um, wie Jesus am Oelberge, zu sprechen: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe", sondern vom Lateran aus, den er bezog, seinen Willen als göttlichen der Welt zu verkündigen. Armes Rom, das er nun vom Interdikt befreite, um es neuerdings unter das Joch der Priesterherrschaft zu beugen!

Aber Hadrian IV. bangte noch vor dem flüchtigen Arnold von Brescia. So lange noch Arnold's von Brescia Auge, wenn gleich im Elend, leuchtete, so lange sein Herz noch schlug, so lange seine Lippe noch Ein Wort hatte, um Geister und Herzen zu entflammen, so lange zitterte der Statthalter Christi. Er ahnte das Göttliche, das in den Martyrern lebt, welche sich mit der ganzen Fülle ihres Daseins dem Ungöttlichen entgegenstemmen, es bekämpfen und ihm auch durch ihr Unterliegen gefährlich werden; er sagte sich: „Vor diesem Manne, dem an allen Glücksgütern nichts liegt, woran des Menschen Herz hängt, — vor diesem Manne kann ich, vor ihm kann das Papstthum erst dann sicher sein, wenn der Tiberstrom die Asche seiner irdischen Hülle in's Meer hinausgetragen hat." Dazu nun sollte ihm König Friedrich der Rothbart verhelfen. Die Kaiserkrönung desselben sollte der Preis dafür sein, daß der Papst ruhig schlafen könne, daß ihn nicht der Gedanke wach erhalte: Arnold von Brescia, der Verbannte, werde plötzlich an der Spitze des Volkes in Rom wiedererscheinen und den geistlichen König der Könige zu einem einfachen Bischof machen. In der That: der Papst hatte Grund genug, dergleichen zu befürchten. Sowie einmal der erste abergläubische Schrecken des römischen Volkes vorübergegangen war, besannen sich gar Viele darauf zurück, was denn Rom eigentlich sei, und was ihm Arnold bedeute, was der Papst. Dieser seinerseits besorgte nicht minder Vieles von dem König der Deutschen, dessen rasche Ankunft ihm gemeldet ward. Er schickte deßhalb dem König der Deutschen Gesandte entgegen. Aber schon war auch ein

Kardinal, Oktavian, in dessen Nähe, welcher das Wort für Arnold von Brescia und für die Republik Rom führen wollte. Das Zusammentreffen der päpstlichen und der königlichen Abgesandten vereitelte jedoch Oktavian's Bemühungen, und von päpstlicher sowie von königlicher Seite war man schnell gegen die Sache der Freiheit — einig!

Aus Rom verbannt, flüchtig, heimathlos ging Arnold von Brescia umher, da fand ihn bei Ocruculi in Tuscien der päpstliche Kardinal Gerhard und nahm ihn gefangen. Noch schien ihm ein Hoffnungsstern aufzugehen. Die Vicegrafen von Campanien befreiten ihn aus des Kardinals Händen und nahmen ihn als Propheten mit hohen Ehren auf ihre Besitzungen, wo sie ihm eine Freistätte gewährten. Er sollte sie jedoch nicht lange genießen. Kaum hatte nämlich Papst Hadrian davon erfahren, als er durch seine Gesandten den König, welcher sich noch in Toscana befand, wissen ließ: „Nur dann, wenn ihm Friedrich den Ketzer ausliefere und die römische Republik vernichte, werde er ihm die Kaiserkrone geben." Da vergaß Friedrich der Rothbart, vom Glanze der Kaiserkrone geblendet, eines Königs erste und heiligste Pflicht und versprach dem Papst auf Kreuz und Evangelium die Auslieferung Arnold's von Brescia und die Unterdrückung der römischen Republik.

Der Papst säumte nicht, den König zur Erfüllung seines Versprechens zu drängen und König Friedrich der Rothbart sandte nun sogleich Bewaffnete aus. Er erhielt einen der Beschützer Arnold's, den Vicegrafen, in seine Gewalt; die Andern bedrängte er scharf; und so geschah es, daß sie, gegen die Freilassung des Gefangenen, ihren Schützling den Kardinälen auslieferten. Die Kardinäle sendeten den gefürchteten Mann sogleich in Fesseln nach Rom und schnell vollendete sich nun sein Schicksal.

In der Nacht vom 17. auf den 18 Juni des Jahres 1155 ward die Opferung des Mannes der Freiheit voll-

bracht. Ohne vorhergegangenes Verhör, ohne vorherigen Urtheilsspruch, also ohne alle und jede Rechtsform, wurde Arnold von Brescia dem Untergange geweiht. Es heißt: der Stadtpräfekt Peter, Befehlshaber in der Engelsburg, welcher durch die Staatsumwälzung auf's Empfindlichste berührt worden war, habe aus persönlicher Rachlust, ohne Wissen des Königs und Papstes die rasche Hinrichtung Arnold's von Brescia beschlossen und ausgeführt. Mag immerhin ein ausdrücklicher Befehl des Papstes an den Stadtpräfekten nicht ergangen sein, so las doch der Letztere den Wunsch, der Gefürchtete möge vor dem Eintritt eines möglichen nochmaligen Wechsels in Rom plötzlich verschwinden, in des Papstes Seele, in dessen Blicken; so konnte er sich doch mit Bestimmtheit sagen: wenn die That glücklich vollbracht sei, werde der heilige Vater der Eigenmächtigkeit seines Dieners nicht zürnen. Als am Morgen des 18. Juni 1155 die Nacht mit dem Lichte rang, wandelte Arnold von Brescia, umgeben von den Schergen des päpstlichen Stadtpräfekten, zur Porta del popolo; dort, wo sich die Aussicht über das vom Morgenlicht erhellte, noch von den Fittichen des Schlafes bedeckte Rom vor ihm aufthat, harrte seiner ein Scheiterhaufen, inmitten desselben ragte ein Kreuz. Dieses junge Licht über dem Schlummer — welch ein Bild der Zeit! Die leuchtenden Ideen des großen Mannes gingen über einem Geschlechte auf, das sich noch nicht loszuringen vermocht aus dem Traumleben der langen Nacht.

Keine Kunde ist durch den engen Kreis der Schergen, die den Märtyrer der Freiheit umstanden, in die Mitwelt und Nachwelt hinausgedrungen über seine Haltung, seine Worte in den letzten Augenblicken seines thatenvollen Erdendaseins. Schweiften vielleicht seine Blicke über das schweigende Rom hinaus weiter gen Mitternacht, nach jenen Gegenden, wo das Volk der Deutschen von den stillen Alpenthälern an bis zum Saume der Nordsee wohnt? Dachte Arnold von Brescia, bevor er den Scheiterhaufen bestieg, vielleicht segnend dieses

deutschen Geschlechts, in dessen Mitte er eine Freistätte gefunden, in dessen Herzen er die Saat der Freiheit gestreut? Hoffte er vielleicht, da schon der knechtische Strick von Schergenhänden um seinen Nacken zum Knoten geschlungen ward, daß diese Saat dereinst aufgehen, daß sie Früchte tragen werde, in einer Zeit, da seiner italischen Heimath schöner Boden brach liege und wüst, überwachsen nur von den wuchernden Disteln und Dornen der Tyrannei? Hofftest du das, o dann, edler Geist, hat die Hoffnung dich nicht getäuscht! Deine Saat ist in den stillen Alpenthälern über vierthalb Jahrhunderte lang unversehrt geblieben und dann fröhlich und herrlich aufgegangen, und wo das deutsche Herz den Namen Zwingli stolzfreudig nennt, und ruft: das ist die Lerche, die den Tag verkündet, da gedenkt es auch der gefangenen und gemordeten Nachtigall, die das hohe Lied der Freiheit zuerst in süßen Tönen angestimmt. Arnold von Brescia wurde, an dem inmitten eines Scheiterhaufens ragenden Kreuze erwürgt; dann warfen die Schergen die Fackeln auf den Holzstoß, hochauf schlug das Feuer und verhüllte die Leiche und verzehrte das Irdische. So hatten die alten Römer ihre großen Männer nach dem Tode geehrt; nicht verwesen sollte die Hülle, nein in Flammen aufgehen. Wohl griff das Volk, als die Kunde von Arnold's Hinrichtung es aus dem Schlafe aufgeschreckt, zu den Waffen; doch es war zu spät. Nicht einmal die Asche konnte es mehr retten.

Auf Arnold's von Brescia Martyrertod folgte Friedrich's des Rothbarts Kaiserkrönung. Der Papst, dessen Hauch die Flamme angefacht, welche sich um Arnold's Haupt zum Kranze schlangen, setzte dem König, der ihm denselben ausgeliefert, die reichste, bedeutsamste Krone der Welt auf's Haupt; während der Tiberstrom die Asche des Wahrheits- und Freiheitszeugen von dem entweihten Boden Italiens in's ewige Meer hinaustrug.

Johannes Wicliffe.

Von

H. L. Egidius.

Es ruft, wem Christi Lehre werth:
Nicht bring' ich den Frieden, ich bringe das Schwert.

Fr. von Sallet.

Johannes Wicliffe.

(Geboren 1324, gestorben 1384.)

In der Entwicklungsgeschichte des mittelalterlichen Christen- und Kirchenthums zog sich neben der unter dem Namen der „Scholastik“ bekannten theologischen Schulweisheit, die sich in unfruchtbaren Spitzfindigkeiten und müßigen Grübeleien über den Kirchenglauben bewegte, eine andere tiefere Richtung hin, die „Mystik“; sie drängte mit der vollen Macht unbefriedigter Sehnsucht auf die Tiefe und Gemüthsinnerlichkeit des christlichen Glaubens hin, und da sich der Geist, der sich innerlich frei fühlte, gegen alles, was ihm blos äußerlich blieb, feindselig und verneinend verhielt, so lagen in dieser mystischen Richtung die Keime eines Widerspruches gegen die Hierarchie, welche alles religiöse Leben in Aeußerlichkeit erstarren gemacht, in tausend umwandelbaren Formen und Normen versteinert hatte. Die christliche Mystik des Mittelalters war der unbestimmte, unklare Ausdruck einer Sehnsucht nach der Erfassung des Lebens; sie wollte alles menschliche Leben im göttlichen finden; sie fühlte das dringende Bedürfniß einer Reinigung, Läuterung und Neugestaltung des durchaus verweltlichten Kirchenthums. Solche Regungen eines reformatorischen Triebes traten immer mehr und mehr, theils mit deutlicherem Bewußtsein, theils mit entschieden praktischer Energie hervor, suchten sich namentlich im Volks-

kreise Geltung zu verschaffen, und nahmen zunächst die heilige Schrift und die urchristliche Gestalt des Christenthums zum Anhalts- und Ausgangspunkt.

Die aus dem unmittelbaren Volksleben hervortauchende und in vielfachen Verzweigungen sich ausbreitende reformatorische Richtung, welche sich aus der Verwirrung der kirchlichen Gegensätze und aus dem Kampf der geschichtlichen Entwicklung zur Einfachheit des Urchristenthums zurücksehnte und eine Erneuerung des apostolischen Christenthums verlangte, lief seit dem elften Jahrhundert neben den beiden anderen des Scholasticismus und des Mysticismus, her; bis zum dreizehnten Jahrhundert trat jedoch dieser gegen das bestehende Kirchenthum protestirende, reformatorische Geist hauptsächlich nur in vereinzelten schwärmerischen Erscheinungen hervor; erst die blutigen Ketzerverfolgungen, welche von der herrschenden Kirche ausgingen, trugen dazu bei, daß der reformatorische Geist zu größerer Besonnenheit und ernsterer Haltung gelangte, und daß er in geläuterterer Form sich kund gab. An dem Zeitgeist, welcher unterdessen selbst zu größerer Reife erstarkt war, erhielt dann jener reformatorische Geist eine bedeutendere nachhaltigere Stütze.

Was nun zunächst die erstere, mehr excentrische und ungeregelte Kundgebung des protestirenden Geistes angeht, so hatten sich insbesondere von Oberitalien aus nach Südfrankreich, Deutschland und England mancherlei gährende Elemente eines der herrschenden Kirche feindseligen Geistes in verschiedenen sektirenden Richtungen ausgebreitet (z. B. die Katharer, Manichäer, Waldenser, Albigenser). Dieser reformatorische Geist verwarf alles äußere Kirchenthum mit seinen Dogmen, seiner Hierarchie, seinem Kultus, bezeichnete die Einheit der wahren Kirche als die innere Einheit der Gläubigen und berief sich theils auf das einfache Bibelwort, theils auch auf die unmittelbaren Wirkungen des heiligen Geistes, welcher bei ihnen die Stelle des römischen Papstes einnehmen und die Gläubigen über alle Aeu-

ßerlichkeit erheben sollte. Im zwölften Jahrhundert trat in den Niederlanden ein Schwärmer Tanchelm auf, der sich kraft des empfangenen heiligen Geistes gleich Christo selbst Gott nannte und seine Verlobung mit der Jungfrau Maria feierte. Eine ähnliche phantastische Richtung tauchte im dreizehnten Jahrhundert unter den Franziskanern auf, aus Veranlassung der Schriften des Abbtes Joachim († 1202), welcher ein neues ewiges Evangelium des heiligen Geistes verkündigte, von einer bevorstehenden Erneuerung der kirchlichen Verfassung und des kirchlichen Lebens weissagte, mit deren Eintritte das Zeitalter der Herrschaft des heiligen Geistes beginnen sollte. Auch der Franziskaner Peter de Oliva (im dreizehnten Jahrhundert) unterschied in der Kirche verschiedene Zeitalter oder Entwicklungsstufen, von welchen immer die früheren dahinstrebten, die nächstfolgenden hervorzubringen, deren letztes auch er als das des heiligen Geistes bezeichnete.

Dergleichen in phantastischem Gewande ausgesprochene tiefprophetische Anschauungen, in denen die Keime künftiger Entwicklungen schlummerten, waren Anfangs noch zu vereinzelt aufgetreten und mit dem bestehenden Kirchenthume noch zu wenig vermittelt, als daß sich an dieselben eine durchgreifende Reformation der Kirche hätte knüpfen können. Unterstützt durch den damals neu erwachten Sinn für das Studium des griechischen und römischen klassischen Alterthums, machte sich seit dem vierzehnten Jahrhundert eine mehr geläuterte und besonnenere Protestation geltend, welche durch namhafte gelehrte Theologen im Schoße der Kirche selbst vertreten wurde. Diese eigentlichen Vorläufer der Reformation stimmten alle mit einander überein in der entschiedenen Verwerfung des Papstthums, in dem Gegensatze gegen die Veräußerlichung des kirchlichen Lebens und Kultus, in dem Zurückgehen auf die Schrift und in der Forderung eines innerlichen, gesinnungs- und thatkräftigen Glaubens; sie legen gemeinsam Zeugniß ab, wie sehr die Zeit zum Bewußtsein der Freiheit und

Selbstständigkeit des religiösen Geistes gelangt und zum Abschütteln aller von Außen aufgebürdeten Schranken reif war.

Ehe noch in Böhmen die reformatorische Bewegung durch Huß und seine Anhänger eine volksthümliche Bedeutung erhielt, drang, in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, in der englischen Kirche Wicliffe, im Gegensatze gegen die Mißbräuche der Hierarchie und die Verweltlichung des Klerus, auf ein aus der heiligen Schrift herzustellendes, rein evangelisches Christenthum. Und gerade die spätere böhmische Reformation, die sich an Hussens Namen anknüpft, ist hauptsächlich durch die Begeisterung gehoben und befördert worden, welche Wicliffe, Hussens vorzüglichster Lehrer, bei den böhmischen Kirchenverbesserern geweckt hatte.

Johann Wicliffe erhielt diesen Namen von seinem Geburtsort, dem Dorfe Wicliffe bei Richmond in der Provinz York, wo er im Jahre 1324, unter der Regierung des Königs Eduard II., das Licht der Welt erblickte. Er war von geringer Herkunft; die Geschichte der früheren Zeit seines Lebens, seiner Bildung und geistigen Entwickelung ist unbekannt. Von seinen Eltern frühzeitig zum Dienst der Kirche bestimmt, besuchte er eine Zeit lang das sogenannte Königinnenkollegium zu Oxford, verließ jedoch diese Anstalt bald wieder, um in das sogenannte Mertonskollegium einzutreten. Hier machte er sich die scholastische Bildung des Mittelalters zu eigen und studierte die Philosophie des damals außerordentlich hoch verehrten und vielgelesenen Aristoteles, dessen Schriften als die gewöhnliche Vorbereitung für das Studium der Theologie galten. Mehr als die pedantischen Fesseln beengender Schulweisheit nahm seinen strebenden Geist die gediegene Einfachheit der heiligen Schrift in Anspruch, deren Studium sich der Jüngling eifrig hingab, indem er ohne Lehrer dem Drange seines

Genius folgte und mit begeisterter Vorahnung das Ziel seines Lebens, die Aufklärung und Veredlung des Volkes aus der heiligen Schrift, schon damals ergriff, so daß er den Beinamen des „evangelischen Lehrers" davontrug.

Nachdem Wicliffe schon als Jüngling eine prophetische Schrift „über die letzten Zeiten der Kirche" abgefaßt hatte, trat er zuerst (seit 1360) in gelehrten Flugschriften gegen die Bettelmönche auf, welche der Universität Oxford auf die schmählichste Weise zur Last fielen. Die Universität verklagte sie nämlich wegen ihres Unwesens und ihres schädlichen Einflusses auf die studierende Jugend beim Parlament; aber da sie vom Papste der allgemeinen weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen und einer privilegirten geistlichen unterworfen worden waren, so fruchtete diese Maßregel so wenig, daß es vielmehr den Bettelmönchen, die in ihrer Sache an den Rechtsspruch des Papstes appellirten, gelang, sich auch unter der studierenden Jugend zu Oxford Anhänger zu verschaffen und dadurch zwischen den Studenten und ihren akademischen Vorgesetzten eine Spannung hervorzurufen, welche sie denn mit aller List und Gewandtheit trefflich zu unterhalten verstanden.

Unter diesen Umständen trat Wicliffe, im Jahre 1360, in einer Flugschrift „wider die starken und wohlhabenden Bettler" für die Sache der Universität auf und suchte darin die Ansichten des Volks über den vorliegenden Punkt aufzuklären und zu berichtigen, indem er den gewaltigen Unterschied zwischen der Armuth Jesu und der Apostel, auf deren Vorbild sich die Bettelmönche zu berufen pflegten, und ihrer selbst hervorhob und aus der heiligen Schrift das göttliche Gebot, zu arbeiten und das vom Herrn anvertraute Pfund zu nützen, in überzeugender Weise darlegte. In solchem Spiegel betrachtet mußten nun jene Menschen als schwelgerische Müßiggänger erscheinen, welche die Religion entweihten und ein fauler Fleck der menschlichen Gesellschaft waren. Durch diese Schrift erwarb sich

Wicliffe die Achtung und den Beifall der Universität in so hohem Grade, daß sie ihm die Magisterwürde ertheilte. Der Haß und die Erbitterung der beleidigten Mönche hingegen wartete blos auf eine günstige Gelegenheit, um auszubrechen.

Der Erzbischof von Canterbury, Simon von Islip, hatte ein Kollegium unter dem Namen Canterburyhall gestiftet und dem Aufseher desselben, einem Mönche Namens Wodehall, sieben Weltgeistliche untergeordnet. Diese wurden jedoch von ihrem Vorsteher auf alle erdenkliche Weise so sehr geplagt und verunglimpft, daß der Erzbischof sich endlich genöthigt sah, den ränkesüchtigen Wodehall nebst drei seiner Weltgeistlichen abzusetzen und an die Stelle jenes Mönchs unsern Wicliffe zum Aufseher der Anstalt zu ernennen. Kaum war jedoch Islip mit Tod abgegangen und ein Benediktinermönch, Simon Langham, der bis dahin Bischof von Ely war, zum Erzbischof von Canterbury erhoben worden, so gelang es den Abgesetzten, die Entfernung Wicliffe's und seiner Untergebenen zu bewirken. Ueber solche schmähliche Behandlung empört, entschloß sich Wicliffe, zur Rettung seiner gekränkten Ehre an den Papst zu appelliren. Da jedoch dieser einen Kardinal zum Richter ernannte und der Erzbischof Langham sein Verfahren gegen Wicliffe zu rechtfertigen wußte, so wurde die Entscheidung so lange hinausgeschoben, bis eine neue Begebenheit die schon zu erwartende Entscheidung zu Ungunsten Wicliffe's beschleunigte.

Der herrschsüchtige König Eduard III. wünschte seine, durch die fortdauernden Kriege mit Schottland und Frankreich erschöpfte Kasse wieder zu füllen, ohne zu neuen Auflagen seine Zuflucht nehmen zu müssen. Er glaubte diesen Zweck am Besten dadurch erreichen zu können, daß er eine ursprünglich freiwillige und einmalige, dann aber durch den Papst zur ständigen und festen erhobene jährliche Auflage, welche unter dem Namen des „Peterspfennigs" dem Lande eine bedeutende Summe entzog, damit aber die päpstliche Kasse bereicherte, im Jahr

1365 zurückhalten ließ. Darüber war, wie sich's wohl denken läßt, Papst Urban V. im hohen Grade ungehalten; er drohte dem König für diesen Gewaltstreich mit Bann und Interdikt; das Parlament jedoch bestärkte und ermuthigte denselben in seinem Vorsatze und rieth, die Sache auf's Aeußerste kommen zu lassen. Als nun ein Mönch mit einem Lügengewebe von spitzfindigen Scheingründen für die Partie des Papstes focht und nachzuweisen suchte, daß England ganz mit Unrecht den Peterspfennig zurückhalte, auf welchen der heilige Vater ein unbestreitbares Recht habe, da trat der allezeit kampfgerüstete Wicliffe gegen diesen Mönch in einer Flugschrift mit der ganzen Frische und Energie seines Geistes auf und vertheidigte die Sache seines Landes mit Gründen der Schrift und der Vernunft, denen man von der gegnerischen Seite nichts Triftiges entgegen zu setzen vermochte. Nun sollte Wicliffe das ganze Gewicht der Weltmacht fühlen, welche er so kühn herausgefordert; der Papst erließ im Jahre 1370 eine Bulle, welche ihm alle Ansprüche auf das Aufseheramt an Canterburyhall entzog und seine Absetzung durch den Erzbischof bestätigte. Zur Entschädigung für das ihm zugefügte Unrecht übertrug ihm dagegen jetzt die Universität eine Professur der Theologie zu Oxford, eine Stelle, in welcher er die beste Gelegenheit hatte, die emfpänglichen Geister der Jugend, die sich in dem Hörsaale um ihn versammelten, langsam und sicher zu seinem Standpunkt vorzubereiten und vom Lehrstuhl aus über den damaligen traurigen Zustand der christlichen Kirche und namentlich den Verfall des Papstthums aufzuklären.

Hier dürfte es der schicklichste Ort sein, in übersichtlichem Zusammenhange die reformatorischen Ideen und Ansichten darzustellen, welche Wicliffe im mündlichen akademischen Vortrage, sowie in seinen zahlreichen, während einer langen Reihe von Jahren abgefaßten gelehrten Abhandlungen und populären Flugschriften ausgesprochen und als Samenkörner ausgestreut hat, welche

in empfänglichen, wahrheitsdurstigen Gemüthern einen fruchtbaren Boden suchten, um lebenskräftig zu wirken.

Was in der heiligen Schrift gegründet ist (so lehrte Wicliffe), darf man glauben, das übrige ist verwerflich. Aller selbsterwählter Gottesdienst ist unvollkommen, weil der Mensch dadurch gehindert wird, Gott frei zu dienen. Die Religion Derer, die sich in die Klöster einschließen, ist keine christliche Frömmigkeit. Nach der heiligen Schrift müssen alle Wahrheiten geprüft werden; aus ihr muß die Kirche ihre Lehren und Ceremonien beweisen können. Die heilige Schrift muß man einem Jeden in den Händen lassen, damit er eine Regel habe, zu urtheilen, ob sein Glaube wahr oder falsch sei. Es ist der evangelischen Kirche nicht nöthig zu glauben, daß die römische Kirche unter allen die vornehmste sei. Christus ist das Oberhaupt seiner erlöseten Kirche; Petrus hat kein Vorrecht vor den andern Aposteln dadurch erhalten, daß Jesus gesagt hat: ich will dir den Schlüssel des Himmelreiches geben; die Kirche ist über dem Papst, der keine größere Gewalt hat, wie ein anderer Priester oder Bischof; den Papst, der sich für einen Statthalter Christi hält, soll man abschaffen. Ueber die Bisthümer und Länder, welche der Papst, seine Kardinäle, Bischöfe, Aebbte und Prälaten besitzen, zu herrschen, das habe Christus der weltlichen Obrigkeit überlassen. Die Geistlichen sind auch der weltlichen Obrigkeit unterthan, weil Christus sich derselben unterworfen hat; die Gewalt, die von Papst und Mönchen erdichtet worden, ist eingeführt, um die Unterthanen zu verführen. Die Obrigkeit kann um des gottlosen Lebens der Geistlichen willen, die Zehnten einziehen, welche weiter nichts als Almosen sind. Bettel- und Mönchsorden soll man abschaffen, weil sie der christlichen Kirche schädlich sind, und die Mönche zur Arbeit anhalten. Nicht aus dem Zeugniß der Ordination, sondern aus dem christlichen Leben kann man erkennen, ob Jemand ein wahrer Priester sei; der aber ist kein wahrer Priester, der ein Leben

führt, das dem Leben Christi entgegen ist. Ein jeder Geistlicher, folglich auch der Papst, kann von der Kirche angeklagt und bestraft werden. Bilder, so zur Abgötterei führen, soll man nicht in den Kirchen haben; die Ablaßbriefe helfen nichts; Gott hat nicht befohlen, in Rom den Ablaß zu holen.

Es muß ein Jeder eingestehen, daß ein Gott sei; dies erkennt man aus der Vernunft. Gott muß man anbeten; die Jungfrau Maria oder andere Heilige um Fürbitte anzurufen, ist ebensoviel, als mit dem Heiligen Gespött treiben; da Christus geneigter und barmherziger ist zu helfen, so mögen wir unser Gebet zu ihm richten; sie sind auch im Vergleich mit Christo die größten Sünder, folglich sollen wir auch nicht sie zu Mittlern und Fürbittern, sondern allein Christum annehmen und behalten. Die Engel, die Seelen der Menschen und und alle Körper sind geschaffen. Die Engel sind die edleren Kreaturen Gottes; die guten Engel sind bestätigt in der anerschaffenen Vollkommenheit; die bösen Engel, welche nicht in dem anerschaffenen Stande der Unschuld geblieben, versuchen den Menschen, doch nicht mehr, als es Gott zuläßt. Die Seelen der Menschen und die Seelen der Thiere sind verschieden; die Seelen der Menschen sind unsterblich.

Der Mensch kann das Gute frei erkennen und frei verlangen, folglich kann er nach freier Willkür handeln; wenn der Mensch den freien Willen mißbraucht, so sündigt er. Gott sieht die freien Handlungen der Menschen voraus und darnach bestimmt er sowohl die Strafen, als die Belohnungen. Die Sünde ist nichts Positives, sondern sie ist ein Mangel des Guten. Wer sündiget, gehört nicht zur Kirche Christi. Gott wirket mit seiner Gnade in dem Menschen; aber die Gnade Gottes kann man nicht kaufen und verkaufen um Geld. Aus Liebe hat uns Christus erlöset; das menschliche Geschlecht mußte in seiner Natur erlöst werden, folglich war es nothwendig, daß das Wort in's Fleisch gekommen. Kein Mensch, er sei denn zu-

gleich Gott, konnte die Menschen mit Gott versöhnen. Die Gnadenwirkung des heiligen Geistes ist allen nöthig zur Seligkeit. Der Mensch verdienet Nichts bei Gott; der Ablaß ist eine Gotteslästerung. Da man die Rechtfertigung vor Gott nicht verdienen kann, so ist sie Gnade. Will uns Gott seine Gnade zur Seligkeit schenken, so muß es ein ewiges Leben sein.

Alles, was wir thun und lassen sollen, ist uns in der heiligen Schrift gelehrt; das göttliche Gesetz und Evangelium muß man sowohl in Worten, als in Werken erfüllen. Das Gesetz entdeckt die Heuchler; das Evangelium ist zulänglich, einen Christen zu unterrichten, was er glauben soll und wie er leben soll. Was Jesus nicht befohlen und auch die Apostel nicht bekannt gemacht haben, das ist kein Sakrament. Die Lehre von sieben Sakramenten hat keinen Grund. Der Chrisam in der Taufe nützt nichts. Christus hat befohlen, allen Menschen das Abendmahl unter zweierlei Gestalt zu reichen. Die bloße Erkenntniß der Sünde ist nicht hinlänglich, um die Vergebung derselben von Gott zu erlangen; wenn der Bußfertige wahrhaft zerknirscht ist, so ist ihm alle äußerliche Bekenntniß überflüssig. Die äußerliche Beichte hilft nichts in der Buße, wenn keine wahre Reue in uns ist. Da es genug ist, wenn ein Jeder seine Sünde Gott insgeheim abbittet, so taugt die Ohrenbeichte nichts. Einem wahrhaftig Bußfertigen kann Gott seine Gnade nicht versagen.

Der Glaube ist etwas Uebernatürliches. Wer sündiget, hat den Glauben nicht; die Früchte des Glaubens sind die christlichen Tugenden. Was ein Mensch außer dem Stand der Gnaden thut, ist eine Sünde; was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde. Durch die Tugenden verdient der Mensch nichts von Gott, denn es wirkt sie seine Gnade. Die Verdienste der sogenannten guten Werke gelten nicht mehr, als die Werke der Heiden. Für die Todten zu bitten, ist zwar den Priestern einträglich, aber eine an

sich selbst unnützliche Sache; die Messe hilft den Verstorbenen nichts. Das Fegfeuer der andern Welt ist nichts; wer hier nicht wohl gereinigt worden, wird dort wohl ungereinigt bleiben.

Christus hat die Ehe den Geistlichen nicht verboten; Diejenigen, welche aus Wollust oder nur aus Begierde nach Gütern sich verheirathen, sind nicht ehelich verbunden.

Die Vorzüge eines wahren Jüngers Christi dürfen nicht nach dessen äußerlichem Ansehen, sondern müssen nach dem innerlichen neuen Menschen beurtheilt werden. Ohne die Liebe und Gnade Gottes, die in uns wirken muß, kann sich keine wahre Tugend in uns äußern. Was der Mensch von Natur an sich hat und wirkt, ist keine Tugend. —

Solcher Art waren die religiösen und kirchlichen Grundsätze, welche Wicliffe im Verlaufe seines öffentlichen Wirkens nach und nach verbreitete, und welche, wie viel Unbestimmtheit, Halbheit und Widersprüche sich auch für das gereifte Urtheil unserer heutigen Weltanschauung darunter vorfinden möge, dem trefflichen Wicliffe gleichwohl den Ruhm eines ausgezeichneten Vorläufers der Reformation vollständig sichern würden, auch wenn er nicht zugleich der Mann der That und der Willenskraft gewesen wäre, wie er vor unsern Augen steht. Er kümmerte sich nichts um die Verunglimpfungen, Verläumdungen und hämischen Anklagen seiner Feinde, die für seine Angriffe gegen den Papst und seine Klerisei keinen andern Beweggrund aufzufinden vermochten — oder sich wenigstens den Schein gaben, es nicht zu können —, als beleidigte Eitelkeit und Rache wegen des Verlustes seiner Stelle.

Der mächtigste und regsamste unter Wicliffe's Feinden war der Erzbischof von Canterbury, Simon Sudbury, dessen nachtheiliger Einfluß übrigens wenigstens eine geraume Zeit lang durch das Wohlwollen und den Schutz aufgewogen wurde, welchen Wicliffe in Eduard's III. Sohn, dem Herzog von Lancaster, Johann von Gaunt, hatte. In den Händen dieses Man-

nes ruhte damals die ganze Verwaltung des Königreichs, und Wicliffe schien demselben durch seinen Geist und Charakter, wie durch die ganze Lage, worin er sich befand, vortrefflich geeignet, um ihm bei den Plänen behülflich zu sein, die der Herzog gegen die Macht des Papstes auszuführen gedachte. Zunächst zog er ihn an den Hof und schenkte ihm sein besonderes Vertrauen, was sich sehr bald darin kund gab, daß er ihn mit dem Bischof von Bangor zu einer Gesandtschaft nach Avignon, der damaligen Residenz des Papstes, ausersah, um dort Unterhandlungen über eine freie Besetzung der der englischen Kirche angehörenden Pfründen zu pflegen. Die beiden Abgesandten des Herzogs wurden zu Brügge von zwei päpstlichen Kommissären, dem Propst zu Valenza und dem Bischof von Pampelona, empfangen. Fast zwei Jahre (1373 und 1374) dauerten diese Verhandlungen, ohne daß etwas Besonderes damit erreicht worden wäre; von päpstlicher Seite wurde wenig versprochen und nichts gehalten.

Den einen Vortheil hatte indessen diese sonst nutzlose Gesandschaft für Wicliffe gehabt: er hatte einen tiefen Blick in das innerste Gewebe der päpstlichen Staatskunst geworfen und die ganze Blöße, das tiefe Verderben des päpstlichen Hofes in der Nähe kennen gelernt. Als er nun seine akademische Lehrstelle wieder angetreten hatte, schilderte er seinen Zuhörern mit den lebendigsten Farben die wirkliche Gestalt der römischen Kirche, das Leben und Treiben ihres Oberhauptes und seiner Geistlichkeit, deren ganze Menge, Päpste, Kardinäle, Bischöfe und ihre Anhänger als der leibhaftige Antichrist von ihm dargestellt wurden. Es sei (so sprach Wicliffe) ein gewaltiger, für das Heil der Menschheit grundschädlicher Irrthum, daß man glaube: die ganze streitende Kirche stehe unter dem Regimente des Antichrists; vielmehr zeige es Vernunft und heilige Schrift, daß es in einer Kirche nicht schlimmer, sondern besser stehen würde um christlichen Glauben und christliches Leben, wenn kein Papst oder Kardinal oder Mönche geworden wären. Zugleich verfaßte Wicliffe

eine Anzahl von Streitschriften ähnlichen Inhaltes, welche z. B. den Titel führten: von der Kirche und ihren Gliedern, von dem Teufel und seinen Gliedern, von Christo und dem Antichrist, vom Antichrist und seinen Gliedern, von den Schlauheiten des falschen Klerus, vom Wandel der Priester, von der Loslassung des Satans, vom Greuel der Verwüstung, Spiegel des Antichrists, vom verkehrten Glauben des Antichrists, gegen das Kreuz des Papstes u. A.

Es konnte nicht fehlen, daß, bei solcher entschiedenen Feindschaft Wicliffe's gegen den Papst und seine Klerisei, über kurz oder lang der Sturm gegen den kühnen Mann losbrechen mußte. Um also seinen Schützling bei Zeiten sicher zu stellen und den Verfolgungen seiner Feinde etwas weiter zu entrücken, beförderte ihn der Herzog von Lancaster zum Pfarrer zu Lutterworth, im Leicestrischen. Bald darauf erließ auch wirklich der damalige Papst Gregor XI. den gemessenen Befehl, Wicliffe zu verhaften und seine Lehren zu untersuchen. Der Bischof Courtney von London lud demgemäß den sogenannten „Ketzer" in die Paulskirche zu London vor, um dort über denselben Gericht zu halten. Der Herzog von Lancaster begleitete, mit dem Lord Percy, Marschall von England, den Vorgeladenen dorthin. Beide verlangten, daß Wicliffe, während man die Anklage gegen ihn vortrug und die Untersuchung über seine Lehre vornahm, einen Platz zum Sitzen erhalten solle, was der stolze Prälat auf das Nachdrücklichste verweigerte. Aus einem zwischen dem Herzog und dem Bischof darüber entstandenen Wortwechsel entwickelte sich bald eine laute und heftige Scene; der Herzog vergaß sich in seiner Heftigkeit so weit, dem Bischof zu drohen, er werde ihn und seine Genossen zur Kirche hinaus werfen lassen. Die Versammlung wurde aufgehoben und die Ketzerichter verließen unverrichteter Sache die Kirche, während das fanatische Volk wüthend auf den Herzog und seinen Begleiter hinstürmte, so daß diese nur mit genauer Noth sich in das Haus der Lords flüchten konnten, wo der Herzog

für die Beleidigungen des übermüthigen Prälaten Genugthuung forderte und der Stadt London mit Entziehung aller Privilegien drohte. Indessen war das blinde rasende Volk in die Paläste des Herzogs und der Lords gestürmt und hatte dieselben geplündert, bis es dem Bischofe selbst noch gelang, der tobenden Menge Einhalt zu thun.

Für den Augenblick war nun freilich die Angelegenheit Wicliffe's unterbrochen worden, und sie blieb es auch für die nächste Zeit, hauptsächlich in Folge der Veränderungen, welche durch König Eduard's Tod, im Jahre 1377, im Reiche entstanden waren. Das Ansehen und die Beliebtheit des Herzogs von Lancaster beim Volk waren bedeutend gesunken, und als das Haus der Gemeinen sich dahin entschieden hatte, daß während der Minderjährigkeit des jungen Königs Richard's II. eine Regentschaft zur Verwaltung des Reiches gewählt wurde, war der Herzog nur unter den Vormündern des minderjährigen Thronfolgers. Nicht lange dauerte es, so wurde, nach wiederhergestellter Ruhe, auch Wicliffe's Angelegenheit wieder aufgenommen; es wurden nach Rom, wohin soeben Gregor XI. den päpstlichen Stuhl wieder verlegt hatte, neue Anklagepunkte über die Ketzereien des Pfarrers von Lutterworth eingesendet, und der Papst erließ zu gleicher Zeit nicht weniger als fünf Bullen, von denen zwei an den Erzbischof Sudbury von Canterbury und an den Bischof Courtney von London, zwei an den Kanzler der Universität und an diese selbst, und eine an den König gerichtet waren. Alle wurden „um des Heils ihrer armen Seelen willen" beschworen, den auf den Umsturz der Kirche Christi ausgehenden frechen Ketzern mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegen zu treten. Ein Verzeichniß von 16 der schwersten Ketzereien Wicliffe's, die aus seinen Schriften ausgezogen worden, war mit der Weisung beigelegt worden, daß der gottlose Pfarrer von Lutterworth darüber vernommen und, wenn er sich dazu bekenne, entweder sofort verhaftet oder aufgefordert werden solle, binnen drei Monaten in Rom zu erscheinen, um über sein Verbrechen Rede zu stehen.

Diese schweren Anklagepunkte, welche gegen ihn vorgebracht wurden, waren aber folgende: 1) daß das Brod im Abendmahl nicht der wahre Leib Christi, sondern nur die Gestalt oder Vorstellung desselben sei; 2) daß die Substanz des Brodes und Weines auch nach der Einsegnung noch da sei; 3) daß die Accidenzien des Brodes und Weines nicht ohne Subjekt, ohne Substanz bestehen können; 4) daß Christus im Abendmahl nicht wirklich, identisch und dem Leibe nach gegenwärtig sei; 5) daß die römische Kirche ebensowenig, als irgend eine andere, das Haupt aller Kirchen sei; 6) daß der Papst nicht mehr Macht, als jeder andere Priester habe; 7) daß die weltlichen Fürsten berechtigt, ja bei Strafe der Verdammung verbunden seien, einer Kirche ihre Güter zu nehmen, wenn sie etwas verbrochen habe; 8) daß das Evangelium ganz allein schon hinlänglich sei, jeden Christen zu leiten und zu regieren; 9) daß kein Geistlicher befugt sein könne, Kerker und Gefängnisse zur Bestrafung der Verbrecher zu haben; 10) daß die päpstlichen Exkommunikationen, die geistlichen Censuren und Interdikte schon an und für sich null und nichtig seien, wenn sie nur auf die Vermehrung der Kirchengüter abzielten; 11) daß jeder gesetzmäßig ordinirte Priester die Vollmacht habe, eine jede Sünde zu vergeben; 12) daß die durch gottlose Priester verwalteten Sakramente ohne Kraft blieben; 13) daß die Zehnten bloße Almosen, und die Gemeinden nicht verpflichtet seien, dieselben zu entrichten, wenn die Priester ihre Pflichten vernachlässigten und einen schlechten Wandel führten; 14) daß diejenigen, welche sich der Exkommunikation oder des Interdikts wegen der Predigt des göttlichen Wortes enthielten oder auf den Gottesdienst Verzicht leisteten, sich gerade dadurch der wahren und evangelischen Exkommunikation schuldig machten; 15) daß die Errichtung der Bettelorden dem Evangelium schnurgrade zuwider sei; 16) daß es eine Aufmunterung des Müssiggangs, mithin auch

eine sträfliche Sünde sei, wenn man diesen Orden durch Almosen Vorschub thue.

Der Eindruck und Erfolg, den die päpstlichen Bullen auf die Universität und die Regierung bewirkten, waren keineswegs von der Art, wie der Papst gehofft und erwartet hatte. Die Universität war lange unschlüssig, ob sie die ihr zugekommene päpstliche Bulle annehmen und der darin enthaltenen Aufforderung Folge leisten solle; die Regierung dagegen mit dem Parlamente handelte geradezu dagegen und bewies Wicliffen ihr Vertrauen dadurch, daß sie sich bei ihm Raths holte, ob sie die für den Papst gesammelten Gelder nicht für das Wohl des Staates verwenden dürfte, eine Frage, welche Wicliffe natürlich mit triftigen Gründen unbedingt bejahte. So geschah es denn auch; die Regierung behielt die Gelder zurück.

Der Bischof von London, jetzt von Neuem über Wicliffe aufgebracht, beeilte sich nunmehr, dem „Ketzer" das Sündenregister seiner anstößigen Lehren zu übersenden und ihm den Tag zu bestimmen, wo er sich in der Kapelle zu Lambeth wegen seiner Irrlehren rechtfertigen solle. Diese Versammlung zu Lambeth nahm jedoch einen Ausgang, welchen der Bischof nicht erwartet hatte: schon war das Verdammungsurtheil zum Spruche reif, als mit ungestümen Toben das Volk in die Hallen drang und seinen Unmuth laut gegen die versammelten Prälaten losließ, die sich dadurch in die Nothwendigkeit versetzt sahen, mit ihrer Rache an sich zu halten und Wicliffe für diesmal mit der bloßen einfachen Verwarnung zu entlassen, er solle seinen Irrlehren entsagen und in den Schoß der römischen Kirche zurückkehren.

In einen neuen Wendepunkt trat Wicliffe's Angelegenheit nach dem im Jahre 1378 erfolgten Tode Gregor's XI., als dem von den Kardinälen gewählten italienischen Papste Urban VI. in dem Grafen Robert von Genf ein Gegenpapst, unter dem Namen Klemens VII. entgegengesetzt und dadurch eine über 30 Jahre andauernde Papstthums-Spaltung („Schisma") hervor-

gerufen wurde, die ein deutliches Zeugniß von der innern Haltlosigkeit und Auflösung der päpstlichen Hierarchie war. Vor Wicliffe's Augen stellte sich die ganze Kläglichkeit dieses Zustandes mit seinen unheilvollen Folgen in so grellem Lichte dar, daß er dieselben in einem deutlichen Spiegel aller Welt vor Augen zu stellen sich gedrungen fühlte. Die Flugschrift „von der Spaltung der römischen Päpste", in welcher dies geschehen ist, verfehlte ihre Wirkung im Volke nicht und trug nicht wenig dazu bei, die Zahl derer, die im Stillen mit Wicliffe waren, bedeutend zu vermehren. Ihm selber freilich wurde die Freude über die Erfolge seines reformatorischen Strebens durch eine gefährliche Krankheit verkümmert, in welche er kurz darauf verfiel. Aber auch auf dem Siechbette verließ ihn der kühne Muth nicht, der ihn zum ausdauernden Streiter des Herrn stählte. Seine Feinde wollten in kurzsichtiger Verblendung diese Krankheit Wicliffe's benützen, um ihn zu einem Schritte zu veranlassen, welchen alle ihre Macht und Bosheit über den Gesunden nicht vermocht hatte; vier Bettelmönche, in Begleitung von ebensoviel angesehenen Oxforder Bürgern, besuchten ihn und gedachten ihn zu einem Widerruf der Lehren zu bewegen, deren Erforschung und Verkündigung der Mann seine Kräfte in gesunden Tagen geweiht hatte. Aber der Edle wies solches Ansinnen mit den Worten zurück, die er, indem er sich vom Lager aufrichtete, in prophetischer Ahnung sprach: „Nein! ich werde nicht sterben! ich werde leben, leben, um die Bosheit der Mönche zu verkündigen!" Und er genas, um, was er begonnen, mit rüstiger Kraft weiter zu führen.

Die Schätze der heiligen Schrift, woraus der englische Reformator vor der eigentlichen Reformation seine Bildung und seine Grundsätze geschöpft hatte, auch dem der fremden gelehrten Sprache unkundigen Volke zugänglich zu machen, dieser Gedanke war es, welcher Wicliffe jetzt begeisterte und antrieb, die Bibel in's Englische zu übersetzen, eine Aufgabe, welche in

damaliger Zeit bei dem Mangel so vieler gelehrter Hülfsmittel, wie sie dem Uebersetzer jetzt zu Gebote stehen, keine leichte war. Wicliffe löste sie und regte durch seine wörtlichgetreue Uebertragung der heiligen Bücher die Begierde seiner Zeitgenossen zur näheren Kenntniß derselben nicht wenig an. Die Gegner der reformatorischen Bestrebungen Wicliffe's boten Alles auf, um beim Parlament ein Gesetz zu erlangen, wodurch diese Uebersetzung der Schrift unterdrückt werden sollte; aber das Gesetz ging nicht durch, und wurden auch gelegentlich einige, bei Anhängern Wicliffe's vorgefundene Handschriften dieser Uebersetzung verbrannt so diente dies doch, wie immer in dergleichen Fällen, nur dazu, sie um so mehr zu verbreiten.

Um unsern Lesern eine Vorstellung von der Art und Weise zu geben, wie Wicliffe seine theils in englischer, theils in lateinischer Sprache geschriebenen Flugschriften abfaßte, sei es vergönnt, hier ein Bruchstück aus einer derselben einzuschalten, worin er sich mit den Gründen beschäftigte, warum arme Priester keine Stellen erhielten. Er sagt darin unter Anderem: „Ja, wer nach Rom laufen und Geld aus dem Lande schleppen und rechten und prozessiren und für die Zehnten oder andere irdische Vortheile, die man das Kirchenrecht des Antichrists nennt, weidlich streiten und darauf schwören kann, der kann reiche Kirchenstellen davon tragen, und wenn er noch so unkräftig wäre, wenn er gleich in dem Rufe eines lasterhaften Lebens und eines gottlosen Beispiels von Stolz, Geiz, Schwelgerei, Geilheit und anderer großen Sünden stände. Den einfachen und rechtschaffenen Mann dagegen, der sich fromm zu leben und Gottes Gesetz rein und lauter zu verkündigen bestrebt, den hält man für einen Heuchler, für einen neuen Lehrer, für einen Ketzer, und man gibt nicht zu, daß er zu einem Amte gelangt. Und führt er nun an einem kleinen, elenden Orte, verkannt und hintangesetzt, ein armseliges Leben, so verfolgt und verlästert man ihn auch da so lange, bis er endlich durch List und Betrug und aller-

hand Nachstellungen oder durch verschiedene Gewaltthätigkeiten verstoßen, in's Gefängniß geworfen und verbrannt wird. Die Lords, welche da Geistliche zu ernennen haben, verlangen, für ihre Präsentationen gemeiniglich ein großes Geld, und haben sie das erhalten, so brauchen sie ihre Seelsorger wohl gar zu weltlichen Diensten. Deßwegen verabscheuen sie auch den Priester, der Gottes Gesetz versteht, und dem Volk durch sein rechtschaffenes Leben ein gutes Exempel gibt, denn es ist ihnen um einen Küchenschreiber, um einen Pfennigfuchser oder um einen Menschen zu thun, der sich auf den Bau eines Schlosses oder auf andere weltliche Händel versteht, sei es auch, daß er sonst nicht einmal seinen Psalter lesen oder daß er weder die zehn Gebote, noch die Sakramente der Kirche verstehen könne. Und um diese Simonie zu bemänteln, nehmen zwar einige Lords gar nichts für sich selbst an, lassen aber dagegen doch der gnädigen Frau den Hof machen, und derselben gibt man denn etliche Schnupftücher oder ein schönes Paradepferd oder auch ein Fäßchen Wein. Und wenn zuweilen wieder die Lords irgend einen rechtschaffenen Mann für ihre Pfründe bestimmen, so wissen sie die Damen nichts desto weniger schon zu bereden, daß sie ihre Bestimmung ändern und die Pfarrei lieber einem guten Tänzer oder Jäger, einem Mäkler oder Seiltänzer zuwenden, den sie in Affektion genommen haben. Diese Leute kriechen sodann an den Höfen großer Herrn, um noch fettere Pfründen zu erhaschen, und sie denken dabei nicht einmal daran, ihr geistliches Amt mit Fleiß zu versehen. Wehe den Herrn, welche von solchen verdammten Ketzern, von den Dienern des Antichrists, von den Verräthern Gottes und seines Volkes geleitet worden! Oder wenn die armen Priester je zuweilen auch eine freiwillige Präsentation erhalten könnten, so müssen sie sich doch fürchten, armer Leute Vermögen zu verschwenden; denn die Priester sind verbunden, sich mit Nahrung und Kleidung, wie der heilige Paulus lehrt, für hinlänglich belohnt zu halten, und haben sie etwas darüber, so ist dieses das Gut des Ar=

men, wie das ihre eigenen und Gottes Gesetze lehren, deren Beschützer sie von Rechtswegen sein sollen. Allein wenn sie da installirt und zu ihrem Amt eingesegnet werden, so müssen sie von diesem Gute, das bekanntlich nach dem Ueberflusse dem armen Manne gehört, die Konsistorialen, die Erzdechante, die Officialen traktiren, welche sammt und sonders ohnedies nur gar zu reich sind. Und wenn sie nun die Bischöfe mit ihren Beamten unter dem Vorwande besuchen, daß sie ihre Kirche visitiren wollen, sie, die nicht selten offenbaren Sündern jährliche Pensionen auswerfen und die Seelen dem Satan für Geld verkaufen; so sind doch die armen Pfarrer verbunden, dieselben reichlich zu bewirthen und ihnen Visitationsmahlzeiten zu geben, die den göttlichen und menschlichen Gesetzen, der Vernunft und dem Gewissen zuwider sind. Und doch will man nicht gestatten, daß diese Pfarrer Gottes Gesetz predigen, und ihre Untergebene vor den falschen Propheten warnen, welche sie durch ihr Leben und durch ihre Lehre betrügen; denn sie müßten da wider die großen Sünden der Prälaten selbst reden, und diese halten dafür, daß solche leidige Bestrafungen die Kirche Gottes zerstören. Zuweilen lassen sich auch wohl ihre Patrone von ihnen bewirthen und bringen sie also um den geringen Unterhalt, von dem sie und andere arme Personen leben sollen. Solchergestalt können sie denn ihre Zehnten und Opfer nicht nach ihrem guten Gewissen oder nach dem Gesetze Gottes gebrauchen, sondern sie sehen sich genöthigt, dieselben an reiche und müßige Leute zu verschwenden. Und wenn sie mitunter die vielfältigen und täglichen Befehle der Bannflüche nicht glücklich vollziehen, um die Habsucht des Antichrists zu sättigen, so werden sie selbst verfolgt, von einem Orte zum andern citirt, sie werden verunglimpft, ihrer Stellen entsetzt und verlieren ihre Einkünfte. Oder wenn sie die kostspieligen Gastereien vernachlässigen, wenn sie sich nicht so prächtig und herrlich kleiden, wie es der falsche Geschmack der Welt mit sich bringt, so werden sie wenigstens gehaßt und angefeindet,

und Jedermann ist gleich bereit, ihren guten Namen oder ihre Güter zu schmälern. So viele Kunstgriffe hat der Antichrist durch seine weltlich gesinnte Klerisei erfunden, um die Seelsorger zu zwingen, daß sie entweder das Vermögen des armen Mannes verschwenden und ihr Amt schlecht versehen, oder aber alles verlassen, dulden und leiden müssen, damit die Glieder des Antichrists, als Herrn dieser Welt, das arme Volk durch vorgegebene Kirchenstrafen berauben und die Lehre des Teufels nicht nur durch die öffentliche Predigt, sondern auch durch Beispiele des lasterhaftesten Wandels verbreiten mögen. Und fühlen dergleichen Seelsorger nun auch den Trieb, Gottes Gesetz zu lernen und zu lehren, so können sie doch von den Bischöfen die Erlaubniß dazu nicht anders als um baares Geld erlangen und wenn sie in ihren Studien am meisten zunehmen, so wird ihnen da ihr Beginnen gemeiniglich wieder eingestellt. Um dieser und tausend anderer Ursachen willen halten es einige arme Priester für gut, herum zu reisen, wo sie am meisten nützen können. Demungeachtet aber verdammen sie die Seelsorger nicht, welche ihr Amt wohl versehen und in ihren Sprengeln wohnen. Christus bewahre seine Priester und das gemeine Volk vor den Betrügereien der Antichrist's, nach seiner unendlichen Barmherzigkeit, Amen!" — —

Kehren wir nun nach diesem kurzen Einblick in die charakteristische Weise von Wicliffe's schriftstellerischer Darstellung wieder zu den Schicksalen des Reformators zurück! Der Verfolgungseifer seiner erbitterten Gegner ging immer hartnäckiger auf sein Ziel los. Ein Beschluß der Häupter der Oxforder Universität, welchen der Vicekanzler derselben, Dr. Barton, zu erwirken gewußt hatte und wodurch dem mißliebigen Pfarrer zu Lutterworth mit allem Nachdruck angedeutet wurde, daß er seinen anstößigen Meinungen entsagen und durch deren Aeußerung kein Aergerniß geben solle, erlangte eine für Wicliffe jetzt um so nachtheiligere Bedeutung, als sein bisheriger hoher Gönner, der Herzog von Lancaster, aus welchen Gründen es auch immer geschehen sein mochte,

allmählig angefangen hatte, kälter gegen den früher Begünstigten und Beschützten zu werden und sich von demselben zurückzuziehen. Als nun nach Sudbury's Tode, Wicliffe's heftigster Feind Courtney, der bis dahin Bischof von London gewesen, Erzbischof von Canterbury geworden war, hatte dieser fanatische Ketzerrichter nichts Eiligeres zu thun als Wicliffe auf den 17. Mai 1382 in das Kapuzinerkloster zu Canterbury vorzuladen, um daselbst seine Irrthümer untersuchen zu lassen. Da indessen Wicliffe muthig erklärte, er könne diesen Gerichtshof des Erzbischofs nicht als den seinigen anerkennen und da er vielmehr an den Spruch der Universität apellirte, so berief Courtney die Bischöfe seines Sprengels zu einer geistlichen Synode zusammen, um ein entscheidendes Gericht über den widerspenstigen und hartnäckigen Ketzer und seine Lehren zu halten. Gegen die hier erfolgte Verdammung seiner Sätze trat der unermüdliche Mann mit unerschrockenem, ungebeugtem Muthe abermals in gelehrten Abhandlungen und Flugschriften auf, worin er seine Ueberzeugungen gegen das ungerechte Verdammungsurtheil der Synode mit so glänzendem Scharfsinn zu rechtfertigen unternahm, daß die Zahl seiner Anhänger wieder von Neuem wuchs und die mit ihm Gleichgesinnten sich nur um so entschiedener in ihrem Glauben und ihrem wohlbegründeten Rechte befestigten. Der ergrimmte Erzbischof brachte nun einen Gesetzesvorschlag in's Parlament, wodurch die Richter bevollmächtigt werden sollten: jeden Ketzer, der sich in ihrer Grafschaft zeigen würde, zu verhaften, — ein Vorschlag, der jedoch an dem Widerspruch des Unterhauses scheiterte. Nachdem Courtney auf diesem Wege seinen Rache- und Verfolgungsplan gegen Wicliffe nicht hatte durchsetzen können, wandte sich derselbe geradezu an den König, um von diesem Patente zu Maßregeln gegen alle sogenannten Ketzer zu erlangen. Der schwache König ging zwar darauf ein, aber die Provinzen erhoben sich dagegen und beschwerten sich darüber beim Parlament, welches laut und entschieden seine Mißbilligung dieser Uebergriffe der stolzen und anmaßenden Geistlich-

keit erklärte; dadurch sah sich nun der König genöthigt, die dem Erzbischof gegebenen Vollmachten zurückzunehmen. Nichts destoweniger setzte der schlaue Courtney wenigstens dies durch, daß der König ein besonderes Schreiben an den Vicekanzler und den Magistrat der Universität zu Oxford erließ, worin denselben dringend anempfohlen wurde, nach Wicliffe's ketzerischen Schriften und Anhängern sorgfältig zu forschen, um jeden, der diese Schriften besäße oder die darin gelehrten Meinungen zu vertheidigen wagte, sofort von der Universität zu entfernen, wozu sich Richter und Vorstände der Stadt auf alle Weise behülflich beweisen sollten.

Die Bekanntmachung des königlichen Befehls brachte die ganze Universität in die lebhafteste Aufregung, die Studierenden geriethen in solche Bewegung, daß die Hörsäle geschlossen werden mußten. Wicliffe hielt es indessen unter solchen Umständen für gerathener, seine Lehrstelle zu Oxford ganz aufzugeben und sich auf seine Pfarrei Lutterworth zurückzuziehen. Dort war es, wo er denn auch sein Hauptwerk, welches sein wissenschaftlich-reformatorisches System enthält, den „Trialogus“ oder „vier Bücher-Dialogen“ vollendete. Das erste Buch handelt von der Gottheit und von den Ideen überhaupt; das zweite von der Erschaffung der Dinge; das dritte von den Tugenden und Lastern (Sittenlehre), und das vierte von den Sakramenten der römischen Kirche, von der schädlichen Dotation derselben, vom Reich des Antichrists, vom Ursprung der Mönche, von ihrer Heuchelei und dergleichen. In der Stille seines Pfarrlebens wirkte Wicliffe außerdem durch seine Predigten für religiöse Aufklärung und Bildung des Volkes. Unter Wicliffe's Schriften finden sich mehrere von ihm gehaltenen Predigten und eine Postille über die Evangelien und Episteln der Sonn- und Feiertage des ganzen Jahres. Auch eine katechetische Schrift: der arme Landmann hat Wicliffe verfaßt, als einen für die Armen bestimmten Unterricht in der christlichen Lehre, worunter die Erklärung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, der zehn Gebote

und des Vaterunsers besonders gelungen sind. Indessen ist der Kreis seiner Anhänger weniger unter dem eigentlichen Volke zu suchen, sondern es sind vorwaltend die Gelehrten und höheren Stände gewesen, bei welchen seine reformatorischen Ideen Eingang fanden.

Als sich England bei der noch fortdauernden Papstthums-Spaltung verleiten ließ, dem Papste Urban, der alle Christen zu seiner Vertheidigung gegen den Gegenpapst Klemens aufgefordert hatte, Hülfstruppen unter der Anführung des Bischofs Spencer von Norwich zu senden, trat Wicliffe mit edler Entrüstung dagegen auf, daß um zweier streit- und ränkesüchtiger Priester willen so viel Geld und Blut geopfert werden sollte, und wies in einer deßfalls abgefaßten Flugschrift darauf hin, daß das Kreuz ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung, nicht aber die Losung zum blutigen Kriege in der Christenheit sei.

Kaum hatte der Papst Urban vor seinem Gegner einige Ruhe gefunden, so lud er Wicliffe nach Rom vor. Das päpstliche Schreiben traf diesen indessen im Krankenbette, auf welches ihn ein Schlagfluß, der ihn in der Kirche zu Lutterworth getroffen, darniedergestreckt hatte. Aber ungeschwächt in seiner geistigen Kraft, erließ der ehrwürdige Mann noch in seinen letzten Lebenstagen folgende öffentliche Antwort an Urban, gleichsam sein Vermächtniß an die Nachwelt: „Mit Freuden lege ich meinen Glauben jedem Biedermanne, insbesondere dem Papste, dar. Denn vorausgesetzt, daß dieser Glaube wahr und von Gott gegeben ist, wird ihn der Papst mit Freuden vertheidigen; ist es ein Irrthum, so wird er ihn gern mit Weisheit berichtigen. Ich nehme an, daß das Evangelium Christi ein Theil des göttlichen Gesetzbuches sei; denn ich glaube, daß Jesus Christus, der uns dieses Evangelium gegeben, wahrer Gott und wahrer Mensch sei, daß folglich sein Gesetz über alle andere Gesetze erhaben sein müsse. Ich nehme überdies an, daß unter allen Menschen in der Welt Niemand mehr, als der Papst verpflichtet, dieses Evangelium aufrecht zu

halten; denn der Papst ist der größte Stellvertreter Christi auf Erden. Nun ist aber nicht irdische Größe der Maßstab eines Stellvertreters Christi, sondern ein tugendhaftes Leben nach dem Vorbilde Christi; denn so belehret uns eben das Evangelium. Dieses lehrt uns, und ich glaube dies nach dem Zeugniß Christi selbst, daß Christus, als er auf Erden wandelte, der ärmste und schlichteste Mensch war; denn er sagt selbst, er wisse nicht, wohin er sein Haupt hinlegen solle. Ferner, zur Glaubensregel dient mir der Grundsatz, daß wir Papst und Heiligen nur insofern nachahmen dürfen, als sie selber Christo nachgeahmt; denn Jakobus und Johannes haben geirrt, Petrus und Paulus haben gesündigt. Dies veranlaßte mich, dem Papst die heilsame Warnung zu geben, daß er doch die zeitliche Herrschaft den weltlichen Herrschern, nach der Vorschrift Christi, überlassen und seine Geistlichkeit auch dazu ermahnen möge. Denn so handelte Christus und seine Schüler, bis der Teufel die Welt verblendete. Irre ich mich hierin, so unterwerfe ich mich der Buße, sollte es mir auch das Leben kosten; denn dies würde mir vortheilhaft sein. Wäre ich im Stande zu reisen, so würde ich mich nach Gottes Wohlgefallen auf den Weg zum Papst machen. Aber Christus hat mich in die Nothwendigkeit versetzt, es nicht zu thun, und mir befohlen, Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen. Auch schmeichle ich mir, der Papst werde nicht Antichrist sein wollen und mit mir gegen den Willen Christi verfahren. Denn wenn er selbst, oder von seinen Anhängern vermocht, mich vernunftwidrig vorladet und diese ungerechte Vorladung wiederholt, so ist er der offenbare Antichrist. Die gute Meinung entschuldigte Petrus nicht und konnte nicht hindern, daß ihn Christus „Satan" nannte. Die blinde Bosheit seiner Räthe kann dem Papst noch weniger zur Entschuldigung dienen; denn wenn er von wahren Predigern verlangt, daß sie eine Reise über ihre Kräfte unternehmen, so ist kein Grund da, der ihn als Antichrist vor Gott rechtfertigen könnte. Denn der Glaube

lehrt uns, daß der gepriesene Gott uns nie über unsere Kräfte versuche. Wollte dies ein Mensch thun? Wir bitten also Gott in unserm Gebet, daß er unsern Papst Urban VI. nicht von seinen Feinden verführen lasse. Christus, der nicht lügen kann, sagt, daß die Feinde eines Menschen seine Hausgenossen sind, und das gilt von Menschen und von Teufeln." —

Nicht lange darauf, nachdem Wicliffe vom Krankenlager aus diesen Brief an Papst Urban veröffentlicht hatte, erlag der Vielgeprüfte den Folgen des Schlaganfalls, der ihn getroffen hatte, im Jahre 1384, im sechzigsten Lebensjahre. Freilich hatte, auch die Veranlassung zu seinem Tode und einige denselben begleitende Umstände seinen Gegnern die Gelegenheit geboten, um den Tod des „Erzketzers" als eine Wirkung des Fluchs darzustellen, mit dem der Himmel den Mann beladen hatte, indem das Gericht selbst an ihm das durch sein Leben sattsam verdiente Verdammungsurtheil an dem Sterbenden vollzogen habe.

Das Leben Wicliffe's ist, wie jedes ausgezeichneten Mannes, mit seinem Tode noch nicht zu Ende. Er lebte in seinen Freunden und Anhängern, zum Aerger seiner Feinde, noch fort; die Saat, die er gesäet hatte, reifte im Stillen dem Tag der Ernte entgegen. Wicliffe's Lehren wurden nach seinem Tode mit dem größten Eifer verbreitet, und seine Anhänger, die bald Wicliffiten bald Lollharden oder Lollarten genannt wurden, waren bald so zahlreich geworden, daß sie eine eigene Partei ausmachten, die sich im Jahre 1389 ganz von der römischen Kirche trennte und 1395 dem Parlamente ihre Lehrsätze übereichte, um deren Bestätigung nachsuchend. Die wichtigsten Punkte darin waren folgende: 1) daß die Gewalt der römischen Geistlichkeit, wodurch sie sich Alles zu unterwerfen trachte, nicht von Christo dem Herrn eingesetzt sei; 2) daß die römisch-katholische Lehre von der Transsubstantiation zur Abgötterei verleite; 3) daß das Cölibat der Geistlichen unzählige Ausschweifungen und Aerger-

nisse verursache; 4) daß die Wallfahrten und Verehrung der Heiligen und ihrer Bilder ohne Abgötterei nicht wohl stattfänden; 5) daß die Ohrenbeichte die Priester nur stolz mache und ihnen Gelegenheit verschaffe, an vielen Ränken Theil zu nehmen; 6) daß das Gelübde der Keuchheit, das von weiblichen Personen abgelegt würde, die größten Unordnungen, ja sogar Blutschande, Gottesraub und Kindermord veranlasse. Obgleich nun der Inhalt dieser und anderer Wicliffitischen Sätze schon auf der im Jahre 1382 gegen Wicliffe selbst abgehaltenen Synode verdammt worden waren, so nahm doch die Zahl derer, die sich dazu bekannten, immer mehr zu und sie konnten nicht einmal durch mancherlei Verfolgungen, die seit 1399 unter der Regierung der englischen Könige Heinrich IV und V. wider dieselben ausbrachen, unterdrückt werden. Ein Rektor zu Sankt Osiths in London, William Saunters, ein Hauptanhänger Wicliffischer Lehren, wurde sogar auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Ihre Lehren drangen unter dem Papst Alexander V. sogar bis nach Böhmen, und viele Bücher Wicliffe's sind von Huß in's Böhmische übersetzt worden. Aber Alexander's Nachfolger, Johann XXIII., verdammte im Jahre 1413, eine Anzahl von Schriften Wicliffe's als ketzerisch; er befahl, dieselben auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen, und sprach den Bannfluch über alle diejenigen aus, die irgend ein Buch von ihm lesen, besitzen oder auch nur beifällig anführen würden, ohne seinen ketzerischen Inhalt zu widerlegen oder zu verwerfen. Um der Verfolgung noch mehr Nachdruck zu geben, wurde auf der Synode zu Konstanz durch den Papst Martin V., in der achten Sitzung, eine völlige Verdammung und Inquisition gegen die Anhänger Wicliffe's eingesetzt, sein Andenken verflucht und die Ausgrabung seines Leichnams angeordnet. Dieser päpstliche Befehl ist denn auch im Jahre 1428 durch Richard Flemming, Bischof von Lincoln, vollzogen und die ausgegrabenen Gebeine des Ketzers sind verbrannt worden.

Doch mag auch Wicliffe's Name in den Annalen der Ketzergeschichte gebrandmarkt erscheinen, so weiß doch die Nachwelt sein Andenken verdientermaßen zu ehren, und der Pfarrer von Lutterworth, der manches Luther-Wort vor Luther muthig gesprochen, steht als einer der wirksamsten „Reformatoren vor der Reformation" in der Geschichte der christlichen Kirche in schöner Verklärung da!

Gregor von Heimburg.

Von

Johann Georg August Wirth.

„In Zeiten, wo eine schöne, edle Begeisterung die ganze Menschheit beseelt, ebenfalls tüchtig sein und seinen besseren Gefühlen folgen, — ist nicht so schwer: man wird vom Strome unwillkürlich mit fortgerissen. Aber in Zeiten der Gährungen, des Egoismus, der rücksichtslosen Gewalt einzig und allein seiner Ueberzeugung folgen, das Recht und die Wahrheit verfechten, auch wenn man selber nicht mehr die Früchte seiner Bemühungen kostet, vielmehr nur Undank und Verfolgung davon erntet, — das ist keine so leicht zu erwerbende Tugend."

Dr. Karl Hagen.

Gregor von Heimburg.

(Geboren um 1405, gestorben im August 1472.)

Es gab eine Zeit in Deutschland, noch sind wenig Jahre seitdem verflossen, wo mancher Schriftsteller sich berechtigt glaubte, die Deutschen der Mehrzahl nach Bediente zu nennen, wo man die Jugend zwar glänzende Bilder von Freiheit in Griechenland und Rom träumen ließ, ihr für das eigene Leben hingegen Unterwürfigkeit und Gehorsam als die oberste Tugend des Staatsbürgers pries. Jene düstere Zeit ist glücklich entschwunden, allein noch hat unser Volk den selbstständigen Sinn, das Rechtsgefühl und die Kühnheit nicht erlangt, welche Männern ziemen. Solchen Unabhängigkeitssinn und solchen Muth mehr und mehr erstarken zu machen, soll unser Bestreben sein. In unsere eigene, thatenreiche Vorzeit wollen wir zurückgreifen und unserem Volke einen Mann vorführen, der durch Weisheit und Gelehrsamkeit, durch unerschütterlichen Muth und unwandelbare Treue, durch aufrichtige Wahrheits- und aufopfernde Vaterlands-Liebe unter seinen Zeitgenossen hervorragte, dessen Streben auf die Kräftigung der Einheit Deutschlands, auf dessen Ruhm, Macht und Glück gerichtet war, ein Ziel, welches er mit eisernem Muthe und aufopfernder Liebe verfolgte. Möge durch das Beispiel solcher Männer auch in uns der Drang erwachen, der Muth erstarken, im Kampfe gegen die Hindernisse, welche einer endlichen

Vereinigung und freisinnigen Wiedergeburt unseres großen Vaterlandes im Wege stehen!

Unter unseren kühnsten Männern nimmt Gregor von Heimburg eine der ersten Stellen ein. Seine Geburt fällt in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Um indessen das Wirken dieses Mannes recht zu begreifen, müssen wir seine Zeit kurz betrachten.

Noch war der Scheiterhaufen des Huß in frischem Angedenken, noch waren die Wunden nicht verharrscht, welche der Rachekrieg der Hussitten geschlagen hatte, das Concilium von Konstanz war indessen nicht im Stande gewesen, mit Huß auch die reformatorischen Ideen zu unterdrücken, für welche vor mehr als zwei Jahrhunderten schon Arnold von Brescia zum Märtyrer geworden war. Die Ideen dieser Männer waren nicht verloren, auf ganz Deutschland war vielmehr der reformatorische Drang übergegangen. Dies zeigten die auf einander folgenden Kirchenversammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts, welche den Geist der Zeit in seiner besseren Richtung vertraten; denn sie waren das Organ der Wünsche und Hoffnungen aller aufgeklärten Männer, und was von ihnen angestrebt wurde, stellte damals alle höheren Interessen Europa's in geistiger Beziehung dar. Nicht in kirchlicher Beziehung allein aber, — auch in politischer war ein Streben nach Verbesserung vorhergegangen; dies zeigte der Kampf der Städte mit den Fürsten im vierzehnten Jahrhunderte, der leider unglücklich für die ersteren endete, übrigens eine der wichtigsten Entscheidungsepochen unserer Geschichte war. Von dem Zeitpunkte an erstarkte die Macht der Fürsten immer mehr auf Kosten des Kaisers, der Ritterschaft und der Bürger. Es erwachte indessen zu jener Zeit auch die Liebe zur klassischen Literatur in Deutschland, sie wurde ein bedeutungsvoller Bundesgenosse der reformatorischen Partei im Kampfe gegen die Hierarchie. In diesen drei Richtungen jener Zeit war Gregor von Heimburg der erste Vorkämpfer. Er bekämpfte die Anmaßungen des

Papstes, er trat unerschrocken den Uebergriffen der Fürsten entgegen, sowohl die kaiserliche Würde verfechtend, als auch die Rechte der Bürger, er erwarb sich um Einführung der klassischen Literatur in Deutschland außerordentliche Verdienste.

Gregor von Heimburg wurde zu Anfang des fünfzehnten Jahrhundertes in der Gegend von Würzburg geboren, auf einem Gute seiner Familie, eines edlen fränkischen Geschlechtes. Von seiner Jugend ist weiter nichts bekannt, als daß er im dortigen Stifte erzogen wurde, seine Universitätsstudien ebenfalls in Würzburg machte. Sein Hauptfach war zwar die Jurisprudenz, und er errang sich gegen das Jahr 1430 die Würde eines Doktors der Rechte, allein er machte sich auch mit anderen Wissenschaften gründlich bekannt, wie aus seinen Schriften erhellt. Das Studium der Literatur haben wir schon erwähnt; er beschäftigte sich aber außerdem noch mit Philosophie und war endlich ein so vollendeter Theologe, daß selbst Bischöfe seinen theologischen Streitschriften, in welchen er zum Theil die Anmaßungen des Papstes angriff, nur mit Schimpfreden zu entgegnen wußten.

Als im Jahr 1431 die berühmte Kirchenversammlung zu Basel eröffnet wurde, begab sich Gregor von Heimburg dahin und trat zum ersten Mal im öffentlichen Leben auf, in welchem er eine so bedeutende Rolle spielen sollte. Er wurde dort mit Aeneas Sylvius Piccolomini aus Siena bekannt, welcher seinerseits dort die Laufbahn als Rechtsgelehrter eröffnete, die er als Papst, unter dem Namen Pius II., endete. Liebe und Studium der klassischen Literatur führte die beiden jungen Männer zusammen, und deren Ansichten vereinigten sich dahin, daß nicht blos eine Läuterung des Geschmackes durch das Studium der Alten ermittelt werden müsse, sondern auch eine religiöse Reform. Gregor wurde von Aeneas Sylvius in die wahren Schönheiten der Alten eigentlich erst eingeführt, er lernte durch ihn den Hauptvorzug ihrer Werke kennen,

die fruchtbare Lebensweisheit gegenüber der todten Schulgelehrsamkeit oder dem Scholasticismus des fünfzehnten Jahrhunderts. Aeneas Sylvius gab sich große Mühe, das klassische Studium in Deutschland zu erwecken und erwarb sich in dieser Beziehung auch entschiedenes Verdienst. Er hatte indessen die edle Natur nicht wie Heimburg die Liebe zu den Wissenschaften läuterte nicht auch seinen sittlichen Charakter, durchdrang nicht auch sein ganzes Wesen mit männlichen, ehrenhaften Grundsätzen, so daß er sein Leben rücksichtslos der Beförderung großer Ideen gewidmet hätte, sondern er war bei aller Bildung, bei allem Geiste — der Ueberläuferei fähig. In dieser Hinsicht war Gregor von Heimburg sein Gegensatz. Begabt mit reicher Gemüthlichkeit (so schilderten wir ihn schon an einem anderen Orte), sittlich-edler Gesinnung und einfacher, doch um so treuerer Aufrichtigkeit, wollte er überall nur das Schöne, Gute und Würdige. Er haßte den Aberglauben, die Pedanterie und die Ausschweifungen; und so widersetzte er sich der entarteten Kirche wie dem abgeschmackten Scholasticismus. Der größte Vorzug Gregor's war aber sein Patriotismus; er verlangte mit glühendem Eifer nach der Größe und dem Glücke seines Vaterlandes; deßhalb forderte er eine starke Reichsgewalt und bekämpfte die Anmaßungen der Fürsten. Die klassischen Studien, welchen er sich mit Begeisterung ergab, sollten ihm nun nicht blos zum Gelderwerb, zur Unterhaltung und Lebensverschönerung dienen, wie bei Piccolomini; sondern sie sollten der Brennpunkt werden, in welchen er seine Bestrebungen für Aufklärung und Geschmacksbildung, sowie für die Freiheit und Einheit seines Vaterlandes zusammenfaßte. Sie sollten ihm die Leuchte verschaffen zur Verscheuchung der geistigen Dämmerung seines Zeitalters, die mächtige Waffe zur Verfechtung der Volksrechte wider kirchliche, wie staatliche Unterdrückung. Eben darum wird die Gestalt Heimburg's bei geschichtlich treuer Auffassung so erhaben, weil er nicht blos Eine Richtung der Zeit in sich aufnahm, wie es so oft geschieht, also nicht blos den Betrieb wissenschaftlicher

und kirchlicher, sondern auch die Durchführung der staatlichen Reformen. Vollends ehrwürdig wird der große Deutsche aber durch die Unbeugsamkeit und unbestechliche Treue, mit denen er seinen Grundsätzen bis an sein Lebensende anhing. Während der leichtfertige Piccolomini zum Ueberläufer wurde, um zu genießen, zu glänzen und zu herrschen, — konnte keine Drohung, keine Bestechung und keine Verfolgung den aufrichtigen Heimburg von seinem Ziele ablenken.

Vom Jahre 1433 bis 1460 war Gregor von Heimburg Syndikus der Reichsstadt Nürnberg, und wurde auch während der Zeit bei allen wichtigen Rechtshändeln der Fürsten, ja bei den Reichstagen selbst zu Rathe gezogen, welche er fast sämmtlich besuchte. Bei einem historischen Begebnisse sehen wir ihn aber zum ersten Male im Jahre 1446 auftreten, wo er von den Kurfürsten als Gesandter nach Rom an Eugen IV. geschickt wurde. Dieser Papst wollte, wie sein Nachfolger Aeneas Sylvius, die Obergewalt der Concilien nicht anerkennen und suchte der Kirchenversammlung zu Basel ihre mächtigsten Stützen zu entziehen. Zu diesen gehörten unter anderen die Erzbischöfe von Köln und Trier, welche der freisinnigeren Meinung mit Entschiedenheit zugethan waren; Eugen IV. entsetzte darum beide einflußreiche Würdenträger im Jahre 1445 ihres Amtes und verlieh die Erzbisthümer an Männer seines Anhanges. Der heilige Vater rechnete bei dieser Anmaßung auf die Unterstützung des Kaisers, doch er wußte nicht, daß in Deutschland die öffentliche Meinung bereits für die Reform sich erklärt hatte; seine Gewaltthat wirkte daher gegen ihn selbst zurück. Die Kurfürsten, durch den Schritt des Papstes beleidigt, traten im Jahre 1446 zusammen und verpflichteten sich durch Erneuerung eines früheren Vereines, die allgemeinen Synoden in ihren Schutz zu nehmen. Sie schickten eine Gesandtschaft nach Rom, welche ihre Forderungen überbrachte. Sie verlangten, daß Eugen IV. die Oberhoheit der Concilien über den Papst, wie sie durch die Konstanzer und Ba-

seler Beschlüsse festgesetzt worden war, anerkenne, die Reformdekrete von Basel durch eine förmliche Bulle zum kanonischen Recht erhebe, und zur Erledigung aller noch schwebenden Fragen eine neue Kirchenversammlung nach Konstanz, Mainz, Straßburg, Trier oder Worms ausschreibe. Für den Fall einer Weigerung wurde die Drohung beigefügt, daß man das Concilium in Basel als das allgemeine anerkennen und schützen werde. Alsdann ersuchten die Kurfürsten, welche ihren Vertrag sehr geheim hielten, den Kaiser, zugleich mit ihnen eine Gesandtschaft an den Papst abzuordnen, um von diesem die Wiedereinsetzung der Erzbischöfe von Trier und Köln auszuwirken, und ihn überhaupt zu einem besseren Benehmen zu ermahnen.

Der Kaiser billigte zwar das entschiedene Auftreten der Kurfürsten nicht ganz und wünschte sanftere Wege, doch ließ er den Aeneas Sylvius, welcher damals sein Sekretär war, vor sich kommen, eröffnete ihm die Geheimnisse der Fürsten und befahl ihm, in aller Eile zum Papste zu reisen, ihm die Gesinnung der Fürsten zu offenbaren, vor den Gefahren zu warnen und milde Maßregeln anzurathen, sowie ihn ferner zu bitten, daß er die Kurfürsten wieder einsetze, wogegen der Kaiser ihm künftig in jeglicher Weise behülflich sein werde. Aeneas Sylvius reiste ab, und obgleich die Gesandtschaft der Fürsten früher abgegangen war, gelang es ihm doch, vor ihr zur Engelsburg zu gelangen und Rücksprache mit dem Papste zu nehmen. An der Spitze der Gesandtschaft der Kurfürsten stand unser Gregor von Heimburg und er war ganz der Mann, um eine so schwierige Aufgabe zu lösen. Die Gesandten wurden vorgelassen und nachdem Aeneas Sylvius den Papst gebeten hatte, Erstere gütig anzuhören, sprach Heinrich Leubin aus Nürnberg einige Worte. Das ganze Gewicht der Rede war aber Gregor von Heimburg zuertheilt, einem, wie Aeneas Sylvius selbst sagt, sehr beredten und höchst gelehrten Deutschen. Aeneas Sylvius war, obgleich früher ihm befreundet, später doch ein bitterer Feind Gregor's; wie schön tönt da=

her dieses Lob aus Feindes Mund! Werfen wir nun einen Blick auf des heldenmüthigen Mannes äußere Erscheinung, so erblicken wir einen Mann von außerordentlicher Körperschönheit, hoher Gestalt, heiterem Antlitze, wunderbar glänzenden, geistvollen Augen, welches Alles eine kleine Glatze nicht stören konnte. Er konnte, so sagte Sylvius, — so heftig war er, — weder seine Zunge noch seine Bewegungen mäßigen, er folgte nur seinem, keinem andern Rathe, lebte nur nach seiner Weise;*) unbekümmert um die Mode, und überall die Freiheit vorziehend, beobachtete er in seiner Lebensweise eine Art cynischer Philosophie, ganz gleichgültig gegen die Meinung Andrer.

Kühn und freimüthig, ja vielleicht etwas derb war Gregor's Rede, Aeneas Sylvius nennt sie voll Anmaßung.

„Die Fürsten," sagte er, „seien zu einem entschiedenen Entschlusse vereinigt, sie hätten die Absetzung der Erzbischöfe mit einem sehr bitteren Gefühle ertragen, sie verlangen, daß solche wieder aufgehoben und nichtig gemacht, damit die Autorität der Concilien bestätigt werde. Auf daß die Nation wohl berathen sei, wollen die Kurfürsten zu Anfang Septembers in Frankfurt zusammen kommen, um über die Antwort des Papstes zu entscheiden."

Der Papst erwiederte ausweichend: er habe die Erzbischöfe aus sehr triftigen Gründen abgesetzt, die Autorität der Concilien aber nie gering geschätzt, sondern nur die Würde des heiligen apostolischen Stuhles wahren wollen. Die Nation solle sich indessen nicht voreilig ereifern, er wolle die Sache genau in Erwägung ziehen. Eugen IV. berieth sich nun mit den Kardinälen und den Gesandten des Kaisers, denen er viele Höflichkeiten erwies. Die Letzteren suchten den Papst dem Rathe des Kaisers, wie wir ihn oben genannt, geneigt zu machen,

*) Ich bemerke nochmals, daß die Hauptquelle der Geschichte Gregor's dessen Feind Aeneas Sylvius ist.

und Eugen IV. versprach endlich auch, nachzugeben. Da indessen diese Berathungen sich in die Länge zogen, so wurden die Gesandten der Kurfürsten der Sache überdrüssig. Gregor von Heimburg pflegte nach der Vesper, so erzählt Sylvius, am Berge Jordan spazieren zu gehen. Vor Hitze schwitzend und gleichsam als wenn er seine Verachtung gegen die Römer und gegen seine Amtswürde hätte an den Tag legen wollen, zog er die die Stiefel aus und schlenderte barfuß, mit nackter Brust, entblößten Armen umher, in einem Athem Rom, den Papst, die Kurie und die unausstehliche Hitze des Landes zu allen Teufeln wünschend. Das römische Klima, setzt Aeneas Sylvius naiv hinzu, ist nämlich unerträglich für die Deutschen; da sehr saftige und vollblütige Menschen, wie die Deutschen, stark schwitzen, und diese, um den Durst zu stillen, dazu noch Fluthen Weines eingießen, so werden sie, weil sie mehr Blut haben als die Italiäner und mehr Wein trinken, auch mehr von der Hitze gequält.

Endlich wurden die Gesandten wieder vor den Papst gerufen, um den Bescheid zu empfangen, daß Letzterer, da sie nicht die Vollmacht hätten zu unterhandeln und abzuschließen, die Versammlung der Kurfürsten selbst beschicken wolle, um die Antwort zu ertheilen, wie sie der päpstlichen Würde angemessen sei. Hierauf bestiegen die Gesandten ihre Pferde und ritten davon. Als Gregor von Heimburg nach Frankfurt kam, waren die Kurfürsten bereits versammelt. Aufgefordert, über das Ergebniß der Gesandtschaft Bericht zu erstatten, unterzog er sich dieser Aufgabe mit ziemlicher Derbheit. Wie Aeneas Sylvius behauptet, verschwieg er das Angenehme und meldete nur das Unangenehme, welches der Papst gesagt hatte: Eugen hasse die deutsche Nation, ein Mann von seinen Verstandeskräften sei durch keine Vernunftgründe zu bewegen. Die Kardinäle schilderte Gregor als Leute, welche die Nation zu unterdrücken suchten, welche die Autorität der Concilien verachteten und nur auf absolute Herrschaft der römischen Kurie ausgingen;

jedem derselben gab er einen Spitznamen, so nannte er den Kardinal Bessarion, einen Griechen, der einen großen Bart trug, einen Bock. Als er fortfuhr, seinen Haß und seine Verachtung gegen die römische Kurie in derben Ausdrücken darzulegen, wurde er endlich von Aeneas Sylvius getadelt, welcher ebenfalls bei der Versammlung war und das Benehmen des Papstes zu beschönigen suchte; derselbe war nämlich schon damals für die päpstliche Partei genommen. Gregor von Heimburg zeigte sich aber ganz in dem Lichte einer zwar etwas derben, aber biederen, freimüthigen und kühnen deutschen Natur.

Bald darauf schrieb Heimburg eine Abhandlung, welche uns noch erhalten ist. Sie ist betitelt: Gregor von Heimburg's, erzherzoglich österreichischen Reichskonsulenten, Ermahnung an den Kaiser, die Könige und Fürsten der Christenheit über die ungesetzlichen Anmaßungen der römischen Päpste oder „Wiederlegung der Primatur des Papstes." In dieser Schrift offenbart Gregor von Heimburg eine Fülle theologischer Gelehrsamkeit. Mit einer wahrhaft vernichtenden Logik beweist er die Nichtigkeit der Oberherrlichkeit des Papstes aus den ältesten Quellen, aus der heiligen Schrift selbst. Er schildert das Verderbniß der Kurie in grellen Farben. Die Behauptung der Dekrete der Päpste, daß Letztere kraft der Vollmacht Christi über die Könige und weltlichen Fürsten die Herrschaft hätten, nennt er geradezu eine Fabel, eine Erdichtung. Lächerlich, sagt er, sei namentlich auch das Gleichniß von dem Monde und der Sonne, welches die Schmeichler der Päpste zu gebrauchen pflegen. Denn so wie die Sonne dem Monde zwar Licht mittheile, nicht aber Bewegung gäbe, oder Einfluß auf ihn ausübe, — ebenso sollten auch die Könige und weltlichen Herren, welche man bildlich mit dem Monde zu vergleichen beliebt, zwar das Licht der Wissenschaft vom Papste und seinem Klerus, welche man mit der Sonne vergleicht, erhalten, hingegen sind sie durch-

aus nicht verbunden, eine Herrschaft über sich zu gestatten. Die frühere Kirche maßte sich keine weltliche Herrschaft an, sie errichtete ihr großes Gebäude durch heilige Sitten und Lehren und bewog dadurch das römische Kaiserreich zum christlichen Glauben und zur Ehrerbietung gegen dessen Priesterthum. Aber später riß zügellose Begierde und Herrschsucht ein. Die Kirche wurde fleischlich und verwandelte mit wunderbaren Sophistereien die Ehrerbietung des Kaisers in eine Pflicht; unverwahrter Besitz und von einem schwachen und unterwürfigen Kaiser erlangtes Privilegium wurde zur Herrschaft, und so schritt die Kirche allmählich zur Ausübung angemaßter Oberherrlichkeit. Fast dreihundert Jahre lang von Petrus bis zum heiligen Sylvester, zur Zeit Konstantin's des Großen, war von einer weltlichen Herrschaft keine Rede. Dreihundert Jahre lang wurden die zum Papst Erkorenen eher zum Märtyrerthum als zur weltlichen Herrschaft hingezogen. Jener Kirche Ruhm, fährt Gregor von Heimburg mit einer Freimüthigkeit und Unerschrockenheit fort, welche Friedrich Barbarossa und die meisten Kaiser beschämt und tief unter ihn stellt, jener Kirche Ruhm waren nicht Purpur oder Reichthümer, nicht das weiße Pferd, nicht die Prachtliebe und die Herrschaft, sondern der Wahlspruch: „Siehe, wir haben Alles verlassen und sind dir gefolgt, o Herr!" Sie hofften dadurch nicht einen Sitz weltlicher Herrlichkeit zu erlangen, sondern jenen von Christus versprochenen Stuhl der zwölf Richter des Stammes Israel. Seitdem aber Sylvester von Konstantin zur Unterstützung der Armen und für andere Zwecke eine Schenkung, nicht zur Herrschaft sondern zur Nutznießung, erhalten hatte, seitdem wurden den Päpsten bis zur Zeit Otto's I. von dem Reiche große Ehrerbietung und Ergebenheit zu Theil. Die Kaiser machten aus solcher Ehrerbietung und Ergebenheit am Anfange ihrer Thronbesteigung, die Einen durch Gesandte, die Andern in eigner Person, — dem Papste ihre Aufwartung, baten um seinen Segen und empfahlen sich seinem Gebete für die Regierung und

das Heil des Reiches. Die Ehrerbietung ging so weit, daß einige Kaiser vom Papste sich sogar salben und krönen lassen wollten. Als Letztere hierauf anfingen unverschämt zu werden, wurden mehrere von dem Kaiser abgesetzt; so z. B. Johannes XI., weil er lüderlich und unverbesserlich war, von Otto I. und Leo eingesetzt, indem einstimmig angenommen war, daß kein Papst ohne die Einwilligung des Kaisers gewählt werden könne. Nach dem dritten Otto fingen die Päpste an, insgeheim darauf zu sinnen, wie sie die Kaiser aus Ergebenen und Ehrerbietigen zu Unterthänigen machen könnten. Kein Weg war ihnen gelegener, dem Reiche aber gefährlicher, als der der Bestechung der geistlichen Kurfürsten. Diese wurden denn widersetzlich, damit die Wahl unter Zwietracht vor sich gehe, der Papst Hand im Spiele haben könne und dadurch an Ansehen gewinne, wenn die Parteien an den heiligen Stuhl appellirten. Durch solche Umtriebe der Päpste entstanden viele Schismen im Reiche. Gregor von Heimburg gibt sodann eine kurze Uebersicht der Anmaßungen der Päpste, der Kämpfe einzelner Kaiser gegen dieselben, namentlich aber der Kabalen der Päpste, welche Gegenkönige hervorriefen, von denen jene neue Zugeständnisse zu erlangen wußten, und sagt dann unter anderem: „Alles, was die Päpste einseitigen Partei- oder Schisma-Königen auspressen konnten, ließen sie im sechsten Buche der Dekretalien als päpstliches Recht niederschreiben, und so schritten sie, wenn die Kaiserwürde getheilt oder gar unbesetzt war, zum Aeußersten: sie maßten sich alle Wahlen und Würden an, insoweit sie den Klerus betrafen: die Verleihung von Pfründen, die Einkünfte der Erzbisthümer und die Pfründen mit den päpstlichen Jahresabgaben und übrigen unerlaubten Erpressungen, für die Belehnung z. B., — welche Einkünfte und Rechte früher alle dem Reiche gehörten. Auf solche Weise erschöpften die Päpste die Schätze der Welt, als ob sie nicht mit ihrer so schon angemaßten Gewalt zufrieden sein könnten.“ — Mit Recht, sagt Gregor, hat man den Unterschied zwischen

Christus dem Herrn und seinem Vikar folgendermaßen ausgedrückt:

Christus schloß die weltliche Herrschaft aus:
Sein Vikar führte sie ein.
Christus sagte, er sei kein weltlicher Richter:
Sein Stellvertreter maßt sich an, den Kaiser zu richten.
Christus unterwarf sich dem Stellvertreter des Kaisers:
Der Stellvertreter von Christus stellt sich über den Kaiser, ja über die ganze Welt.
Christus tadelt die, welche nach Oberherrschaft streben:
Sein Vikar kämpft um die Oberherrschaft mit der ganzen Kirche.
Christus soll am Palmsonntage auf einem Esel geritten sein:
Sein Stellvertreter ist mit einer pompösen Kavallkade nicht zufrieden, wenn ihm nicht der rechte Steigbügel vom Kaiser gehalten wird.
Christus vereinigte die uneinigen Juden und andere Völker zu einem kirchlichen Reiche:
Sein Stellvertreter veruneinigte die einst einigen Deutschen durch häufige Bürgerkriege.
Der unschuldige Christus litt geduldig Beleidigungen:
Sein Stellvertreter hört nicht auf, der Kirche und dem Reiche Kränkungen zuzufügen.

Alle die Anmaßungen und Frevel der Päpste dürfen nicht mehr geduldet werden, so schließt Gregor. Weder der König von England, noch der von Frankreich, ja kein Herzog, kein Markgraf ist durch einen Eid an den Papst gebunden, und der Kaiser soll es durch jene erdichteten Dekretalen sein? Nimmermehr!

Diese und ähnliche Schriften Gregor's von Heimburg mußten natürlich einen ganz außerordentlichen Eindruck machen, wenn auch ein unmittelbarer Erfolg durch die Schwäche des damaligen Kaisers

Friedrich's III., so wie durch die Kabalen des Papstes vereitelt wurde. Gregor von Heimburg ist einer von den Geistern, welche die Meinung widerlegen, daß große Männer nur im Verhältniß zu ihrer Zeit groß und erleuchtet seien, daß sie aber, in einer späteren Zeit mit derselben Ausstattung erschienen, unter der Menge sich verlören. Nein, Heimburg war ein Mann, der auch in unserer Zeit eine hervorragende Stellung eingenommen hätte, wäre er auch mit keinen andern Ideen und Talenten begabt, als vor vierhundert Jahren. Wir werden dies später noch in seinem Auftreten für die Würde und Macht des Kaisers, für die Rechte des Bürgerthums, für Deutschlands Einheit und Größe gegen die Uebergriffe der Fürsten ersehen. Sein unerschütterlicher Muth, seine unwandelbare Treue, seine Kraft und sein Geist würden auch jetzt noch die Herzen aller edlen Freunde des Vaterlandes entflammen und sie zu aufopferndem Handeln für dessen Wohl hinreißen.

Auf die Vorstellungen des Aeneas Sylvius Piccolomini hatte der Papst sich entschlossen, um seine letzte Entscheidung auf die Forderungen der Kurfürsten abzugeben, Bevollmächtigte auf einen Reichstag zu schicken, der noch im nämlichen Jahre (1446) in Franfurt am Main abgehalten wurde. Auch die Synode in Basel schickte ihre Gesandten, und da auch Gregor von Heimburg, als Vertreter der Kurfürsten, Aeneas Sylvius, als Bevollmächtigter des Kaisers, sich einfand, so waren die Triebfedern der Zeit nach allen Richtungen in Wirksamkeit. Vor Allen äußerte sich der Einfluß Heimburg's, dessen Ansehen durch die obenbenannte Schrift in Deutschland sehr gestiegen war. Dazu hatte er aus Rom den größten Widerwillen gegen die Winkelzüge und die Falschheit der Kurie zurückgebracht; darum enthüllte er in Frankfurt die treulose Politik derselben ganz offen. Da er zugleich ein großer Redner war, so äußerte sich die Wirkung bald; der Reichstag war nahe daran, entscheidende Beschlüsse zu Gunsten der Synode von Basel zu fassen, trotz aller Gegenbemühungen

Piccolomini's. Da versuchte dieser endlich ein Mittel, dessen Wirksamkeit er an sich selbst erprobt hatte — den goldenen Schlüssel der Bestechung. Bei Männern wie Gregor von Heimburg konnte dies freilich nichts helfen, allein leider gab es auf dem Reichstage zu Frankfurt unter der Umgebung des Erzbischofes von Mainz Leute, welchen das Wohl oder Wehe Deutschlands um Geld verkäuflich war. Johann von Lysura und drei andere Räthe jenes Kurfürsten erhielten von Aeneas Sylvius viertausend Goldgulden und überredeten dafür ihren Gebieter zum Abfalle von dem Vereine gegen den Papst. Dadurch wurde die Opposition zersplittert, bestürzt und ihr ganzes Wirken vereitelt.

Betrachten wir jetzt Gregor von Heimburg in einem anderen Wirkungskreise.

Die Zustände unseres Vaterlandes waren in materieller Hinsicht ziemlich befriedigend, der Ackerbau blühte, Handel und Industrie aber hatten einen für die damalige Zeit großartigen Aufschwung im Vergleich zu anderen Völkern. Allein die Triebkraft zur Ermittelung höherer Kulturstände war durch den Sieg der Landesherren über die Reichsgewalt und das Bürgerthum zerstört. Aeußerlich war in Folge früherer Einwirkungen noch Fülle vorhanden; doch innerlich zehrte ein schleichendes Gift an dem Staatsleben, und fortan ging das deutsche Reich der Auflösung entgegen. Dies bestätigte sich bei einem besonderen Vorgange, bei welchem wiederum unser Gregor auftrat, und trotz seiner hinreißenden Beredsamkeit den Kaiser nicht aus seiner Lethargie reißen konnte.

Die Reichsstadt Nürnberg hatte mit dem Markgrafen Albrecht Achilles von Ansbach und Baireuth häufige Fehden. Letzterer war ein beispiellos tapferer, aber auch ebenso gewaltthätiger und brutaler Mann. An der Spitze seiner Soldaten erstürmte er einst Gräfenberg, eine kleine Stadt in Franken 8 Stun=

den von Nürnberg; zuerst erstieg er die Mauer und sprang in die Stadt, ohne daß einer seiner Leute ihm folgen konnte; so von Feinden dicht umringt, vertheidigte er sich, den Rücken an die Mauer gelehnt, mit wunderbarer Tapferkeit längere Zeit, bis es seinen Soldaten gelang, ihm zu folgen und ihn herauszuhauen; durch diese Heldenthat wurde das Städtchen genommen. Es sind uns noch manche seiner tollkühnen Thaten aufgezeichnet, gegen welche die seines griechischen Namensbruders, gegen welche die Thaten eines Bayard Kinderspiel waren; doch es ist hier nicht der Ort, sich über sie zu verbreiten. Eben der stets glückliche Erfolg seiner Verwegenheit hatte den Markgrafen äußerst übermüthig gemacht, so daß er die Städte mit der größten Verachtung, — seines Gleichen, ja den Kaiser mit verletzendem Hochmuthe behandelte.

Doch war Achilles auch ein staatskluger Mann; allein sein Streben ging nur auf Vergrößerung seiner speciellen Fürstenmacht. In seinen Entwürfen hinderte ihn Nürnberg häufig; daher die Feindseligkeit. Die freie Reichsstadt berief sich stets auf die Entscheidung des Kaisers, aber der kriegerische Markgraf wollte von keiner friedlichen Lösung etwas wissen. Selbst der Befehl des Kaisers wurde mißachtet und so rüsteten sich denn beide Theile und sahen sich nach Bundesgenossen um. Die Fürsten halfen Albrecht, die Städte den Nürnbergern, so daß der größere Theil Deutschlands in diesen Krieg verwickelt wurde; es war wieder eine mächtige Krisis, wieder ein entscheidungsvoller Wendepunkt, allein wieder sollten die Städte unterliegen. Neun harte, neun blutige Schlachten wurden geschlagen und der Markgraf blieb, mit Ausnahme einer einzigen, stets Sieger. Aeneas Sylvius berichtet uns ein anderes Beispiel seiner außerordentlichen, löwenmüthigen Tapferkeit und sagt, alle Helden des Alterthums seien Kinder gegen diesen Mann gewesen; der Ruhm seiner Waffen hätte ganz Europa durchdrungen und seine Feinde hätten es zuletzt für unmöglich gehalten, über ein Heer zu siegen,

in welchem er mitkämpfe. Dies mochte denn die Nürnberger bewogen haben, daß sie um jeden Preis eine friedliche Vermittlung durch den Kaiser suchten. Es kam auch eine Verhandlung zu Stande, welche zu Wiener-Neustadt Statt fand. Markgraf Albrecht Achilles erschien mit seinen Räthen und vielen Fürsten auf der einen Seite, auf der anderen die Nürnberger, an ihrer Spitze Gregor von Heimburg.

Je größer das persönliche Uebergewicht des eben geschilderten Markgrafen war, ein desto unerschrockenerer, ja kühnerer Mann mußte ihm entgegen gestellt werden. Aber die Wahl war gut getroffen, denn einen besseren Mann wie Heimburg konnte es nicht geben.

Bei Eröffnung der Verhandlung erhob sich sogleich Streit. Albrecht behauptete: seine Citation sei nicht gesetzmäßig; nach der goldenen Bulle könne er nur durch einen Fürsten citirt werden, und das sei nicht geschehen. Sodann war der Markgraf mit den Richtern nicht zufrieden und forderte hartnäckig, daß nur die dreizehn anwesenden Fürsten richten könnten. Bevor dieß entschieden, ließen sich indessen die beiderseitigen Redner vernehmen. Zuerst sprach Peter Knorr, ein gelehrter und beredter Mann, für den Markgrafen. Nachdem er behauptet, daß die Nürnberger Unrecht hätten, ohne indessen triftige Gründe dafür anzugeben, daß die Fürsten in dieser Sache mit Recht zu Gericht säßen, trug er darauf an, daß die Citation annullirt werde und die Nürnberger zu den Kosten verurtheilt würden. Dann aber sollten sie erst seine Forderungen hören, von denen er keinen zollbreit weiche.

Jetzt stand Gregor von Heimburg auf und hielt eine Rede, die sowohl seinen Geist und seine Beredsamkeit, wie seinen edlen Patriotismus und seine kühne Unerschrockenheit, gegenüber dem furchtbarsten Gegner, glänzend erwies:

„Erhabener Kaiser, indem ich heute als Vertheidiger einer Stadt auftrete, die sich um das römische Reich unendliche Verdienste erworben hat, wo soll ich mich hinwenden, wessen Schutz mir erflehen? Außer Deiner Maje-

stät habe ich Niemanden. Denn die Uebrigen, welche umhersitzen, um mit Dir zu richten, sind entweder Theilhaber des Streites, welche in den Krieg gegen uns mit verwickelt waren; oder sie sind durch Bande des Blutes mit Albrecht verwandt, oder als Fürsten von ihrem eigenen Interesse geleitet, welches es für eine sehr schöne und lobenswerthe Sache hält, daß Fürsten nicht zur Rechenschaft gezogen werden dürfen. Ja, es gibt keinen unter ihnen, der sich nicht von Gesetzen und Richtersprüchen erlöst zu seh'n wünscht. Allein Deine Ehre wird von ihnen angegriffen, Deine Gewalt in Zweifel gezogen; Du mußt also vor allem geduldig anhören und sorgfältig erwägen, damit nicht ein heutiges Urtheil der kaiserlichen Würde zum Verderben gereiche. Albrecht greift Deine Citation an; fällt sie, so fühlen wir zwar den Schaden; Deine Majestät aber wird Hohn und Geringschätzung davon tragen. Der Markgraf ist mit Recht und gemäß der in Bamberg errichteten Verträge geladen. Er aber geht nicht nach ordentlichem Rechte, sondern nach frevlerischer Gewalt zu Werke. Aus freiem Willen und auf gegenseitige Uebereinkunft ist das Gericht eingesetzt worden; die Feierlichkeiten, welche die sonstigen Gerichte heischen, sollten alle entfernt sein; obgleich es unzweifelhaft ist, daß auch auf ordentlichem Rechtswege die Gesetze für uns sind; denn wenn das Gesetz der goldenen Bulle, auf welches der Markgraf und seine Redner sich berufen, den Sinn hätte, welchen sie ihm beilegen, so wüßten wir überhaupt nicht, warum wir noch das römische Recht zu achten hätten. Es ist jedes Urtheil nichtig, es ist die Gerechtigkeit unter uns vertilgt, weil Parteien der niederen Stände zwar ihren eigenen Richter haben, wenn sie aber mit einem Fürsten einen Streit bekommen, die Sache vor den Kaiser muß. Denn wenn ein Fürst blos durch einen Fürsten geladen werden könnte, wer würde so mächtig sein, einen Fürsten als dienenden Boten halten zu können? Hört mich an, deutsche Ritter! Hört, Ihr Adelige! sehet Euch vor, alle Ihr Herren, die unter den Fürsten stehen, und Alle,

die Ihr deren Lehensleute oder Nachbarn seid! Hab' und Gut, Weiber und Kinder werden sie Euch noch nehmen! Was soll dann beginnen? Wohin sollt Ihr Euch flüchten? Bei welchem Volke Hülfe nachsuchen? Wo werdet Ihr Eure Ehre wiederfinden? Wenn Ihr keinen Fürsten auftreibt, der den Fürsten lade, so findet Ihr bei dem Kaiser keinen Schutz. O mein Deutschland! o Sitz des Kaiserthums! o Asyl des Erdkreises! Wahrest du so deine Rechte, wenn du sie vernichtest? O Fürsten unseres Zeitalters, hat Euch aller Verstand verlassen? Wehe euch, sagt Jesaias, die ihr ungerechte Gesetze macht, die ihr gesetzliche Fallstricke niederschreibt, um das Volk auszuplündern! O über die blinde und thörichte Schlauheit, welche, während sie die Fürsten erheben will, sie erniedrigt; welche dem Fürsten das Amt eines Räubers verleiht! Was sollen die Italiäner, die Gallier und die übrigen Nationen sagen, wenn sie hören, daß bei den Deutschen die Fürsten Räuber seien? Wenn Ihr Eure Verbrechen unbestraft zu wissen wünscht, wäre es nicht am Ende besser, Ihr schüttelt, wie es tapferen Männern geziemt, mit offener Stirne das Joch des Reiches ab und unterlaßt dieses Umgehen der Gesetze? Denn in der That habt Ihr ja nur ein Gesetz, das Gesetz, welches alle andern ausschließt, das Reich zerstört, die Völker unterdrückt, unzählige Tyrannen uns auf den Hals ladet. O blindes und unvernünftiges Deutschland, das einen Kaiser zu tragen verschmäht und sich dafür tausend Herren unterwirft! Ein Fürst könne nicht geladen werden, was soll es denn anders heißen, als: jeder ist Kaiser in seiner Provinz? Ueber sechshundert Jahre hatten wir das Kaiserthum; obgleich nicht so ausgedehnt, so herrschten wir doch länger als Römer und Griechen. Vielleicht aber ist schon das Ende unseres Ruhmes da, da Gott keine Macht auf Erden ewig dauern läßt. Ich fürchte, ich fürchte, es möchten die Fremden kommen und unser Land und unser Volk an sich reißen; denn bekanntlich gehen als Strafe der

Ungerechtigkeit Länder und Reiche von einem Volke zum anderen über. In unseren Händen ist, wie Ihr seht, das Reich geschwächt, beinahe vernichtet. Unsere Nation, verwundet und zerrissen, findet zu keiner Zeit Ruhe; überall wüthet der Krieg: nirgends ist mehr Sicherheit; man lebt vom Raube; der Schwiegervater ist vor dem Eidam nicht mehr sicher. Die Städte haben keine Ruhe, die Fürsten keine Muße; und Letztere, durch keine Furcht vor dem Richter gehindert, fallen über einander her. — Dies ist die Frucht ungerechter Gesetze, solches brachte die Ungerechtigkeit der Fürsten hervor, indem sie, weil jeder für sich herrschen wollte, Alle das Reich zu Grund richteten. Aber sie selbst sollen stürzen und nicht das Volk der Pharaonen mit sich in die Knechtschaft führen. Selbst um Euch, Ihr Herren vom hohen Adel, ist's geschehen, wenn, wie die Fürsten es wünschen, die Reichsgewalt unterdrückt oder gar aufgehoben wird."

Glaubt man nicht, einen von Gott gesandten, erhabenen Propheten zu hören, der das Schicksal eines Volkes verkündet? Ist nicht Alles Wort für Wort eingetroffen?

Gregor von Heimburg kommt nun auf den besonderen Theil und fährt folgendermaßen fort: „Dies von unseren Gesetzen im Allgemeinen! Was das besonders angeführte Gesetz betrifft, so sagt die Carolina: wenn einer einen Fürsten in Belang seiner Ehre, seines Lebens, seines Lehens verklagt, muß er einen Fürsten haben, der ihn lade. Wer nun dahin klagen wollte, daß ein Fürst seiner Ehren entkleidet, seines Lebens oder Lehens, das er vom Kaiser hat, beraubt werde, so wird er sich fruchtlos bemühen, wenn er keinen Fürsten findet, welcher ihn vorladet. Die Fürsten selbst haben in Verbindung mit Deiner kaiserlichen Majestät in früheren Jahren erklärt: dies sei der Sinn des Gesetzes. Wenn ich aber sage: in Deinem Lehen unterhältst Du Leute, welche mich verletzen; Du erhebst in Deinem Bereiche mehr Steuern, als Dir gebühren; Du empfängst eine Abgabe, die man Dir nicht schuldig ist; gib mir das

Lehen zurück, welches Du mit Gewalt erlangt hast, — dann trachte ich durch meine Klage weder nach Deinem Leben, noch nach Deiner Ehre, noch nach Deinem Lehen. Das Gesetz findet hierauf keine Anwendung und Du, Markgraf, bist mit Recht geladen. Du aber, Kaiser, sieh deßhalb zu, daß Du Dich nicht Deiner Gewalt entkleidest, nicht mit Wissen Deiner kaiserlichen Majestät Dich begibst, wenn Du Deine Reichsstadt Nürnberg unterdrücken läßest. Ihr Alle, die Ihr anwesend seid, gebt Acht, daß Ihr nicht dieses schwere Joch auf Eure Schultern ladet: ohne einen vorladenden Fürsten keinen Fürsten belangen zu dürfen; denn es wird dann keine Angelegenheit mehr geben, in welcher nicht die Ehre, das Leben oder Lehen eines Fürsten angegriffen sein soll. Dem letzten Verlangen des Markgrafen, daß wir gegen seine Anklagen uns verantworten sollen, werden wir nicht ausweichen, nachdem er, der zuerst geladen, sich zuerst verantwortet haben wird."

Gregor von Heimburg hatte mit hinreißender Beredsamkeit, mit ergreifender, donnernder Stimme gesprochen und die Augen der anwesenden Edlen blitzten feuriger, ihre Herzen schlugen höher, denn es war ihnen die schlechte Handhabung der Gesetze und ihr Verfall nicht unbekannt. Markgraf Albrecht Achilles behandelte den Kaiser mit dem größten Uebermuthe, ja beinahe verächtlich, und der schwache Friedrich III. wagte nicht, ihn in die gebührenden Schranken zurückzuweisen; die übrigen betrachtete Albrecht gar wie seine Untergebenen. Einem solchen stolzen und gewaltthätigen Manne gegenüber war die Rede Gregor's eine That; sie war mehr; sie war eine That, wie sie kaum in einem Jahrhunderte einmal sich ereignet. Selbst der übermüthige Markgraf schien von der Kühnheit des Nürnbergers betroffen; er erwies ihm fast mehr Achtung als dem Kaiser selbst. Indessen auf die Ueberzeugung sich stützend, daß er seine Sache vor günstigen Richtern führe, verlangte Albrecht in ziemlich anmaßendem Tone, daß Gregor sich den Richtern unterwerfe und seine Voll-

macht vorzeige. Ueber die Vollmacht wurde nicht widersprochen, in Betreff der Unterwerfung unter das Gericht wiederholte Gregor von Heimburg, daß er die Kompetenz der Richter nicht anerkennen könne, da sie zum Theil in den Streit verflochten, theils mit Albrecht verwandt seien, wie der Herzog Ludwig von Baiern und der Markgraf Karl von Baden. Hingegen werde er sich ohne Widerrede dem Urtheile des Kaisers unterwerfen, wenn dieser Mitrichter sich zutheile, welche in keiner Weise verdächtig seien. Markgraf Albrecht erwiederte hierauf, Alle seien zu Richtern fähig und dürften nicht für verdächtig gehalten werden, übrigens würden die hohen Fürsten, wenn sie auch mit ihm verwandt seien, nichts thun, was sie für unbillig hielten. Dem antwortete Gregor von Heimburg mit Kraft: „Eitler Vorwand ist Deine Entgegnung, edler Fürst! denn das Gesetz schließt die Sippen nicht als schlechte Menschen, sondern als Blutverwandte aus, — wissend, daß Fleisch und Blut häufig anders urtheilt, als der Geist. Obgleich wir mit diesen Fürsten Frieden haben, so streiten wir doch über Angelegenheiten, wegen welcher wir früher mit einander kämpften; und wenn jetzt die Eintracht nicht hergestellt wird, so werdet Ihr, nach einem unter Euch bestehenden Bündnisse, mit vereinten Kräften uns von Neuem bekriegen."

Es wurde viel und heftig hin und her gestritten. Endlich verlangte der Kaiser die Meinung der Fürsten über die Kompetenz des Gerichtes zu vernehmen. Letztere zogen sich zurück und beriethen sich ohne den Kaiser. Aeneas Sylvius, damals Bischof von Siena, fürchtete das böse Beispiel eines Verfahrens, welches aussah, als wenn die Fürsten dem Kaiser Gesetze vorschreiben wollten; er rieth daher Friedrich, sich nicht von der Berathung ausschließen zu lassen. Der Kaiser berief die Fürsten zu sich, damit sie in seiner Gegenwart sich beriethen, und bat sie, von seinem Rechtskonsulenten Ulrich Riderer ihre Meinungen sich abverlangen zu lassen. Als Albrecht diesen mit den Fürsten sprechen sah, ergriff

er ihn am Gewande und stieß ihn zur Thüre mit den Worten: „Bist Du ein Fürst, daß Du Dich unter Fürsten mengest?“ Schweigend und vor Zorn erröthend entfernte sich Riderer; doch der Kaiser — sagte nichts dazu, obgleich er des Markgrafen unwürdige Verwegenheit fühlte. Nach vielen Verhandlungen wurde zuletzt doch nur der Beschluß gefaßt, die ganze Sache auf einen Reichstag zu verschieben. So weit war schon die Zügellosigkeit der Fürsten, so weit die Schwäche des Kaisers gestiegen, daß dieser nicht mehr seines Amtes, als oberster Richter, zu pflegen wagte. Die Nürnberger sahen ein, daß beim Kaiser kein Rechtsschutz zu erwarten sei, und zogen es daher vor, mit dem Markgrafen sich zu vergleichen.

In der späteren Zeit seines Lebens war die öffentliche Wirksamkeit Gregor's von Heimburg fast allein dem Kampf gegen den Papst zugewendet.

Die Päpste erkannten die Machtvollkommenheit der Concilien nicht an und ihr ganzes Streben war darauf gerichtet, die Wirksamkeit derselben zu vernichten, die Gewalt wieder zu erobern, welche ihnen durch jene beeinträchtigt worden war. Um zu ihrem Ziele zu gelangen, waren sie durchaus nicht wählerisch in den Mitteln und mußten daher durch ihre Handlungsweise sehr verletzen. Auf den Reichstagen jener Zeit wurden stets bittere Klagen geführt. Da diese aber wenig berücksichtigt wurden, so wurde die Stimmung gegen den päpstlichen Stuhl immer gereizter, so griffen die reformatorischen Ideen mehr und mehr um sich.

Während eines solchen Standes der Dinge wurde Aeneas Sylvius Piccolomini, das frühere Haupt der aufgeklärten Partei, auf den Stuhl Petri gesetzt. Zugleich war auch die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken erfolgt. Die Gefahr war für das übrige Europa drohend; doch der Kaiser, statt mannhaft die Eindringlinge mit den Waffen zu vertrei-

ben, ging bei Empfang der Nachricht in seine Kammer und weinte, und die selbstsüchtigen deutschen Fürsten wollten auch nichts thun. — Pius II., unter welchem Namen Aeneas Sylvius den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, war ein sehr klarer Kopf, und da er schon als Beamter des Kaisers die Gefährlichkeit der Festsetzung der Türken in Europa erkannt hatte, so forderte er als Papst zu einem allgemeinen Kreuzzuge gegen die Türken auf. Zu dem Ende schrieb er im Jahre 1459 einen Tag nach Mantua aus, wohin alle Fürsten und Könige eingeladen wurden. Gregor von Heimburg war früher Piccolomini's Freund gewesen. Später, als Aeneas Sylvius der päpstlichen Partei sich hinneigte, wurde das freundschaftliche Verhältniß lauer, bis es endlich in Feindschaft und Haß sich verwandelte.

In Mantua, wo wirklich fast alle Könige und Fürsten zugegen oder doch durch Gesandte vertreten waren, erschien auch Gregor von Heimburg, als Bevollmächtigter der Reichsstadt Nürnberg, der Herzoge Albrecht und Sigismund von Oesterreich und des Herzogs Wilhelm von Baiern. Da er die Verschlagenheit Pius II. kannte, so glaubte er keineswegs an dessen redliche Absichten in Betreff des Türkenzuges, sondern fürchtete vielmehr, dieser möchte solchen blos zum Vorwand selbstsüchtiger Zwecke gebrauchen. Daher erklärte er sich dagegen und suchte in solchem Sinne auch auf die übrigen Fürsten und Gesandten einzuwirken. Wie Gregor von Heimburg selbst sagt, so hatte er, da die Schlauheit des neuen Papstes in ganz Deutschland weit und breit bekannt sei, in der Aufforderung zum Türkenkriege nur einen Vorwand gesehen, um — in Deutschland Geld zu erpressen. Obgleich es Gregor nicht gelang, die Uebrigen auf seine Seite zu bringen, und ein Türkenzug wirklich versprochen wurde, so hatte er doch die Genugthuung, daß es aus Lauheit der Fürsten nur bei dem Versprechen blieb. Gregor von Heimburg hatte sich indessen durch seine Opposition den neuen Papst, seinen früheren Freund, zum Feinde ge-

macht und dieser suchte nun eine Gelegenheit zur Rache, welche ihm denn auch zu Theil wurde.

Schon lange war der Herzog Sigismund von Oesterreich mit Nikolaus von Cusa, Bischof von Brixen, in Streit gelegen. Der Letztere zur Zeit der Baseler Kirchenversammlung ebenfalls auf Seite der Liberalen, hatte später, wie Aeneas Sylvius, die Farbe gewechselt und war 1450 vom Papste zum Bischofe von Brixen erwählt worden. Der Herzog Sigismund von Oesterreich hatte von seinem Rechte, einen Bischof vorzuschlagen, bereits Gebrauch gemacht, dennoch willfahrte er dem Papste und zog seinen Vorschlag zurück. Indessen war diese Angelegenheit die Veranlassung zu Feindseligkeiten. Der Bischof wurde grob und übermüthig, so daß Sigismund ihn gefangen nehmen ließ. Darüber gerieth nun natürlich der Papst in den größten Zorn und drohte mit dem Banne, wenn Sigismund den Bischof von Brixen nicht augenblicklich frei lasse und hinreichend Genugthuung gewähre. Der Herzog wurde hierauf auf das Energischste durch Gregor von Heimburg vertreten, der in dieser Angelegenheit mehrere Schriften gegen den Bischof von Feltre, von Brixen und den Papst selbst schrieb, welche uns noch erhalten sind. Er appellirte an eine allgemeine Kirchenversammlung und schlug diese Appellation selbst an die Thüren italiänischer Kirchen z. B. in Florenz an. Hierauf wurde denn er, sowie der Herzog Sigismund von Oesterreich, von Pius II. in den Bann gethan, im Jahre 1460. Die Feindschaft des Papstes ging gegen Gregor insbesondere so weit, daß er an die Nürnberger ein eigenes Schreiben richtete, welches in wirklich schrecklichen Ausdrücken abgefaßt ist. „Der Heiland hat seine eigene Kirche auf Erden geoffenbart," sagt Aeneas, „deren Haupt und ewiger Lenker er selbst sein wird. Nachdem er aber gen Himmel zum Vater zurückgekehrt, hat er zu seiner, für menschliche Augen sichtbaren Stellvertretung Petrus, den Ersten der Apostel, erwählt, mit dessen rechtmäßigen Nachfolgern. Sie sollten seine Stellvertreter sein mit aller Machtvollkommenheit

zur Leitung der Kirche und Gewalt zu lösen und zu binden im Himmel und auf Erden. Sollten einzelne giftgetränkte Frevler den Befehlen des Stellvertreters Christi nicht zu gehorchen wagen, so sollten sie aus seinem Reiche ausgeschlossen, aus der heiligen Kirche hinausgeworfen werden unter die Ketzer und Heiden, damit sie mit den Söhnen des Verderbens und des Todes zu Grunde gehen. Denn sowie kein in sich getrenntes Reich bestehen kann, wie könnte es die Kirche, wenn diejenigen, welche dem Stellvertreter Christi, des obersten Königs, zu gehorchen sich weigern, nicht aus der Kirche getrieben werden könnten?" Der Papst meldet hierauf, er habe mit Recht den Herzog Sigismund, sowie Gregor in den Bann gethan, weil ersterer sich an der heiligen Person des Bischofs Nikolaus und an den Gütern der Kirche vergriffen, daher sei die Appellation Heimburg's eine heillose Frechheit, ein schändliches Verbrechen. Gregor von Heimburg wird in dem Briefe, unter vielen andern Ehrentiteln, Einer genannt, der vom Vater der Lügen teuflisch erzeugt sei. Wegen dieses Verbrechens seiner Appellation solle also dieser sogenannte Gregor von Heimburg, dieser geschwätzige, anmaßende und hoffärtige, lügnerische und aufrührerische, dieser freche und lasterhafte Mensch exkommunicirt werden und in die Strafen der Majestätsbeleidigung und Ketzerei verfallen, aller Ehren und Güter beraubt werden. Pius II. ermahnt daher die Nürnberger, diesen verpesteten Menschen zu meiden, ja, nicht allein zu meiden, sondern hinauszuwerfen aus ihrer Stadt und alle seine beweglichen und unbeweglichen Güter in Beschlag zu nehmen.

Mit so gemeinen Schimpfreden bemäntelte der Papst seine anmaßenden Urtheile, derselbe Aeneas, der früher Heimburg's Freund gewesen war. Gregor war indessen nicht der Mann, der sich durch die Maßregeln des Papstes einschüchtern ließ. Seine Gegner, der Papst sowie der Bischof Theodor Lälius von Feltre, welcher für den Ersteren eine besondere Schrift gegen Gregor schrieb,

ergossen sich nur in Schimpfreden, ohne wirklich triftige Gründe, irgend gültige Beweise gegen Heimburg auftreiben zu können. Theodor Lälius nennt ihn den verdorbensten, den elendesten aller Menschen, eine Zunge, welche man mit der Wurzel ausreißen sollte: „Er, der sich rühme, beider Rechte Doktor zu sein, solle seine Unwissenheit eingestehen." Dies wäre freilich bequem für den guten Bischof gewesen, da er solche ihm nicht beweisen konnte.

Gregor von Heimburg fühlte sich zwar auch nicht veranlaßt, auf die Schimpfworte der Päpstlichen besonders höflich zu sein; allein er brachte doch Gründe, schlagende, vernichtende Gründe mit einer bewundrungswürdigen Logik. — Und das Schicksal war diesmal gerecht, der Erfolg bewies es. Der Bannstrahl des Papstes blieb wirkungslos und Gregor von Heimburg unangefochten, denn der deutschen Nation waren durch die Bemühungen des Letzteren die Augen geöffnet worden, sie mißbilligte die Anmaßungen des Papstes und nahm die Opposition günstig auf.

Auch der Erzbischof Dietrich von Mainz kam bald darauf mit dem Papste in Streit. Er hatte sich nämlich geweigert, die übermäßigen Gelderpressungen des Letzteren zu entrichten und wurde dafür in den Bann gethan. Wegen dieser Angelegenheit hielten die Kurfürsten hierauf wieder eine Versammlung in Mainz, bei welcher die päpstlichen Gesandten erschienen. Auch Gregor von Heimburg fand sich für den Herzog Sigismund von Oesterreich ein. Die päpstlichen Gesandten trugen zwar darauf an, daß Gregor nicht sprechen dürfe, da er exkommunicirt sei und überhaupt keine Gemeinschaft mit Christen haben könne; allein der Erzbischof von Mainz, in demselben Falle, trug demungeachtet mit Nachdruck darauf an, daß Heimburg gehört werde. Dieser drückte hierauf unumwunden seine Verachtung gegen den päpstlichen Stuhl aus, und legte so freimüthig die Rechtsverletzungen des Papstes dar, daß ein päpstlicher Geschichtschreiber sagt, er habe so viele

ketzerische Reden vorgebracht, daß die Gegner ihn fortan statt Gregorius nur Errorius (Irrthümler) nannten.

Der Erzbischof von Mainz nahm ihn indessen trotz dem zu seinem Rathe, und Gregor vertrat von da an zugleich die Sache des Erzherzoges Sigismund von Oesterreich und des Erzbischofs Dietrich von Mainz. Wie bei den meisten Angelegenheiten der Art zu jener Zeit, wurde hin und her gestritten; keine der Parteien gab nach und die Sache schien verjähren zu wollen. Da entschied die Schwäche des Kaisers. Friedrich III. schlug sich noch mehr auf die Seite des Papstes und es wurde dem Erzbischof von Mainz ein anderer Bischof entgegengesetzt. Zuletzt wurde Dietrich's Muth gebrochen und er verzichtete auf sein Erzbisthum. Mit vieler Mühe und erbärmlicher Kriecherei brachte es der Kaiser auch dahin den Papst mit Sigismund zu versöhnen; allein Gregor von Heimburg — wurde dabei vergessen. Alle Hoffnung aufgebend, daß unter einem solchen Kaiser Deutschlands Würde könnte behauptet werden, richtete Letzterer seine Augen nach einer anderen Seite.

Durch die schwache Regierung des Kaisers Friedrich's III. war Deutschland sowohl im Innern äußerst zerrüttet, als gegen Außen in hohem Grade geschwächt und herabgewürdiget worden. Zahllose Fehden wütheten und der heilige Vater, diesen Zustand der Dinge benützend, wurde immer anmaßender. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn allgemein der Wunsch nach einem andern Reichsoberhaupte entstand. Nun herrschte in Böhmen einer der hervorragendsten Fürsten jener Zeit, Georg Podiebrad, Statthalter seit 1458, aber König des Czechenlandes. Seine besonders ausgeprägten Eigenschaften waren Schlauheit und Energie. In seinem Lande die Ordnung mit fester Hand aufrecht erhaltend, wußte er demselben auch gegen Außen größere Geltung zu verschaffen und übte auf die meisten Fürsten bedeutenden Einfluß aus. Ein Geschichtschreiber jener Zeit sagt: Podiebrad sei aus List heute diesem Fürsten, morgen jenem günstig gewesen; alle hätten Hülfe bei

ihm gesucht, wozu er auch der rechte Mann war; er konnte fast nach Belieben Fehden entzünden und wieder dämpfen, und welcher Partei er seine Hülfe gewährte, die trug den Sieg davon.

Podiebrad war, wie fast alle seine Standesgenossen, ehrgeizig und als er die unzufriedene Stimmung des Reiches erkannt hatte, faßte er den Plan, selbst Kaiser zu werden. Zu dem Ende warb er im Stillen Anhänger; die Feinde des Papstes waren ihm alle gewogen und selbst Gregor von Heimburg, dem die Schwäche des Kaisers endlich ein Dorn im Auge war, entschied sich zu seinen Gunsten. Auf einem Reichstage zu Eger suchte Podiebrad die Fürsten offen für sich zu gewinnen und Heimburg unterstützte ihn. Letzterer war endlich, nachdem er früher den Kaiser aus allen Kräften unterstützt hatte, zu der Ueberzeugung gelangt, daß Friedrich III. unfähig sei, sein hohes Amt zu versehen, daß man einen tüchtigen Mann brauche, und daß jetzt kein besserer vorhanden sei, als Podiebrad. Dies schrieb Heimburg sogar in einem Briefe nach dem Reichstage zu Eger Auch viele bedeutende Reichsstädte gewann er für solche Ansicht. Allein wie immer war den Fürsten, ihrer Sonderinteressen wegen, ein schwacher Kaiser lieber, als ein starker. Nach dem Reichstage zu Eger wurde in demselben Jahre (1461) noch ein anderer zu Nürnberg gehalten, allein Podiebrad konnte nichts durchsetzen und so gab er denn seine Pläne wieder auf. Gregor von Heimburg, immer noch im Bann, schloß sich enger an Podiebrad und zog sogar zu demselben nach Böhmen.

Hier verweilte Gregor die letzte Zeit seines Lebens, im Kampfe gegen den Papst.

Nach den blutigen Kämpfen des Hussitenkrieges war der Friede nur dadurch wieder hergestellt worden, daß den Böhmen ein Theil ihrer Forderungen bewilligt wurde, z. B. der Genuß des Abendmahles in beiderlei Gestalt.

Diese Zugeständnisse waren durch sogenannte „Kompaktate" auf der Baseler Kirchenversammlung festgesetzt worden. Allein die Päpste dachten nicht daran, diese Verträge zu halten, suchten vielmehr sie bei jeder Gelegenheit zu verkümmern. Podiebrad war der hussitischen Lehre zugethan. Er hatte, sobald er König geworden war, den Papst Pius II. um Bestätigung der Kompaktate ersucht. Dieser aber hatte erwiedert, die Verträge seien ungültig; und wenn Podiebrad wirklich ein frommer Sohn der Kirche sein wolle, müsse er überhaupt jede Spur der neuen Lehre, weil sie ketzerisch, in Böhmen vertilgen. Podiebrad, über diese Antwort entrüstet, hatte den päpstlichen Gesandten in's Gefängniß werfen lassen; der Papst aber hätte Ersteren damals schon in den Bann gethan, wenn er nicht mit den deutschen Kurfürsten in Streit gelegen wäre. Nachdem aber die Händel mit diesen beseitigt waren, erwachten in ihm Rachentwürfe gegen den König von Böhmen; allein der Tod raffte ihn weg, ehe er sie zur Ausführung bringen konnte. Solche waren indessen eine Erbschaft, die sein Nachfolger Paul II., ein heftiger, intoleranter Mann, mit Verlangen antrat. Derselbe erinnerte sich bald nach seinem Amtsantritt des früheren Streites, lud den König in beleidigender Weise nach Rom und trieb den Uebermuth bis zu der lächerlichen Anmaßung, daß er Podiebrad, als seiner Würde suspendirt erklärte, bis dieser vor dem heiligen Stuhle sich gereinigt; ja er entband seine Unterthanen des Eides der Treue.

Podiebrad protestirte natürlich dagegen und suchte die Fürsten auf seine Seite zu bringen; dafür that ihn der Papst indessen zum zweitenmal in den Bann. Um diese Zeit kam Gregor von Heimburg nach Böhmen, mit der Absicht: in Verbindung mit dem Erzbischof von Prag Johann Rockyzan den König in seinem Streite gegen den Papst zu unterstützen. In der That war er kein ungewandter Bundesgenosse. Seine umfassenden Kenntnisse, sein durchdringender Scharfsinn und seine unbarmherzige Logik hatten oft schon die päpstliche Partei

niedergeschmettert und in den Augen der Gebildeten vernichtet. Wie willkommen mußte daher Heimburg in Böhmen sein! Er verfaßte auch alle Streitschriften, welche Podiebrad gegen den Papst erließ. Diese verfehlten ihre gewohnte Wirkung in Deutschland nicht. Der Triumph Gregor's war diesmal sogar größer, als je zuvor, und dieser Triumph mag ihm seine letzten Jahre noch versüßt haben. Obgleich Heimburg nämlich mit der Kraft der Jugend kämpfte, war er damals doch schon beinahe sechzig Jahre alt. Die ganze öffentliche Meinung Deutschlands wurde gegen den Papst gestimmt; nicht allein die Fürsten, sondern auch die Universitäten, welche damals in hohem Ansehen standen, erklärten sich für den König von Böhmen.

Kein Wunder also, wenn der Haß des Papstes vorzüglich nun auf unseren Gregor fiel, ärger denn auf Podiebrad. Boguslaus Balbinus, ein böhmischer Geschichtschreiber, meint, es wäre mit dem Papste eine Vermittelung leicht möglich gewesen, wäre nur Heimburg nicht der Vertreter des böhmischen Königs. Gregor wurde demnach zu wiederholten Malen in den Bann gethan, ja bei den alljährlichen, schauderhaft-feierlichen Bannflüchen, welche am grünen Donnerstag vom Stuhle Petri über alle Ketzer gedonnert werden, wurde jedes Mal Gregor von Heimburg mit Namen verflucht; auch führten die Denunciationsformeln der Ketzer, welche jeden Sonn- und Festtag in allen Kirchspielen verlesen wurden, Gregor von Heimburg stets namentlich auf. Podiebrad hatte an eine allgemeine Kirchenversammlung appellirt, allein eine solche war nicht gerade die Lieblingsspeise des Stellvertreters Christi und da Letzterer auf offenem Wege den Kürzeren gezogen hatte, so suchte er durch Intriguen seine Absicht durchzusetzen. Er stiftete unter den böhmischen Großen Aufruhr an und forderte den König von Ungarn, Mathias Corvinus, auf, des böhmischen Thrones sich zu bemächtigen. Podiebrad kam nun in der That in eine mißliche Lage, da er zwischen zwei Feuern zu stehen hatte.

Der Papst hatte den Bischof und den Rath der Stadt Würzburg aufgefordert, die Güter Heimburg's in Beschlag zu nehmen, welche in der dortigen Gegend lagen, mit dem Ausdrucke: Hab und Gut, Schuld, Gülten, Zinsen und Gefälle, denn Gregor von Heimburg's hauptsächlicher Aufenthalt nach Nürnberg war Würzburg. Es war sogar Kardinal Lorenz, Bischof zu Ferarra nach Würzburg geschickt worden, um öffentlich gegen Gregor zu predigen. Allein da Jene dem Letzteren, wegen der vielen getreuen Dienste, die er den Bischöfen und dem Stifte geleistet, befreundet blieben, so suchten sie eine Aussöhnung zwischen dem Papste und Gregor zu Stande zu bringen und baten Heimburg, den König von Böhmen zu verlassen und dem Papste sich zu unterwerfen. Allein der edle Mann erwiederte, nachdem er sich zuvor gegen die Verläumdung, daß er die Kirche lästere, verwahrt hatte, also: „Ich bin zum Könige von Böhmen in glücklichen Zeiten gekommen, als Fürsten und Herren, geistliche und weltliche, ihn ehrten und achteten. Soll ich nun von ihm lassen, wo das Unglück über seinem Haupte droht? das ist man niemals an mir zu sehen gewohnt gewesen. Nein! ich werde ihn nicht verlassen. Was würde mich übrigens erwarten, wenn ich meinen kranken Leib heimlich zu Euch trüge? Nichts anderes als der Kerker! Deshalb entschuldiget mich, wenn ich meinem Werke getreu bleibe und in meiner Pflicht verharre. Ich hoffe, es wird die Zeit noch kommen, wo ich auch gehört werde."

Als indessen bald darauf 1471 Georg Podiebrad starb, verließ Gregor von Heimburg Böhmen und begab sich zu einem Verwandten Podiebrad's, dem Herzog Albrecht nach Meissen. Derselbe hatte schon seit einiger Zeit eine Vermittelung mit dem Papste betrieben und, da inzwischen ein neuer Papst erwählt worden war, so erwirkte er bei Sixtus IV. wirklich die Absolution Heimburg's. Letzterer wurde vom Bischofe von Meissen absolvirt, so daß ihm eine demüthigende Abschwörungsformel, welche der Papst schickte, erspart wurde. Leider

genoß der große Mann die Ruhe nicht lange; noch in demselben Jahre, im August 1472, hauchte er in Dresden seinen edlen Geist aus. Er wurde in der Barfüßerkirche daselbst begraben. Beinahe zehn Jahre war er im Bann gewesen, um welchen er sich indessen weniger gekümmert hatte, als die meisten deutschen Kaiser. Gregor's Lob war in aller Munde. Sogar ein Mönch, der sogenannte Pirna'sche Mönch, nennt ihn einen ganz vortrefflichen Doktor, in allen Künsten erfahren, einen weitberühmten Juristen und Teidingsmann, der hin und wieder in den Landen umher fährt in wichtigen Sachen. In der Würzburger Historie heißt es: seiner Redlichkeit, Weisheit, Geschicklichkeit willen sei er von den Fürsten, der Ritterschaft, dem Kaiser, ja selbst dem Papste geachtet worden. Weit und breit wurde er zu Rathe gezogen und hoch honorirt.

Gregor von Heimburg hat selbst die Reden, und Gespräche, die er in Mantua und andern Orten mit dem Papste und Fürsten gepflogen, seine Berufung an das Concil und alle seine Schriften gesammelt und in ein Buch niedergelegt, welches herausgegeben werden sollte. Lorenz Friese, Verfasser der Würzburger Historie, erhielt das Manuscript zum Geschenk von Johann Reinhard im Jahre 1543. Leider scheint es verloren gegangen zu sein.

Gregor von Heimburg ziert unsere Nation vorzugsweise durch seine unerschütterliche Männlichkeit; er war ein Mann im schönsten Sinne des Wortes. Möge sein erhabenes Beispiel tausendfältige Nachahmung finden und Deutschland wird ein neuer Phönix aus seiner Asche hervorgehen.

Ernst Ludwig Heim.

Von

Dr. L. Griesselich.

O neidenswerthe Kunst, die nicht den Leib nur,
Die auch die Seele heilt, durch's beste Mittel,
Durch Menschlichkeit! — O neidenswerthes Loos
Des Manns, der, sorgvoll hergerufen, nicht
Zu kommen säumt, und sieht, nicht mit dem Blick
Der Wissenschaft allein, auch dem des Herzens,
Und siegt! O, wem die Kunst der Leibesheilung
Auch nicht gegeben, — doch als Mensch zu kommen,
Zu seh'n, zu siegen, diese größte Kunst
Lehrt ihn ein Mann des Volks, der alte Heim!

Ernst Ludwig Heim.

(Geboren am 22. Juli 1747, gestorben am 15. September 1834.)

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß es im Verhältnisse weniger volksthümliche Aerzte gibt, als man vermöge der Wechselbeziehung der Heilkunst zum Volkswesen und dieses zu jener denken sollte. Immer noch herrscht das gelehrte Wesen oder auch das Gelehrtthu'n mehr oder minder vor und stellt sich als Scheidewand zwischen Volk und Kunst. Auf der andern Seite zeigt uns ein Blick in's Leben, daß Aerzte, wenn sie in und mit dem Volke leben, auch gern dessen Untugenden annehmen und beim Mangel wahren Gehaltes leicht Gefahr laufen, in Gemeinheit unterzugehen. — Indem sich uns in Heim das Bild eines Arztes darstellt, welcher sich weder als gelehrter Pfau vor dem Volke hinstellte, noch auch eine Spur von der Hefe annahm, in die er vermöge seines Berufes hinabstieg, finden wir in ihm das Muster eines vollständigen Mannes, welcher bei allen, selbst bitteren Erfahrungen bis in sein hohes Alter ein ächter Menschenfreund blieb, und welcher der Herder seines Standes genannt zu werden verdient.

Ernst Ludwig Heim war der Sohn eines Pfarrers zu Selz in Franken; sein Geburtstag war der 22. Juli 1747. — Sechs Brüder und eine Schwester empfingen ihre erste Erziehung in dem älterlichen Hause, wo der Vater die mitunter ein wenig sonderbare Herrschaft

führte, welche durch die Mutter gemildert wurde. — Den Unterricht gab der Vater und der Schulmeister war hierbei der Helfer.

Durch eine schwere Krankheit wurde die Entwickelung Ernst Ludwig's sehr verspätet; er war ein schwächlicher Knabe und mit dem Lernen wollte es nicht vorwärts; zwölf Jahre alt, konnte er noch nicht einmal fertig lesen, erst später erholte sich Körper und Geist, doch war dieser schon bei Zeiten nach anderer Richtung thätig, indem der Knabe z. B. gut nachzeichnete und schon mit acht Jahren lobenswerthe Proben davon lieferte. Diese Neigung zum Zeichnen hing bei Heim eng zusammen mit seiner späteren Leidenschaft für naturgeschichtliche Gegenstände, die sich bis in sein Alter gleich blieb und bei ihm eigentlich nichts anderes als ein stiller Gottesdienst war, welchen er Angesichts des geringsten Naturerzeugnisses feierte.

Der Vater, ein gelehrter Magister — selbst die treffliche Hausfrau hieß ihn „Herr Magister" — ließ den Kindern viele Freiheit und so machten die Knaben ihre Naturstudien von selbst, denn in der Grammatik bei Lateinisch und Griechisch hätten sie schwerlich einen Sperling von einer Schwalbe, eine Eiche von einer Buche unterscheiden lernen. Nichts destoweniger war der Vater doch wieder sehr streng, ja mitunter grausam, und bewies dies durch arge Züchtigung; eine der sonderbarsten Strafen des Selzer Pfarrers bestand darin, daß er dem Straffälligen unter Tag, vom Spiel weg, befahl in's Bett zu gehen. — Uebrigens hatte diese rauhe Art des strengen Magisters keinen Einfluß auf die kindliche Gesinnung der Kinder und aus den Briefen der Brüder leuchtet die treueste Anhänglichkeit an den Vater hervor, wie denn auch unter den Brüdern selbst bis an's Ende ihrer Tage eine rührende Uebereinstimmung herrschte; wir sehen fünf Brüder, schon im Mannesalter stehend, am Grabe der geliebten Mutter, sie schwören, sich stets zu lieben und christlich zu leben nach dem Geiste der Entschlafenen. Die Brüder waren nach einer schweren Krank-

heit des alten Vaters aus aller Herren Ländern in Selz zusammengekommen.

Den „gelehrten“ Unterricht erhielt Ernst Ludwig Heim auf dem Lyceum in Meiningen, wo auch seine Brüder ihre Studien zu machen hatten; mit 17 Jahren zog er dahin, zwei Jahre später betrat er die akademische Laufbahn in Halle, und zwar widmete er sich der Heilkunst. Schon in früher Jugend hatte er Neigung dazu, freilich war dieselbe nur durch den Treffenhut eines im väterlichen Hause erschienenen Doktors erregt, aber von solchen Aeußerlichkeiten wird der innere Funke geweckt. Wirklich nahm auch diese Neigung bei Heim schon frühzeitig eine praktische Richtung, indem er eine Katze fing, tödtete und öffnete. Es ist überhaupt merkwürdig, wie bei Heim alles gleich praktisch wurde; es war bei ihm alles That und sein ganzes Leben lang hat er das papierne Wesen nicht leiden mögen. Von jener Katze an, über deren Bau er sich als Knabe vergewisserte, blieb ihm die Lust am Zerlegen der Thiere durch's ganze Leben und wo er sich in dieser Hinsicht unterrichten konnte, da that er's.

Der Vater war ebenfalls für das Studium der Heilkunst, scheint aber eigenthümliche Gründe dafür gehabt zu haben; „zu einem Quacksalber schickst du dich am besten,“ sagte er zu dem Sohne, „du kannst den Leuten alles weiß machen, was du willst.“ Uebrigens übte der Magister auf eigene Faust seine pfarrherrliche Heilkunst in der Gemeinde, wie das so üblich ist und von Nutzen sein kann, wenn's das rechte Maß hält.

Heim blieb sechs Jahre in Halle und der Aufenthalt daselbst war für ihn vom entschiedensten Einflusse auf sein ganzes Leben.

Weit entfernt von aller religiösen Schwärmerei, erscheint der Vater doch als ein Mann, der die Kinder in der Furcht des Herrn erhielt. Und so sehen wir den Halle'schen Studenten, wie er den Verkehr mit dem Gott der Liebe fortsetzt und sich seiner, mitten in dem Treiben der Burschen, mit Freude erinnert. Diese

aufrichtige Gottesverehrung tritt bei Heim in allen Verhältnissen des Lebens hervor, sie ist so herzlich, kindlich und rührend, daß sie uns an die Schicksale Heim's wahrhaft fesselt. Es ist bei Heim nicht jener thatenlose Glaube, jenes blinde Vertrauen zu der Vorsehung, welche uns nach ihrer Gnade Gutes und nach ihrer Strafe Schlimmes zusendet, sondern es ist jenes werkthätige Christenthum, welches nicht allein betet, sondern auch arbeitet. Wir müssen diese Seite bei Heim recht in's Auge fassen, gerade deßhalb, weil auf dem Stande der Aerzte der Vorwurf der Irreligiosität lastet, woran die Aerzte allerdings selbst schuld sind, — ein Vorwurf, welcher dadurch nicht ausgeglichen werden kann, daß sich eine beschränkte Zahl von Aerzten der beschaulichen und mystischen Richtung ergibt.

Heim zeigt uns, wie man Arzt und Naturforscher und dennoch ein im besten Sinne des Wortes frommer Mensch sein kann. Wenn wir den Halle'schen Studenten aus einer lustigen Gesellschaft nach Hause kommen und noch um Mitternacht im Buche der Weisheit lesen sehen, wenn er sich nach dem Gebete für Vater, Geschwister, Freunde „in seinem Schöpfer völlig vergnügt" zu Bette legt, wenn er den Tag mit einem frommen Gesang unter Klavierbegleitung beschließt, so sehen wir das freilich als eine seltene Ausnahme unter der akademischen Jugend und in Halle scheint sich dieselbe damals eben nicht sonderlich fein aufgeführt zu haben. Durch sein gerades, offenes Wesen bekam jedoch Heim Einfluß auf die Genossenschaft und, wie aus seinem Tagebuch erhellt, hat er die Ausschweifenden oft in derber Weise zurechtgewiesen.

Sein Einfluß auf die Studenten war bedeutend und er benützte ihn nur zum Guten, dabei war er in Krankheitsfällen der Leibwalter der Genossen und auf diese Weise hatte er schon als Student eine stattliche Praxis, selbst bei den Bürgern, indem er von einem seiner akademischen Lehrer, dem Professor Nietzky, als Hülfsarzt benutzt wurde. Heim selbst lobt sein Glück in den Kuren, er wählte jedoch originelle Wege dabei, und

da uns dies einen Blick thun läßt in die Eigenthümlichkeit des merkwürdigen Mannes, so wollen wir ihn selber reden lassen..... „In manchen Krankheiten verordne ich ganz besondere Mittel, welche den Studenten zuweilen sehr wohl gefallen. Einer litt am Magenkrampf, wogegen er schon Manches gebraucht, so aber Alles nicht geholfen hatte. Sein Medicus hatte ihm das Reiten verboten... Ich befahl ihm daher, eine Bouteille Wein zu trinken, und dann sich sogleich auf's Pferd zu setzen und zu reiten, was das Zeug halten wollte." Der Erfolg war der beste. — Einem Andern, der heftiges Reißen im Rücken hatte, ließ er gleich zur Ader; „des Abends um 6 Uhr mußte er einen formellen Kommers für 16 Personen aufwichsen und dabei brav singen und wenigstens 12 Gläser Punsch trinken, so daß er ganz molum wurde. Darauf legte er sich schlafen, schlief wie ein Gott, und alles Reißen war weg."

Von solchen Kuren steht nichts in den Handbüchern; Heim erzählt, man habe sich über solche Verfahrungsweise aufgehalten; „ohne hinreichenden Grund" unternehme er aber nichts; daß ein Mittel „parador" ist, hält ihn nicht ab, es anzuwenden. „Ich bitte, wie bei allen meinen Unternehmungen, meinen gütigen Gott um seinen Beistand, und durch ihn bin ich immer glücklich gewesen." —

Es ist bemerkenswerth, daß Heim die Studentenverbindungen von der praktischen Seite auffaßte; er erklärte sie im Interesse der Freiheit selbst für thöricht, und sah ein, daß die Individualität des Einzelnen durch eine Verbindung in Fesseln gelegt, daß durch Beschwören von Gesetzen und Vorschriften, die man noch nicht kennt, die Selbstständigkeit aufgegeben werde. Wie überall, so wollte er, daß der akademische Bürger dem positiven Gesetze und der Moral unterthan sei. In dieser letztern Hinsicht war Heim durchaus streng gegen sich selber wie gegen Andere; bei allem Feuer des Jünglings gibt er uns das Bild eines sittlichen Wandels und

straft das Sprüchwort Lüge, welches Jugend keine Tugend haben läßt. Die Erscheinung Heim's ist in dieser Beziehung um so angenehmer, da sie durchaus nicht das Gesicht eines mürrischen Tugendpredigers trägt. Die Neigungen Heim's haben immer ihren sittlichen Halt, und wenn wir sein Herz von Liebe überströmen sehen, so sind es immer die Worte einer unverdorbenen kräftigen Natur.

Bei einem unzweifelhaft hohen Grad eigener sittlicher Kraft ist es doch unverkennbar, daß dieselbe durch den Umgang in Halle erst zu einem festen Baum erwuchs; insbesondere war es das Haus einer vortrefflichen Dame, der Frau von Büchner, wo Heim sich so recht heimisch fühlte und Lebensbalsam einsog für Kopf und Herz. —

Von der größten Wichtigkeit für Heim war aber das Bündniß, welches er mit dem in Halle studierenden Sohne des Geh. Rathes Muzel, des Leibarztes König Friedrich's II., schloß; denn die mittelbare Folge davon war Heim's spätere Niederlassung in Berlin. Beide Freunde waren ihrem äußern Wesen nach sehr verschieden, — Heim heiter und lebensfrisch und froh, Muzel verschlossen und trüb. Als sich Beide sahen, wollten sie sich nicht annehmen; nach und nach lernten sie sich kennen und schätzen, und so konnte endlich Heim sagen, „im Anfange waren wir zwei Menschen, die, dem äußern Schein nach, einander ganz widersprachen; jetzt aber hat einer den Andern sich gleich gemacht." Beide Freunde lernten sich durch die Pflanzenkunde kennen und so waren es erst Blumen, welche zwei jugendliche Herzen an einander ketteten. Heim setzte überhaupt das Studium der Pflanzenkunde neben dem der Heilkunde in Halle eifrig fort und eine ganz vorzügliche Neigung hatte er zu dem großen Reiche der so kleinen und meistens unansehnlichen Moose; die Liebe zu denselben blieb ihm bis zu dem Ende seiner Tage und die Wissenschaft hat Heim's Namen auch in der Pflanzenkunde verewigt, indem sie z. B. ein Moos nach ihm benannte. Der

wunderbare Bau der Moose war für Heim ein Zeugniß für die Allmacht des Schöpfers; er fand in allen Naturerzeugnissen einen Ausfluß der Gottheit.

Heim's Heiterkeit und Frische litt auch dann keinen Schiffbruch, wenn die Noth über ihn hereinbrach. Die Pfarre in Selz ertrug 200—300 Thaler; da waren eben der Thaler, welche auf die Universität gesendet werden konnten, nicht viele; deßhalb sehen wir denn unsern Ernst Ludwig zu Halle in ewigem Hader mit dem Geldbeutel und die „Manichäer" machten ihm böse Stunden; daß er aber von den französischen Tabakspächtern einst mit einem eingeschwärzten Päckchen Tabak erwischt wurde, bereitete ihm viele Sorge und die betreffende Korrespondenz hat in der That manches Tragi-Komische; auch der Magister in Selz polterte dazwischen und hieß den Halle'schen Studenten am Ende gerne in's Bett gehen, wäre er nur zu Hause! Beinahe aber hätte ein kühleres Bett denselben aufgenommen, denn mit seinem Freunde Muzel gerieth er in ein tiefes Wasser; „wir glaubten hier unsern freundschaftlichen Tod zu finden, sprachen sehr gelassen darüber, und waren höchst vergnügt."

In Halle legte Heim den Grund zu einem großen Kapital an Lebenserfahrung und der Umgang mit einer großen und mannigfaltigen Menge von Menschen konnte seiner Anlage zum Beobachten nur förderlich sein. Bei aller Offenheit des Charakters sehen wir ihn doch auch wieder die Regeln der Klugheit nicht hintansetzen und so konnte er in einem Schreiben an seinen theuren Bruder Anton sagen, „mit den alten Doctoribus, mit den Damen und mit den Priestern darf es ein junger Medicus niemals verderben. Hat er diese zu Freunden, so kommt er leicht durch die Welt." — Wiewohl ein durchaus entschiedener und selbstständiger Charakter, hielt sich doch Heim immer und überall mit den Doctoren jung und alt in Frieden; in der Ueberzeugung, daß jeder Arzt erst vor seiner eigenen Thüre zu kehren habe, war er sein ganzes Leben lang nachsichtig in der Beur-

theilung anderer Aerzte und ihrer Verfahrungsweise, und auch hier ging der Mensch Heim mit dem Arzt Heim stets Hand in Hand. Dieser Geist ächter Kollegialität hat sich auch später, als Heim sich in Berlin niederließ und in einen großen Kreis von Aerzten eintrat, trefflich bewährt; selbst jene, die ihm nicht hold waren, wußte er zu versöhnen; er hatte keinen Feind unter seinen Kollegen und machte so abermals ein Sprüchwort zu Schanden: medicus medicum odit *).

Die Persönlichkeit kam Heim überall sehr zu statten; wenn er den Aerzten durch sein entschiedenes, gehaltreiches Wesen Achtung einflößte, so rief er durch seine männlich-kräftige ausdrucksvolle Gestalt, seine gewandte Rede, überhaupt durch sein äußerst ansprechendes Aeußere bei Jedermann einen angenehmen Eindruck hervor und er hatte daher schon von Natur bei den „Damen" ein gewonnenes Spiel; und das Glück, — im besten Sinne des Wortes — hat ihn auch hier bis an's Ende seiner Tage begleitet. Wenn überhaupt je die Persönlichkeit eines Arztes geeignet war, auf die Umgebung einen mächtigen Zauber auszuüben, so war es die Heim's. — Die folgenden Worte:

Ein Jeder meint, er wär' nie krank gewesen,
Wenn er nur mit dir spricht;
Wo du erscheinst, da sind sie schon genesen,
So froh macht dein Gesicht.

drücken das eben Gesagte in Wahrheit aus.

Heim brachte an's Krankenbett immer auch den theilnehmenden Menschen mit; er suchte die Hülfe nicht allein in der Arzneiflasche, und darum fanden seine Kranken, die an ihm hingen, wie an einem Vater, Trost, Linderung und Heilung noch wo anders als auf dem Recept. Er beurtheilte den Zustand des Kranken überhaupt auch von dem rein menschlichen Standpunkt aus,

---

*) Ein Arzt haßt den andern.

und dachte sich an des Kranken Stelle, und so konnte er sagen, „von Rechtswegen sollte jeder Arzt alle Jahre wenigstens einmal recht empfindliche Schmerzen leiden, um nicht fühllos gegen seine Patienten zu werden.“ —

Der junge Arzt Heim verließ Halle mit seinem trauten Freunde Muzel; es war ein großer Vortheil für Ersteren, daß Muzel's Umstände so gut waren, um Heim auf der langen Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich frei zu halten; wo nur etwas zu sehen und zu lernen war, da hielten sich die Freunde auf, überall wurden Bekanntschaften gemacht und so sehen wir den kaum 25jährigen Doktor mit den berühmtesten Männern seiner Zeit, mit Aerzten, Naturforschern u. s. f. in Verkehr treten, so z. B. in England mit Banks, Solander, in Frankreich mit Adanson, Rousseau rc. — Heim brachte von dieser langen Reise einen reichen Schatz an Kenntnissen, Lebenserfahrungen und Bekanntschaften mit, sein ganzes Leben hindurch hatte er daran vollauf. —

Auffallend ist es, daß er sich mit dem Französischen weit weniger befreunden konnte, als mit dem Englischen; der biedern Natur war es, so muß man annehmen, nicht gegeben, dem mäandrischen Wesen jener Sprache, ihrem Reichthum an schönen Redensarten und ihrer Armuth an Herz großen Geschmack abzugewinnen. Das Tagebuch und der Briefwechsel wurden öfter englisch geführt.

Auf der Rückreise von Paris und Straßburg kamen die Freunde über Stuttgart gen Ellwangen, wo damals Pater Gaßner sein großes Schauspiel vor ganz Deutschland aufführte. Ein Mönch war lahm und gebrechlich auf dem Postwagen gebracht worden; durch einen Zufall jedoch fand ihn Heim unterwegs in der Nacht auf dem Gange des Gasthofes rasch einhergehend, und so klärte es sich auf, daß ein verabredetes Mirakel in Ellwangen vollzogen werden sollte. Diese Entdeckung des lahmen Mönchs machte Heim für die Dauer seines Lebens gegenüber von Wundersucht sehr ungläubig und in solchen

Dingen war er ein wahrer Lichtfreund im edelsten Sinne des Wortes; so fest sein Bibelglaube stand, so wankend war sein Glaube in Bezug auf alles Mystische, was innerhalb der Heilkunst und Naturforschung sich aufthat. Wäre jedoch von Pater Gaßner in Wirklichkeit etwas zu lernen gewesen, so hätte Heim nicht angestanden, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und sein Schüler zu werden. Heim stieg, um zu lernen, selbst herab in die Tiefe, er betrachtete die Kuren von Pfuschern und Quacksalbern, von Schäfern, Hirten, Abdeckern, Kur-Schmieden, alten Weibern und all dem Volk, welches sich mit dem Heilgeschäft abgibt, und darin sehen wir ihn mit Hohenheim übereinstimmen; ja er nahm sich das Verfahren solcher Natur-Heilkünstler, wenn es sich hilfreich bewiesen, zu Herzen, falls er nicht im Stande gewesen war zu helfen; er ging hierbei von der Ueberzeugung aus, daß alle Mittel, wenn sie helfen, zu beachten sind und daß ein Grund dafür vorhanden sein müsse. Daher beschwichtigte er sein ärztliches Gewissen nicht mit dem Schlaftrunke der Gelehrten, welche solche Heilungen durch Volksheilmittel mit dem lieben Zufall bemänteln, als wenn nicht eine ungemeine Menge von Heilmitteln erst vom Volke angewendet und auf dem ungelehrten Umwege zu den Aerzten gekommen wäre, deren Pflicht es ist, der Sache weiter auf die Spur zu gehen!

Wir sehen also in Heim den ächten Volksarzt; er nimmt von dem gemeinen Mann Belehrung an und benützt sie zum Heile der Kranken. —

Nach dreijähriger Reise kam Heim mit seinem Busenfreunde in dem Vaterhause des Letzteren zu Berlin an, setzte dort seine Studien fort und that die erforderlichen Schritte, um ein Physikat erhalten zu können. Jedoch dauerte der Aufenthalt in Berlin nicht lange, denn nach etwa sieben Monaten (im April 1776) ging Heim nach Spandau, wo er für einen kranken Freund die Physikatsgeschäfte versah.

Hier eröffnete sich nun für unsern Beobachter ein

weites Feld der Wirksamkeit; ein halbes Jahr später wurde er, da der Freund gestorben war, Inhaber der Physikatsstelle, und da er in wenigen Jahren auch die Stelle als Kreisphysikus im Havellande erhielt, so erweiterte sich der Kreis der Thätigkeit noch mehr und Heim war ein sehr gesuchter Arzt. Seinem Berufe steht er mit der größten Aufopferung vor, er ist Tag und Nacht zu Pferd, zu Wagen, zu Fuß, geht zu Reich und Arm, zu Vornehm und Gering, besorgt Alle mit gleicher Liebe. „Den Armen thue ich Gutes", schreibt er seinem Bruder Ludwig, „und den Schildwachen, da die Soldaten arm sind, gebe ich des Monats wenigstens 4 Rthlr."

Bei aller Thätigkeit als Arzt ist Heim doch ein fleißiger Kirchengeher und es ist ihm ein Bedürfniß, eine gute Predigt zu hören; in Berlin erbaute er sich an Spalding. Seine Tagebücher weisen Manches auf, was er in Beziehung auf Prediger und Predigten dachte und fühlte; so hörte er einst in Spandau einen über das Gericht und die Ewigkeit donnern und im Tagebuch steht davon: „Großer Gott! sollen denn diejenigen, so hier deine Vorschriften nicht befolgt haben, ewig unglücklich sein? Ich kann es kaum glauben; du mußt es mir verzeihen, wenn ich irre."

Von Spandau kam Heim auch nach dem benachbarten Tegel; dort gab er dem Knaben Alexander von Humboldt Unterricht in der Pflanzenkunde und legte damit den Grund zu den ausgebreiteten Kenntnissen dieses ausgezeichneten Naturforschers.

Sieben Jahre wirkte Heim als Arzt und Menschenfreund in Spandau, geliebt von Allen, die mit ihm in Berührung kamen. Schwer traf ihn der Tod seines Busenfreundes Muzel, dessen er sich bis in sein höchstes Alter mit stets gleicher Anhänglichkeit erinnerte; ergeben in den Willen des Schicksals, drückt er dem Freunde die Augen zu, vergießt keine Thräne mehr um den Entschlafenen und lebt der Zuversicht, „daß er (der Freund) bald dort sein werde, wohin zu gelangen wir alle wünschen."

Spandau wurde für Heim auch in anderer Beziehung wichtig; denn außerdem, daß der arme Pfarrerssohn sein äußeres Glück dort gründete, wurde daselbst auch der Grund zu seinem häuslichen Glücke gelegt; 33 Jahre alt, verheirathete er sich mit Charlotte Mäker, der Tochter eines angesehenen Kaufmannes in Spandau, mit welcher er in einer äußerst glücklichen, in jeder Rücksicht gesegneten Ehe lebte. Bevor jedoch diese gefeiert werden konnte, hatte Heim eine lebensgefährliche Krankheit zu bestehen und wenig fehlte, so wäre er seinem Muzel nachgefolgt; mit der größten Ruhe und Freudigkeit sah er dem Tod entgegen. „An Gott habe ich stündlich gedacht, ihm für alles Gute, so er mir im Leben erzeigt, gedankt, und ihn nur gebeten, mir Standhaftigkeit genug zu verleihen, die Schmerzen und vielen Leiden geduldig zu ertragen.“ —

Uebrigens wurde Heim während seiner Krankheit um eine große Erfahrung reicher. Er bekam nämlich in Berlin so viel Besuche von „Doktoren und Feldscheeren,“ *) daß ihm angst und bange wurde, die Herrn hörte er soviel von seiner Krankheit reden, daß ihn die Hoffnung auf Genesung verließ; er selbst las Bücher über seine Krankheit, fühlte sich immer den Puls, und verlor durch alles das die Gemüthsruhe. Da sagte er der Königsstadt Lebewohl und fuhr nach Spandau; „ich nehme keine Arznei mehr ein, mag keinen Doktor oder Feldscheer mehr sehen, lese nichts mehr über meine Krankheit, habe meine Sekundenuhr weggeschenkt“, — kurz, er mied alles, was ihm die Ruhe raubte, was sich aber so oft an's Krankenbett herandrängt. Diese Geschäftigkeit, womit man Kranken beisteht, ist oft hinderlicher als die Krankheit selber; die Pflege kann zur Plage, die Sorgfalt zur Pein werden; ein halb Dutzend Doktoren um ein Krankenbett sind ein Verzögerungsmittel der Genesung, denn jeder will

---

*) So nannte man damals die Militärärzte.

seinen guten Willen durch einen Rath zeigen; da entsteht Verwirrung in Anwendung von Heilmitteln, — — alle Stunden was anderes, — ein ewiges Gezerre um den armen Kranken, für welchen eine solche Wartung eine Folter ist! Wahrlich, Hufeland hatte recht, wenn er sagte, wer einen Arzt hat, der hat einen, wer zwei, nur einen halben, wer aber drei, gar keinen. — Der Glaube an die vier Augen, die mehr sehen als zwei, hat Manchen um ein Jahrzehend seines Lebens gebracht! —

Obgleich Heim in seinem ärztlichen Handeln sehr entschieden war und an dem ihm passend scheinenden Orte mit Kraft dareinfuhr, so liebte er es doch auch, die Natur zu beobachten, wie sie allein mit Krankheiten fertig wird; seine Landpraxis von Spandau aus gab ihm hierzu reichen Stoff. Die Landleute scheuen oft die Kosten für Arzt und Apotheker; ein Arzt, der ihnen nur Hausmittel verordnete, ist ihnen sehr willkommen, und so hatte Heim reichlich Gelegenheit, im Havellande Betrachtungen anzustellen, wie Krankheiten ohne Arznei verlaufen, und er zog daraus seine Nutzanwendung. Er selber erhielt sich dabei den Glauben an die Macht der dem Organismus beigegebenen sogenannten Heilkraft. Die Natur heilt, der Arzt behandelt, so dachte er, und darum war sein Streben darauf gerichtet, der Natur beizustehen, sie nicht zu übertölpeln. —

Nach langem Ueberlegen und Berathschlagen mit den Seinigen entschloß sich Heim, seine Stelle in Spandau aufzugeben; das Versehen derselben war mit großen Anstrengungen verbunden, er vermißte den Umgang, die Gelegenheit und die Zeit, sich weiter zu bilden. Er verkannte nicht die Schwierigkeiten eines Ueberzuges nach Berlin, wo, wie er sagte, viele Aerzte ihn für einen „Broddieb" ansehen würden; auch sah er ein, daß er als ein natürlicher Mensch („homo naturalis") den Berlinern gegenüber, welche meistens künstliche Menschen wären („homines artificiales") einen schlimmen Standpunkt haben werde.

Im Jahr 1783 verließ Heim Spandau und zog nach Berlin, besorgte aber von da aus noch viele Spandauer Kranke, und das treue Pferd, welches ihn zwanzig Jahre lang trug, mußte den Weg oft unter die Füße nehmen, da die Spandauer durch ihren Heim genesen oder sterben wollten — wenn's sein mußte.

Wir sehen nun unseren Heim im Wagen sitzen und die Königsstadt messen; der Pfarrerssohn, dem der Vater schreibt, er könne ihm, da er nichts habe, kein Hochzeitsgeschenk machen, hat sich „Equipage" angeschafft, und einen Scharlachrock für ganze 50 Thaler! „Nie würde ich mir dergleichen kostbare Kleider anschaffen, wenn es nicht zur medicinischen Politik gehörte, wohlgeputzt einherzugehen." — Und so ging er sein ganzes Lebenlang einher, bis in's hohe Alter, und blieb doch immer der ehrliche Heim, trotz allen Ringen, Ketten und Nadeln, die er an sich trug; der Unterschied von vielen Seinesgleichen war nur der, daß er das beste Gold, und den reinsten Edelstein innen trug und mit dem Flunker und Flitter keine leere Stelle zu bedecken hatte.

Im ersten Jahr seines Aufenthaltes war Heim, trotz dem, daß ihm von warmen Freunden und darunter von dem Vater seines verstorbenen Muzel unter die Arme gegriffen wurde, mit seinem Erfolge nicht zufrieden. Zwar hatte er das Glück, von einer Prinzessin zum Leibarzt erkieset zu werden, zwar winkte ihm damit der Hofrathstitel, und der Gehalt von 200 Thalern war wenigstens nicht zu verachten; aber Heim's Natur war viel zu wenig aalartig, als daß er sich in dem Hofgewässer hätte behaglich fühlen können. — Es zeigte sich auch bald, daß Heim wohl ein Hofrath, aber kein Hof-Herenmeister sei, denn eine von ihm verordnete Arznei bekam der Prinzessin nicht, es entstanden bittere Vorwürfe, — dennoch verstand es Heim, die Ungnädige zu beschwichtigen und am Ende bat sie ihn sogar um Verzeihung; da aber die königliche Hoheit an Krämpfen litt, diese aber die Natur von Gewittern zu haben pflegen, so konnte es nicht fehlen, daß der hysterische Blitz bei näch-

ster Gelegenheit in den Blitzableiter fuhr, und das ist bei einer krampfhaften Dame immer der Doktor, wenn er nicht schnell hilft. Kurz, die Prinzessin überwarf sich mit Heim und der „Hofrath" ging in die Brüche; nicht aber das war es, was Heim verdroß, sondern, wie er im Tagebuch bemerket, daß ihm die Prinzessin „öfter die größten Schmeicheleien" gesagt und ihn dennoch endlich „en canaille" behandelt hat. — „Ich verlange keine Fürstlichkeiten mehr zu Patienten zu haben. Die Ehre kann einem braven Mann gleichgültig sein, und das Geld muß man sauer verdienen, Bücklinge, Kratzfüße u. s. w. genug dafür machen und manche Unwahrheit dafür sagen. Ich lobe mir meines Gleichen, unter diesen wünsche ich mir Praxis."

Freilich ging das anders; denn Heim erwarb sich nicht allein bei seines Gleichen in Berlin das größte und unbedingteste Zutrauen, sondern auch bei „Fürstlichkeiten," und die Krämpfe der Prinzessin schlugen ihm nur zum Glücke aus.

Jedoch war es nicht allein die Praxis, welcher er oblag, sondern auch die Fortbildung; er knüpfte Verbindungen mit den ausgezeichneten Männern Berlins an und strebte fortwährend nach Entwickelung seiner Kenntnisse; es blieb ihm nichts fremd in Kunst und Wissenschaft überhaupt. Auch im Kreise der Staatsmänner wurde er heimisch; sein Tagebuch enthält über den Minister von Herzberg freimüthige Bemerkungen, und Hardenberg war und blieb sein treuer Freund. — In keiner Weise vergab er sich aber gegen die Vornehmen etwas; er kannte die großen Schwächen derselben ganz gut, und als ein Minister nebst Gemahlin sich von einem famösen ausländischen Charlatan behandeln ließ, kann er sich nicht genug wundern, wie beide so „blind" und „einfältig" sind, sich von einem Betrüger gröblich täuschen zu lassen. „Aber die Vornehmen sind in diesem Stück ebenso leichtgläubig als der gemeinste Pöbel. Was nur ihrer Eigenliebe schmeichelt, wenn es gleich auf die unverschämteste Weise geschieht, gewinnt ihren Beifall." Man sollte

sich wundern, wie es möglich war, daß sich Heim als ein durchaus gerader Charakter in den höheren Kreisen halten konnte, ohne sich in ihm zu verwischen oder als etwas Fremdartiges von ihm ausgestoßen zu werden, ja daß es ihm nicht übel genommen wurde, wenn er sich in der Berliner Demagogen-Fangzeit am Tische eines Ministers frei äußerte. — Aber es bewährt sich auch beim Arzte, daß der Mensch entweder Hammer oder Ambos ist und daß es kein jämmerliches Mittelding zwischen beiden gibt. Läßt sich ein fester Charakter nichts abmarkten, hält er Stand gegen äußere Anfechtungen und geht er seinen Weg geradeaus, so nöthigt er auch dem Gegner Achtung ab; ist ein solcher Mann ein tüchtiger Arzt und sonst im Umgang liebenswürdig, so hält man ihm seinen Freimuth als eine Art von „Originalität" zu gute und auf diese Weise ist der Hammer überall eine angenehme Erscheinung, während der Ambos, bei aller Geschmeidigkeit, Willenlosigkeit und Achselträgerei, am Ende doch nur mehr geduldet ist, schließlich selbst denen, die sich seiner als eines Werkzeuges bedienten, bei irgend einer Gelegenheit zum kläglichen Opfer fällt und, wenngleich mit Auszeichnungen aller Art und Geldsäcken beladen, den Schauplatz doch nur durch diese Aeußerlichkeiten behaupten kann, bis der Gleichmacher Tod auch sie verwischt und damit einen Strich durch den ganzen Menschen macht.

Für Berlin wurde Heim eine (im besten Sinne des Wortes) stehende Figur, ein wahrer Volksmann; wo er sich blicken ließ, bezeugte man ihm Achtung und das gemeine Volk wich ihm, dem „alten Heim", wie man ihn später hieß, ehrfurchtsvoll aus, wenn er sich im Gedränge auf seinem Pferde sehen ließ. Er ritt bis in seine späteren Jahre sehr gern; „nichts erhebt das Gemüth mehr und vertreibt die Grillen sicherer als Reiten", sagte er.

Nicht leicht bekam ein Arzt eine ausgebreitetere Praxis als Heim. Der Genuß seiner Familie wurde ihm dadurch freilich sehr verkürzt; da er nun im eigenen Hause die

Seinigen nicht genießen konnte, so nahm er sie zu sich in den Wagen und kutschirte mit ihnen bei den Kranken herum, deren er 60, 70 und mehr an einem Tag besuchte. In den Jahren, wo er am beschäftigtsten war, behandelte er 3—4000 Kranke unentgeldlich noch neben seiner sehr einträglichen Praxis. Obwohl er im hohem Grade uneigennützig war, ergoß sich doch des Glückes Füllhorn über sein Haus; aber selbst als er einen ungeheuren Verlust erlitt (von mehr als 100,000 fl.) überwand er ihn mit Seelenruhe; das Geld war ihm überhaupt nur Mittel, nicht Zweck. Schon in Halle hatte er über den Geldpunkt ganz eigene Ansichten; wenig mochte er nicht annehmen, lieber nahm er gar nichts; von Armen, wenn sie ihm etwas anboten, nahm er aus Theilnahme nichts, aber den Zahlungsfähigen that der Halle'sche Studiosus der Medicin kund und zu wissen, daß wenn sie ihm nicht 2—3 Louisd'or für die Behandlung geben, wolle er lieber nichts. — Auch hier hat Heim bei Zeiten den rechten Punkt getroffen, den Armen geschont überall, den Vermöglichen, der auch in der Regel es dem Arzt wenig Dank weiß und sich über den zartfühlenden Doktor wohl lustig macht, in Anspruch genommen, wie sich's gehört. —

An diesen Grundsätzen hielt Heim sein Leben lang fest; er sandte Unbemittelten oder von ihm für unbemittelt Gehaltenen das Honorar zurück, und zwar that er das im ersten Jahr in Berlin, als es mit seiner Einnahme noch nichts weniger als glänzend aussah; ja er half damals einem ärmeren Arzte, der seinen Sohn vom Wehrstande loskaufen wollte, mit einem Geschenke von 20 Thalern. Nahm er wider Erwarten ein bedeutendes Honorar ein, so diente das als neuer Sporn zur Armenbehandlung. Uebrigens nahm er außer Geld auch andere Sachen und so dankte er einst für zwei — — Besen, die ihm eine arme Frau versprach, wenn er ihren kranken Sohn auf dem Lande besuchen wolle, was er auch that.

In der langen Reihe von Jahren, wo Heim in

Berlin wirkte, bietet sich eine Kette von Wohlthaten dar, mit welcher Heim die Königsstadt umschlang; Heiterkeit, Frohsinn und Gleichmuth verließen ihn nie; auch das Geheimerathsdiplom und die Orden, womit er in späteren Zeiten geziert wurde, änderten nichts an ihm; er behielt selbst die alte Anhänglichkeit an die Bauernjungen, mit denen er im stillen Dörfchen Selz herumgesprungen. Als er, ein Mann von beinahe 50 Jahren, mit seiner Familie in die Heimath reist, besucht er die alten Knaben, erfreut sich des Koppe, Hans Mathes und Anderer, als wären es Residenzleute wie er. Schon in Spandau läßt er die Leute Gesichter schneiden, wenn er auf dem Bauernwagen über Land fährt und den Scharfrichterknecht mitnimmt; ja er badet als Fünfziger mit Scharfrichterknechten, Soldaten und Bauernjungen, wie sein Tagebuch meldet, — weil es sich eben so und nicht anders trifft.

Wie er sich von Allem durch den Augenschein zu unterrichten strebte, so auch vom Erfolge des — Prügelns; das Köpfen, Hängen, Rädern und Spießruthen-Laufen machte keinen so widerwärtigen Eindruck auf ihn als das Prügeln, er konnte den Anblick nicht aushalten, hätte laut weinen mögen und lief davon — der 76jährige Heim, der „Kollege" Blücher's, der „Feldmarschall unter den Aerzten", wie Blücher den alten Heim nannte!

Viel lieber als zu solchen Strafvollstreckungen stieg Heim auf Berge und Thürme; kam er in eine Stadt, so lief er auf einen Thurm und im Jahr einmal mußte er in Berlin einen Thurm besteigen und die Kinder waren dabei.

Heim wurde 88 Jahre alt; er spürte den Nachlaß der Natur recht gut und ergab sich ruhig darein. Wir sehen den Kreis seiner Thätigkeit sich nach und nach verkleinern und zuletzt finden wir unsern ärztlichen Bayard nur noch unter den Seinigen. Der Scharlachrock ist vermodert, aber das Andenken an den Busenfreund ist jugendlich frisch. Es drängen sich keine Schaaren von Kranken in den Morgenstunden mehr in seine Wohnung, —

der alte Heim, umgeben von Hilfsärzten, empfängt die Kranken, Hoch und Nieder, morgens nicht mehr in Hemd und Beinkleidern, und macht seinen Anzug nicht mehr wie früher, während er untersucht und verordnet. Er feierte das himmlische Jubiläum am 15. September 1834, nachdem er 12 Jahre vorher (1822) das irdische begangen. Berlin gab ihm dabei das Bürgerrecht und ehrte damit den Arzt, welcher sich dem Dienste der Armen so uneigennützig hingegeben, insbesondere auch bei der Einführung der Kuhpockenimpfung sehr entschieden mitgewirkt und dadurch dem Gemeinwesen einen großen Dienst erwiesen hatte.

Vier Jahre vor seinem Heimgang feierte er auch noch die goldene Hochzeit; derselbe Geistliche, der das Paar in jungen Jahren eingesegnet, steht auch vor den Alten. Beide Feste sind nicht allein Familien-, sondern Berliner Ereignisse, und es gibt sich dabei die allgemeine Liebe und Achtung kund.

Heim steht als Muster eines Arztes da. Der Geschichtschreiber kommt in die Lage, an seinem Helden keine Untugend zu finden; durch und durch eine edle Erscheinung, war bei Heim der Arzt auf's Innigste von dem Menschen durchdrungen; ohne Umschweife ging er auf sein Ziel los, wenn er mit sich im Reinen war. „Wahr im Munde und ohne Falsch im Herzen", so bezeichnet ihn sein ärztlicher Genosse Hufeland in einer Gedächtnißrede. —

Wenn wir das Bild dieses vortrefflichen Arztes an uns vorübergehen lassen, so hat jeder von uns Gelegenheit, sich etwas zu merken, was er an sich bessern kann. Der Menschheit sind jedenfalls viele Heim's zu wünschen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt des vierten Bandes.

Arnold von Brescia	von Eduard Duller.	303
von Beckerath. . .	„ Friedrich v. Schönthal.	57
Fichte	„ H. L. Egidius.	1
Heim	„ Dr. L. Griesselich . . .	407
Heimburg	„ Dr. J. G. A. Wirth . . .	373
Lornsen	„ Karl Buchner.	93
von Schiller . . .	„ Dr. Georg Zimmermann	127
von Vincke (Vater) von Vincke (Sohn)	„ Friedrich v. Schönthal .	205
Uhlich	„ Friedrich Otto.	271
Wicliffe.	„ H. L. Egidius	343

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Braunfels, Ludwig, 1810-1885 / Braunfels, Ludwig, / Duller, Eduard,

Die Männer des Volks dargestellt von Freunden des Volks

Bd.: 4

Frankfurt am Main (1847)

Biogr.c. 89 m-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070139-7